
P.o.germ.
393
a



Novellen

von

Carl Frenzel.

Frankfurt a. M.
Meidinger Sohn & Comp.
1860.

Inhalt.

Sirene . . . . Seite 1
Unter dunklen Tannen . . . . „ 41
Für einander geboren . . . . „ 87
Meduse . . . . „ 119
Amor's Erwachen . . . . „ 178
Gläubig . . . . „ 207
Unstät . . . . „ 233

Sirene.

I.

Vor sechszehn Jahren war Lucy Drummond das lustigste und schönste Kind, welches je durch einen englischen Park gegaukelt. Nie gab es schönere Augen, rosigere Lippen, als die ihrigen. Nicht mit Schmerz, nein — mit Stolz nannten sie ihre Eltern: ihr einziges Kind. Sie war verzogen, denn es liebten sie alle; wer konnte auch ihren Schmeicheleien widerstehen? Wenn sie mit ihrem Händchen den Hals ihres Vaters umschlang, an seine Wange ihre blonden Locken drückte, konnte er nur jede Furche von dieser Stirn zu scheuchen trachten, auf der Glück und Scherz allein ruhen durften. Sie selbst war glücklich, zählte sie doch erst zehen Jahre!

So wuchs sie heran, die alten gothischen Hallen ihres Familiensitzes, die hundertjährigen Eichen und der bläulich schimmernde See im Park belauschten ihr Erblühen, mit ihnen lebte sie. Die Natur hatte ihr einen reichen Geist und ein

edles Herz gegeben. Sie lernte viel, vielleicht zu viel für ein Mädchen, aber es schien, als wisse sie nichts um ihre Kenntnisse. Nur eins trieb sie mit Leidenschaft, Musik — sie besaß eine bezaubernde Stimme, deren Klang auf Erden nichts widerstand. Wenn sie zuweilen des Abends am offenen Fenster, verborgen hinter den Gardinen sang, blieben die Leute auf dem Wege verwundert stehen und horchten auf die hinwogenden Töne.

Eng verschwistert war ihr Dasein mit der Natur. Wenn der Wind leise über die klaren Wellen des See's hinhauchte und sie zitternd bewegte, klang es ihr wie bekannte Melodie in's Ohr; die bunten, farbenleuchtenden Wolken, die an Herbstabenden über die Landschaft hinzogen, gestalteten sich in ihrer Phantasie zu glänzenden Mährchenbildern, die ihre Träume erfüllten. Sie verstand alle Zeichen und Töne im Wald und am Himmel, nie konnte sie lachen, wenn trübe Wolkenschatten herniederhingen. Wie die lieblichsten Blumen, blühte auch sie nur im Sommer. Dann aber war's ein freudiges, echtes Blühen, ihr ganzes Wesen durchdrang Sonnenschein. Im weißen, flatternden Kleide, ihre Lieblings-taube auf der Schulter, flog sie durch den Park, Blumen-kränze hing sie an die Zweige ihrer heiligen Bäume, so nannte sie die hochstämmigen Eichen, die auf der Anhöhe mitten im Garten standen und schützend ihre Aeste über sie und ihre Gedanken breiteten, wenn sie zuletzt noch bei Sonnen-untergang hier stand und in die goldbeglänzten Wellen des Teiches hinabschaute, d'rin sich Himmel, Schloß und Wald wie ein Traumbild abspiegelten. Dann flog wohl ihre Taube

in die Höhe, dicht über sie hin, um ihre blonden Haare wob die sinkende Sonne eine matte, blasse Glorie, so glich sie selbst einer lieblichen Erscheinung. Wie sie alle Farben um sich her in harmonischer Einigung leuchten sah, alle Töne zusammenklingen hörte, so wollte sie auch um ihr Wesen diesen Schimmer verbreiten, ihr Leben harmonisch in's All hinfluthen lassen.

Noch kannte sie das Schicksal nicht, und als hätte es Mitleid mit ihrer Schönheit und Seligkeit gehabt, rückte es nur allmälig den Schleier von ihrem Auge, der mit gold'nen Schlössern und zauberischen Gestalten bemalt, ihr das wahre Leben der Welt verbarg. Erst starb ihre Mutter; dann verlor sie in grausamer Krankheit all' ihre Schönheit, bis auf ihre blaue, feuchtigglänzende Augen und ihre Locken — da war sie sechszehn Jahr.

Um dieselbe Zeit traf ein Verwandter, Charles Brandon, bei ihrem Vater ein, er war jung, reich, nicht ohne Witz und von ihrem Vater sehr geliebt. Sie haßte ihn nicht, ihr war er noch gleichgültiger, als der Kiesel, den sie spielend in's Wasser warf. Wunderlich, diesen Mann sollte sie heirathen, das wünschte ihr Vater. Es war ein heißer Sommernachmittag, als er zu ihr davon sprach; sie ließ das Buch, das sie eben las, in den Schooß sinken, sah ihn einen Augenblick an und hörte dann mit geneigtem Kopfe kaum auf seine Rede. Sie erwiederte: sie wolle sich bedenken, sonst sagte sie kein Wort. Erst im Garten athmete sie auf; erschreckt hatte sie die Nachricht nicht, nur wie drückende Schwüle sich über ihr Herz gelagert. Der Himmel war heiter, unbe-

wölkt — und als sie am See ihre Steinbank erreichte, und ihre Tauben sie schnäbelnd und kosend umflogen, lächelte sie, denn das ist die Magie der Natur.

Und wie sie so dasaß, näherte sich ihr ein junger Mann.

„Guten Abend, Miß Lucy!“ sagte er.

„Da sind Sie, Richard!“ rief sie und sprang auf.

„Bleiben Sie; es ist so schön, wenn Sie sitzen, und die Tauben und die Zweige um Sie her sich neigen und flattern, wie um eine Königin.“

„Fliegt!“ sagte sie heftig und warf die eine in die Höhe. „Alle hinauf! Das müßte ein herrliches Leben sein, wenn wir immer so stiegen.“ Damit wandte sie ihren Blick von den Vögeln.

„Richard“ — fuhr sie ruhiger fort — „mein Vater will mich verheirathen.“

Sie blickte ihn forschend an, auf seinem stillen, eisigen Gesichte war auch nicht eine Spur einer Wallung wahrzunehmen.

„Mit ihrem Vetter? Ich sagte es Ihnen schon, Miß Lucy, aber Sie lachten mich aus.“

„Und ich lache noch; er wird mich nie besitzen.“

„Doch!“ murmelte Richard halblaut. Sie vernahm es, und ihr Antlitz ward dunkelroth.

„Nein, sage ich Ihnen! — Ich werde meinem Vater aufrichtig bekennen, daß Sie mich, daß ich Sie liebe — er wird meinen Bitten nicht widerstehen.“

Wer doch jetzt in Richards Seele hätte lesen können!

Seine Züge änderten sich nicht, sie behielten ihre frühere schwermüthige Ruhe, als er ihr langsam erwiederte:

„Nennen Sie unsere Neigung nicht Liebe, Miß Lucy; Sie hegen nur alte Jugendfreundschaft für mich. Gewiß, es wäre ein großes Vergehen, den liebsten Wunsch Ihres Vaters eines Irrthums wegen zu vernichten. Bedenken Sie, ich kann Ihnen nichts bieten, nicht äußeres Glück, das würde Ihr Herz entbehren können, aber ich bin entblößt von jedem Vorzug und von allem Reiz. Wollten Sie jene leuchtende, flatternde Wolke an den kahlen Fels dort drüben zum langsamen Verschmachten fesseln? Wenn schon gleichgestimmte Seelen sich im Grunde ihres Wesens doch fremd bleiben, welch' ein unbekanntes, nie befahrenes Meer trennt Sie und mich."

„O!" rief sie aus und entriß ihm ihre Hand. „Wie gern glaub' ich Ihnen, selbst Ihr kühnster Gedanke springt nicht mehr über die Kluft zwischen uns."

„Zürnen Sie nicht, Miß Lucy. Ich wuchs mit Ihnen auf, und zwischen uns war nur der Unterschied, daß Sie reich, edelgeboren einst zur Herrin dieses Schlosses bestimmt waren, während ich aus Milde von Ihren Eltern erzogen wurde. Was wußten wir Kinder davon? Was Wunder, daß wir bis zu dieser Stunde innig an einander gehangen? Sie nennen es Liebe; ich denke, es ist die Gewohnheit des Beisammenseins, die uns unentbehrlich geworden. Sie sind ein stolzes Mädchen, und ich wage nicht, Ihnen zu rathen. Wenn Sie aber Ihren Vetter nicht hassen, bitte ich Sie bei unsrer Freundschaft, erfüllen Sie den Wunsch Ihres Vaters, es

wird nicht zu Ihrem Unglück ausschlagen. Ich wenigstens habe zu lange seine Wohlthaten genossen, um jetzt den Vorwurf auf mich zu laden, ich hätte ihm das Herz seiner Tochter entwendet."

„Fürchten Sie das nicht!" sagte sie mit eisigem Ton. „Ueber mein Glück oder Verderben bin ich Gebieterin. Sie sollen nie über mich triumphiren."

Sie wandte sich stolz ab, vergebens — sie konnte sich nicht mehr bezwingen, schluchzend, weinend blickte sie noch einmal zurück, dann trieb ihr Stolz sie auf immer von ihm.

Richard sah ihr lange nach, bis der letzte Saum ihres Kleides im dunklen Grün der Gebüsche entschwunden. „Nun hast du eine bittere Feindin mehr" — dachte er. „Aber der Schiffer wirft das Kostbarste in die stürmische Fluth, sich selbst zu retten; warum sollt' ich sie nicht opfern, da ich sie nur zu meinem Verderben geliebt hätte?"

Dieselbe Nacht noch verließ er das Schloß, am vierten Sonntag darauf ward Lucy mit Charles Brandon getraut.

Dieses Ereigniß wirkte bestimmend auf ihr Leben ein. All' ihre jugendlichen Träume hatte ein Mann mit grausamem Herzen seinem Eigennutze geopfert, und die Welt erschien ihr anfangs nach diesem Schlage so öde, und ihre Seele so hoffnungsleer, daß sie oft an Selbstmord dachte. Doch dazu war sie nicht muthig genug, sie liebte das Dasein und wollte den Schmerz überwinden. Wenn ihr Gemahl das Verständniß ihres Wesens besessen und ihre Empfindungen mitgefühlt hätte, vielleicht hätte sie glücklich schöne Jahre hindurch auf einsamem Landsitz, in seinen Armen, ein lächelndes Kind auf

ihrem Schooß, ihre Jugendfreuden wieder genossen, wäre schön gestorben und unter Vieler Thränen begraben. Gewiß, solch' Stillleben ist auch ein Glück; aber das war nicht ihr Loos.

Charles Brandon hatte viel Geist, war ein vollendeter Weltmann; seine Gattin kümmerte ihn wenig. Es gab nichts, was ihn an sie fesseln konnte. An Schönheit übertrafen sie tausend Frauen, tausend andre in der Kunst zu glänzen. Lucy's poetische Neigungen erregten nur seinen Widerwillen, Andere hielten sie für phantastisch, er nannte sie eine Närrin aus unglücklicher Liebe. — Sie merkte es bald und betrübte sich nicht darüber; noch kannte sie Herzen, die für sie schlugen. Ihnen ergab sie sich aufrichtig und ganz. Scheltet sie nicht, die ihr auf den Stühlen der Tugend und Gerechtigkeit sitzt, weil Euch die Natur ein zu kaltes Herz schenkte, um des Lebens wärmsten Pulsschlag zu fühlen. In Lucy's Busen schlug er wild und laut; ihr erschien der Genuß und sein ewiger Wechsel, wie jener tiefe Strom der Vergessenheit, wo Alles, was dahin, Freuden wie Qualen, versinken. Darüber gingen die Jahre und die Menschen dahin; ihr Vater, ihr Gemahl waren gestorben, ihre Augen hatten den ersten bezaubernden Glanz verloren, doch der poetische Hauch ihres Wesens verklärte sie noch immer. Wie zuweilen unter den Aehren, die der Hagel zerknickt, hier und da einige Kornblumen aufrecht stehen, so giebt es begünstigte Menschen, die aus jedem Schiffbruch ihres Lebens sich ungebrochen erheben und statt die ursprüngliche Poesie ihrer Natur in diesem Kampfe einzubüßen, ihr nur den Stempel der Schwermuth aufdrücken, der sie noch anziehender macht.

Es war ein Sommerabend; zu Nizza auf dem Balkon ihres Landhauses stand Lucy, sie erwartete gute Freunde, um in der Dämmerung eine Wasserfahrt auf dem Meere zu machen. Bittere Gedanken furchten ihre Stirn; so lange hatte sie nichts von Richard Everett vernommen, warum heute gerade? Sie wußte, er war in Nizza; sie hatte vor einigen Stunden auch die herben Worte von Lady Morton gehört, die er über sie geäußert. Daß sie viel gescholten und viel verklagt ward, betrübte sie nicht; längst trug sie es wie etwas Unvermeidliches; aber daß er so bereitwillig den Stein auf sie warf, das war ihr Schmerz und ihr Groll. Liebte sie ihn? Kaum; zu viel Jahre, zu viel Küsse lagen zwischen heute und damals, viel genießen heißt viel vergessen. Nein, vergessen hatte sie ihn nicht; wenn sie irgendwo seinen Namen gehört, wehte es wie ein kalter Hauch über ihre Stirn hin und ließ ihr Herz erstarren. Sie schaute über's Meer, ihre Gedanken eilten flüchtig, formlos, wie seine Wogen, in ihr auf und nieder. Da sah sie das Boot ihrer Freunde am Gestade anlegen, sie winkte mechanisch: Willkommen! und stieg hinab.

II.

Sie saßen alle im Boot; vier Ruderer trieben es pfeilschnell über die mondbeleuchtete Fluth.

„Sie müssen den Kranz aufsetzen, liebe Lucy" — bat Harry Morton. „Wir wollen eine Meergöttin mit uns haben, um sicher zu fahren."

Und er drückte ihr einen Kranz von weißen Wasserlilien auf die Locken.

„Warum soll ihn denn nicht Lady Fennimoor tragen?" fragte sie. „Hab' ich doch nie gehört, daß die Meergöttinnen alt wären."

„Wie Sie mit Jahren kokettiren" — erwiederte jene lachend. „Sollen vielleicht meine blöden Augen Zaubereien ausüben?"

„Still, wir sind schon im romantischen Lande" — sagte ihr Bruder. „Sieh die Ufer immer weiter entschwinden, ganz fern leuchten noch grau und gespensterhaft die Schloßruinen von Nizza zu uns herüber."

Sie waren mitten in der Bucht; stiller war nichts auf der Welt, als diese Stätte. Silberleuchtend schienen die Wolken fast unbeweglich um den Mond zu stehen, leise rauschte die Welle in seltsamer Melodie unter dem Schlage der Ruder.

„Welche wunderbare Stimmung ist nun über uns gekommen," sagte Lucy halblaut. „Hat uns die geheime Gewalt der Natur nicht ganz und gar bezwungen?"

„Ja," entgegnete Fennimoor, „wenn die Dämmerung in ihrem Dufte die Härten aller Farben verschmilzt und die schroffen, abspringenden Linien der Gegenstände im leichten Schatten vermittelt, dann vermitteln sich auch in uns widerstrebende Gefühle; diese Ruhe macht unsere Seligkeit aus."

Harry lachte: „Das Halbdunkel ist immer die Liebe der Frauen. Aber Sie vergessen, daß zum Träumen auch der Klang gehört, der uns einwiegt. Tonlos ist nur der Tod, nicht die Seligkeit."

„Wie wahr!" rief sie. „Da — Harry, meine Hand, es lebe der Klang!"

„Nun dürfen Sie meine Bitte nicht abweisen, wenn Sie Ihrem eigenen Worte nicht untreu werden wollen; nun müssen Sie uns ein Lied singen."

Sie drohte ihm lächelnd mit dem Finger und sang. Es war eine alte Romanze von einem Fischermädchen, das den Mond geliebt, in der Nacht über den See gefahren, und als sie den Mond im Wasser haschen wollte, hinabgesunken. Traurig und schmelzend klang ihre Stimme, verführend, herzbethörend, als wollte sie jenes Spielen, Schimmern und

Locken des Mondlichts in den Wellen nachahmen. Gegen das Ende sprang sie plötzlich auf, um ihr blasses Gesicht wehten lang ihre Locken, der weißglänzende Lilienkranz zitterte leicht auf ihrem Haupte, ihr blauseidenes Gewand flatterte weit über den Rand des Bootes, so daß sie gleichsam auf dem Meere zu schweben schien. Alles eine leichte, elfenhafte Bewegung in magischer Beleuchtung. Hinter ihnen fuhr ein kleiner Kahn, ein Mann und eine Dame saßen darin; jetzt waren sie dicht neben Morton's Boot. Da endete sie, und der Mann rief: Wahrlich, Marie, das ist eine Sirene."

So sprach auf Erden nur ein Mensch, und Lucy wandte sich um. Es war Richard Everett. Aus ihrem dunkelblauen Auge blitzte es wie ein feuchtigglänzender Strahl, wie ein dämonischer Zauber; so hatte sie ihn niemals angesehen, und sein Herz erbebte. Fast unwillkürlich entsank ihm das Ruder; der Kahn schwankte, und seine Begleiterin, die sich aufstehend weit hinüber gebeugt hatte, um Lucy zu sehen, stürzte in die Fluth. „Morton zu Hülfe!" schrie Lucy und trat entsetzt vom Rande des Bootes. Ein scharfer Wind erhob sich eben und trieb sie dem Lande entgegen. Wie von einem Gedanken ergriffen, hatten sich Richard und Morton der Ertrinkenden nachgestürzt; ihre Gefahr dauerte nur wenige Augenblicke, die kräftigen jungen Männer hatten sie bald erreicht und brachten sie in das Boot.

Marie schien leblos, aber die Blässe des Todes konnte diesen edlen Zügen ihre Schönheit nicht rauben. Lucy nahm ihr den Hut von dem feuchten, schwarzen Haar, sie schaute sie mit blitzenden, verzehrenden Augen an, gleichsam als sollte

ihre Flamme das erstorbene Leben wieder beseelen. Oder war's der Haß, der diese Gluth in ihren Blicken entzündete? Denn Marie war schön, viel schöner, als sie. — Sie landeten an Lucy's Landhause; die Kranke noch in der kühlen Nacht nach der entfernten Stadt zu schaffen, war nicht räthlich, Lucy wollte sie in ihrer Villa beherbergen. Die Männer verließen sie, Richard stammelte einige abgebrochene Worte des Dankes, Lucy nickte stolz mit dem Kopfe, während ihr lieblichstes Lächeln Morton beglückte.

Richard Everett war ein Sonderling, ein großer Gelehrter, obgleich er erst dreißig Jahre zählte, und hatte ein kaltes Herz. Von armen Eltern geboren, verdankte er seine ganze Erziehung und die Kosten seiner ersten Studien der Güte der Drummonds. In ihrem Schlosse, mit ihrer Tochter hatte er seine Jugend verlebt. Da gingen ihm oft wunderliche Träume durch den Kopf, wie er einst hier Herr sein werde, Lucy an seiner Seite. Denn sie liebte ihn sehr, und er hatte die beste Hoffnung, daß auch ihr Vater endlich in diese Heirath einwilligen würde. Alle seine kühnsten Wünsche wären damit in Erfüllung gegangen, und dennoch ließ er sie fallen. Je mehr Lucy's Seele sich ausbildete, desto tiefer ward die Trennung zwischen ihm und ihr. Seiner Ruhe und Besonnenheit widerstrebte ihre phantastische Laune, ihr Freiheitssinn; er wollte sie sanft und verständig wissen, und sie war nur stolz und überspannt. Das Weib hatte, wie Richard meinte, dem Manne gegenüber kein Recht, sie sollte seine Tage verschönen, wie eine glänzende, duftende Blume, wohl gehegt und geschützt werden, aber nimmer sich

frei bestimmen und ein eig'nes Dasein führen. Welche Gedanken Lucy gegenüber! — Richard Everett war selbstsüchtig, aber unedel handelte er nie; er erkannte, daß Lucy nicht zu seinem Weibe geschaffen sei, er stieß sie und alle Jugendträume von sich und lebte in Armuth.

Angestrengte Arbeit, Anlagen und Glück machten ihm indeß bald einen gefeierten Namen. So wild Lucy's, so ruhig verfloß sein Leben unter Büchern und Schriften. Das Auge und das Wort keiner Frau rührten sein Herz, bis er einst mit Maria Roger zusammentraf. Er lernte sie allmälig kennen, allmälig lieben in verständiger, stiller Neigung. Ein schönes, blödes Mädchen, achtzehnjährig, neigte sie sich willig vor der überlegenen Kraft seines Geistes, sie war vor Anderen zur Ehe geboren.

Ihrer schwächlichen Gesundheit wegen hatte sie mit ihren Eltern und ihrem Bräutigam eine Reise nach Nizza unternommen, einige Tage weilten sie schon hier, ehe ihr das Unglück im Hafen widerfuhr. — Richard und Morton gingen den Weg von Lucy's Villa zur Stadt hinab. Sie waren beide einander nicht gewogen: Harry wußte, daß Richard Lucy's Feind, Richard vermuthete, daß er Lucy's Geliebter wäre. Wenn er sonst von ihrem Treiben gehört, hatte er sie streng und nachsichtslos verdammt, doch so ruhig, als ob nie sein Herz lauter für sie geschlagen, heute, wo er zum ersten Male nach zehn Jahren wieder den Klang ihrer Stimme vernommen, schien es, als wäre er diesem Zauber erlegen. Eine unbezwingliche Neugierde, mehr von ihr zu erfahren, bemächtigte sich seiner.

„Wie großen Dank bin ich Ihnen und Ihrer Schwester schuldig," fing er an. „Ich weiß wohl, daß Ihre Ritterlichkeit solche Worte nicht hoch anschlägt und schön handelt, weil es ihr so geziemt, doch glauben Sie mir, immer ist es der Arbeit werth, sich ein Herz zu gewinnen."

„Sie vergessen," erwiederte Morton kühl, „daß mich Lady Brandon zur Rettung Ihrer Verlobten aufforderte." Ueber Everett's Stirn zog ein Schatten. Morton bemerkte es. „Ah — Verzeihung" — setzte er darum rasch hinzu. — „Sie hören den Namen nicht gerne."

„Wenn mich die Lady zu ihren Feinden gezählt, wenn bittere Reden zwischen uns fielen, so muß ich von heute an dies Alles vergessen und sie als den Schutzengel meiner Braut verehren."

„Schutzengel!" sprach Morton halblaut vor sich hin, „gewiß, das ist der Name, den sie tragen sollte."

Richard fuhr fort: „Seit Jahren habe ich nie mit Lady Brandon verkehrt, sie mich kaum im Vorübergehen bemerkt, wie leicht konnte ich da, durch übertriebene Erzählungen, vielleicht ja Mährchen, getäuscht, ein unrichtiges Urtheil zu hastig über sie aussprechen; wird doch nichts leichter auf Erden verkannt als der Mensch."

„Darin möchte ich Ihnen kaum beistimmen," entgegnete Morton. „Lady Brandon wird nicht verkannt, Freunde wie Gegner sagen offen, daß sie über sogenannte Tugend hinaus ist, und all' ihr Thun einem Wunder gleicht. So war ein Mal ein junger Mann, ein Wüstling, der Alles genossen, denn er hatte viel Geld und einen vornehmen Namen. Auf

einem Balle zu Paris, wo das Volk tanzte, traf er eine edle Dame, eine Landsmännin, in Grisettenkleidung. Er tanzte mit ihr, er fand sie anders als ihren Ruf. Ihn verachtete sie; nur dem Manne gehöre sie, sprach sie beim Abschiede, der jeden Kuß mit einer schönen That belohne. — Einige Wochen später war er in der Wohnung eines armen Mädchens, deren Mutter todtkrank, und die seine Hülfe in Anspruch nahm. Das Uebrige ist klar. Da trat sie plötzlich in das Zimmer, ich glaube, das Mädchen arbeitete für sie — und als sie den jungen Mann dort bemerkte und die elenden Absichten seines Herzens von seinem Gesichte ablas, sagte sie nichts als: Pfui! Mit dem Worte hat sie ihn bekehrt, wie die Heiligen die Sünder. Das ist die Dame, die Sie verkennen — und gewiß, es ist eine verworfene Frau."

Damit schieden sie. Nur der Mond, der voll und klar, wie ein goldener Nachen, durch die Wellen tiefblauer, lichtbesäumter Wolken segelte, mochte wissen, wen er länger in dieser Nacht wachend auf seinem Lager gefunden, Lucy oder Richard.

Am andern Morgen eilte er nach ihrer Wohnung, sich selbst beredend, daß ihn allein die Sorge für seine Braut zu ihr treibe; denn nicht die Anderen, uns selbst belügen wir am meisten. Am Springbrunnen im Garten, wo eine blumenumkränzte, marmorne Najade aus der Schaale das Wasser goß, im Pinienschatten traf er Lucy. Der romantische Glanz, den in der vergangenen Nacht Wasser und Mondschein um sie gebreitet, verklärte sie nicht mehr, sie schien schleierlos vor ihm dazustehen. So ungeduldig

Richard's Herz geklopft, ehe er den Garten betrat, so ruhig ward es, als er ihr jetzt gegenüberstand. Eine Luftspiegelung, ein Traum hatte ihn getäuscht, im klaren Morgensonnenschein verschwand jeder Reiz der Schatten und auch der ihrige. Als sie sich kalt begrüßt, lud sie ihn auf der kleinen Bank zum Sitzen ein, die vor dem Bassin stand, und setzte sich selbst auf den Rand desselben.

„Sie kommen sehr früh," sagte sie mit einiger Bitterkeit, „mir meine Perle wieder zu entführen, die ich mir gestern gewann."

„Milady, Miß Mary wird sich nie von Ihnen trennen, sondern Ihr Bild und Ihren Namen als die besten auf immer in ihrem Herzen verschließen."

„So! — Glauben Sie an die Ewigkeit der Erinnerungen?"

„Wie? Sollte unseres Lebens bester Schatz uns schon vor unserem Ende entrissen werden? Freilich, wenn das Schicksal immer neue und schöne Tage darbringt, dem gehen die einen im Geräusch der anderen unter, aber derjenige, dessen alltägliches Leben selten eine neue Erscheinung unterbricht, bewahrt das Gedächtniß guter Stunden um so länger."

„Also meinen Sie, ich hätte viel vergessen? — Vielleicht; es möchte auch nicht gut sein, wenn ich an alte Zeiten dächte."

Richard stand auf.

„O," sagte sie, „meine Worte enthielten keine Bitterkeit, Everett. Wer weiß, wie wir uns wiedersehen. Scheiden Sie nicht so bald."

Und sie schaute von dem Wasserspiegel in sein Gesicht hinauf, das war wieder der Blick und der Zauber von gestern.

„Sind unsere Tage doch wie jene Tropfen, die aus der Schale fallen," sprach sie weiter. „Wer beachtet, wer zählt sie? Richtig, weder ruhmvoll, noch tadelnswerth, uns selber gleichgültig verfließen sie in den Strom der Dinge. Und wenn wir sie endlich alle zusammenzählen und die flüchtigen Striche, die sie in unsrer Seele von ihrem Dasein zurückließen, überdenkend in einem Bilde sammeln, wie wunderbar ist es doch! Nichts Neues begegnet uns, seufzen wir täglich, und zuletzt erscheint uns Alles, was wir gethan und gelitten, wie das seltsamste Mährchen."

Diese Worte rissen Richard hin. „Und das ist es auch!" rief er. „Wunder schweben um Jeden unter uns; nur erkennen wir den tiefen und großen Gehalt der Ereignisse erst allmälig, wenn die Vergangenheit ihren Schleier darüber hingebreitet, unter dem Alles golden erglänzt, und die Formen, die uns anfangs störten, von den Dingen abgestreift hat. Die Kunst und Kraft, in der Gewohnheit des äußeren Waltens die innewohnende Poesie zu erkennen, sie zur Erscheinung in all' uns'rem Thun zu bringen, das ist die glückliche Mitgift, welche die Natur ihren bevorzugten Geschöpfen gab."

„Und was Sie jetzt selbst zugestehen, daß der Erde bestes Gut — das Dichten, darüber stritten wir einst auf Leben und Tod, wissen Sie noch? Nun sollte ich wahrlich triumphiren, daß ich endlich doch gewonnen habe, wenn nur mein Haar nicht darüber schon seinen besten Glanz verloren."

Sie lächelte und stützte den Kopf auf den weißen Arm.

„O Milady!“ entgegnete er, „Ihr Lächeln schmeckt bitterer, als Ihr damaliger Zorn. Können Sie mich hassen, weil ich Ihnen einen Wahn zerstörte? Mir bot er die Erfüllung jedes Wunsches dar, doch vernichtete ich ihn, damit aus seinem Untergange die Blume des Glückes für Sie aufkeime.“

Da fuhr sie zornig und drohend in die Höhe. „Mir wagst Du von Glück zu sprechen, Richard Everett? Entschwand Dir so ganz, was Du mir gethan? Dir mag viel Gutes zu Theil geworden sein, denn dem Selbstsüchtigen gehört die Welt, und Du hast nichts geliebt, nichts — als Dich allein.“

„Lucy“ Und er faßte ihre Hand.

In diesem Augenblicke hörten sie das Rauschen seidener Gewänder hinter sich, Marie, auf Fennimoors Arm gestützt, kam langsam den Baumgang vom Schlosse herab.

III.

Mondesstrahlen schimmerten durch das Rosengebüsch, zitterten über den Blumenbeeten wie luftige, goldleuchtende Geister und blitzten um marmorne Statuen. Es war im Garten der Lady Fennimoor. Alle saßen lachend und scherzend zusammen, nur Lucy fehlte, und Richard Everett sah düstrer aus als die Wolke, die fern am Himmel hing und ihren flatternden Trauerschleier immer weiter und eiliger ausdehnte. — Hatte er doch nie unruhigere Tage als die letztvergangenen verlebt. Die ganze alte Jugendneigung zu ihr war wieder in ihm erwacht. Wie oft schalt er sich einen Thoren, daß er damals das Juwel von sich geworfen habe, weil es seine blöden Augen blendete. Hatte nicht der Geist und die Phantasie dieser Frau seinem Wesen und seinen Gedanken einen höheren Aufschwung verliehen? Er kam sich wie ein Mönch vor, der nie aus der Einsamkeit des Klosters geschritten, aus trockenen Büchern dürre Gelehrsamkeit zusammengelesen und im Garten nur nützliche Pflanzen gehegt hatte. Diese Beschränktheit, in der er und Marie sich glücklich gefühlt, die sie sich in Gesprächen wie ein kleines, lichtes Paradies ausgemalt hatten, zerriß diese Frau, als ob

sie ein häßliches Spinngewebe um die Pfeiler eines prächtigen Saales wäre. Alte Mährchen wissen viel von Zauberspiegeln zu erzählen, worin ein wunderschönes Frauenbild sichtbar würde, und wer einmal hineingeblickt und diesen Reiz gesehen, der müsse ihm unablässig sein Leben lang nachjagen. Solch' einen Spiegel hielt Lucy ihm vor, in der Welt, die ihm da erschien, war keine Qual, kein Drücken noch Sorgen zu erkennen, sondern Alles ein ewiger Wechsel, freudige Bewegung und Sonnenschein, selbst der Schmerz wurde schön, und der Tod ein Götterknabe, der, statt des Lebens helllodernde Flamme langsam zu verlöschen, sie rasch in einem Athemzuge ausblies. Das Alles war nun dahin, die heiligsten Bande fesselten ihn an Marie; sie zu verlassen, dachte er nicht, denn er fühlte zu gut den Zusammenhang ihres Wesens mit dem seinigen, und in stillen Stunden erfüllten ihn auch die alten Gedanken von Stille, Eingeschränktheit und schönem, häuslichen Leben wieder so ganz, daß die Sirene entschwand. Allein das ist ja des Wunders größte Kraft, daß sie fortdauernd und unbezwinglich wirkt und den Widerstrebenden in ihren magischen Zirkel hineinreißt, bis er gefangen und betäubt selbst den Willen zum Widerstande verliert.

Sie erzählten sich alte Geschichten, eben hatte Fennimoor die ihrige beendet und zog ein and'res Pfand aus der vor ihr stehenden Urne. „Ein Lorbeerzweig — wem gehört er?"

Richard fuhr aus seinem Brüten empor. „Mir!" stammelte er. „Was soll's?" Unter dem fröhlichen Gelächter Aller rief ihm Marie zu: „Die Spielgesetze erfüllen und einen Scherz erzählen."

„Nein," meinte Fennimoor, „das wäre zu grausam; aber

kritisiren Sie uns, Herr Everett, uns und den Boccaz, vernichten Sie uns, das sagt Ihrer Laune gewiß mehr zu.“

„Schelten Sie mich nicht, wenn ich nicht lachen kann,“ bat Everett. „Sie erzählten Alle von heit'rem Leben, von Menschen aus gold'ner Zeit. Mir fehlt die glückliche Schwungkraft solcher Naturen, die aus jedem Druck des Lebens sich leicht emporschwingen, wie sich die Wasservögel über die Fluth erheben und die Beschwerlichkeit kaum mit den Spitzen ihrer Fittige berühren. Wie erscheint es so schön, sich in beständiger Freude, als wäre sie der blauwallende Aether, zu wiegen und selber den Staub des Daseins noch golden in der Sonne leuchten zu lassen. Und doch möcht' ich ihre Flügel nicht haben; denn was ihnen auch geschieht, sie sehen es nur flüchtig im Vogelfluge an, ohne es zu begreifen oder sein Verständniß zu suchen. Wie die Bilder des Traumes zieht die Welt bunt, gestaltenreich, aber seelenleer, zusammenhangslos an ihnen vorüber, sie haben von all' diesem Farbenschimmer und dem Reichthum ihrer Phantasie nichts als kurzen augenblicklichen Genuß, sie können sich an nichts binden, denn das hieße die Bedingung ihres Wesens zerstören. Weiter, weiter fliegen — bis endlich das Alter ihre Schwingen lähmt, oder ein plötzlicher Sturz sie zerbricht, dann ist ihr Herz leer und todesmüde, all' ihre Thaten, ihre ganze prächtige Geschichte gleicht dem Wrack eines stolzen Schiffes, auf dem Gold und Schätze nach fernen Zonen gingen, das nun aber sturmzerschellt und vergessen in der Meereswüste liegt.

Da — als hätten diese Worte, die so gut Lucy's Wesen und Leben schilderten, die Macht eines Zauberspruches ge-

habt — erschien sie, leichten Schrittes, den Kopf wie immer ein wenig gesenkt, so leise und duftig, wie eine Erscheinung, aus dem tiefdunkeln Gebüsch. Und die schwarze Wolke hatte den ganzen Himmel umzogen, zitternd schwankte der Mond in ihrer Umarmung.

„Da ist sie!“ rief Everett, denn sie stand ihm gerade gegenüber.

Es wehte Allen sonderbar durch's Herz. „Willkommen, Willkommen!“ War sie sich des Eindrucks bewußt, den sie hervorbrachte? Wollte sie überwältigen und bezaubern? In ihrer Seele lag von jeher eine unergründliche Tiefe, ein dunkler Grund, den sie selbst vielleicht nicht ganz durchforscht, aus dem nur zuweilen der wildeste Sturm ihrer Gefühle emporgewogt. Sie war kein lichtes Wesen. Fennimoor hatte sie schon auf den Ehrenplatz geführt, denn sie war am vergangenen Abend, weil sie am herrlichsten gesungen, Königin geworden. Und wie sie sich niedersetzte, fiel der Mond voll in ihr ernstes, häßliches Gesicht und blitzte auf dem Blüthenstrauß, den sie an der Brust trug. Seltsam, Richard konnte keinen Blick von diesen Blumen abwenden, es waren Orangeblüthen, eine wilde, rothe Rose inmitten und darum Epheublätter. Auch Marie folgte seinen Blicken mit ihrem Auge, auch sie fuhr vor jenem Strauße zusammen.

„Was haben Sie, Everett?“ fragte Lucy. „Ich denke, Sie waren am Erzählen. Uebt denn mein Erscheinen immer eine verderbliche Wirkung aus?“

„Das heißt böse scherzen, Milady. Ich möchte nur wissen,

wenn Sie solche Frage vergeben, aus wessen Hand Sie ihre Blumen empfingen?"

Sie machen mir Angst; ich fand sie bei Sonnenuntergang tief unten in der Schlucht bei den römischen Ruinen."

„Also doch!" rief Marie aus, und je länger sie Lucy in's Auge sah, desto blässer wurde ihre Wange und furchtsamer ihr Herz. Wenn sie hätte hassen können, seit dieser Stunde hätte sie Lucy als ihre bitterste Feindin gehaßt. Richard war aufgesprungen, er senkte sein Gesicht zur Erde, damit Niemand die Aufregung seiner Seele in seinen zerstörten Zügen bemerke — einen Augenblick, dann war er gefaßt und entschlossen.

„Miß Maria," erzählte er, „war mit mir, als es dämmerte, den Berg hinauf zu den Trümmern der altrömischen Stadt gegangen. Die Sonne sank nieder, als wir uns zur Heimath wandten. Aus den Steinen tauchte eine seltsame Gestalt vor uns empor, eine alte Frau, weißes Haar flatterte ungescheitelt um ihre gefurchte Stirn im Winde, ein weites, braunes Tuch war wie ein Mantel um ihre Glieder geschlagen. Wilde, abgebrochene Laute murmelte sie vor sich hin, in ihrer Hand schwang sie einen Blumenstrauß, bald stillstehend, bald vorschreitend, hoch oben auf der Anhöhe vom letzten Purpurglanz der Sonne umflogen, selber hoch und majestätisch, erschien sie wie eine Sibylle des Alterthums. Es war die Wahnsinnige aus dem Dorfe Cimella. Wir wollten rasch an ihr vorübergehen. Eng und steil führt der Pfad hinab, auf der einen Seite von einer tiefen, ganz von Ranken überwucherten Schlucht, auf der andern von Mauertrümmern und wildverschlungenem Epheu begränzt. Auf dem schroffsten Felsblock, der weit in

den Abgrund hineinragte, stand die Wahnsinnige, den Blick in die Tiefe gesenkt, als wären ihre Empfindungen alle da untergegangen und klängen matt und undeutlich aus dem Rauschen einer Bergquelle zu ihr herauf, deren Tropfen murmelnd aus moosigem Gestein perlten. Als wir ihr nahten, wandte sie sich plötzlich um, mit ihrem ausgestreckten, fleischlosen Arm schien sie uns Halt zu gebieten.

„Was wollt ihr von mir, was stört ihr mein Gebet?"

„Nichts, gute Frau," erwiederte ich. „Nur möcht' ich Dich um Deine schönen Blumen für meine Begleiterin bitten, denn sie sollen Glück bringen, und wir werden es Dir reichlich lohnen." Ich hatte nämlich gehört, daß sie auf freundliche Worte mit einem Segensspruch zu antworten pflege. Sie aber entgegnete zornig: „Du verlangst diese Blumen? Thor, an ihnen hängt die Liebe, und wer sie besitzt, kann jedes Herz bezaubern. Sie keimten aus den Thränen der heiligen Magdalena. Ich sollte Dir solchen Segen geben? Ist Dir die Madonna erschienen? Bist Du nicht ein Ketzer? Und sie murmelte noch viel und drohte in die Luft. „Fort mit Euch!" rief sie dann, „Alles zu Staub!" und warf den Strauß in die Schlucht. Darauf verließ sie den Pfad, und wir stiegen langsam hinab. Diese Blumen, Milady, tragen Sie."

Bange Stille — dazwischen ein abgebrochener Seufzer Mariens, ein verklingendes Nachtigallenlied — Wetterleuchten über den ganzen Himmel.

„Wunderbar," sagte dann Lucy, „sollte unseres Herzens eigenstes Gefühl wider unsren Willen uns abgezwungen wer-

den? Fürchte den Zauber, wer will, ich werde meine Freiheit immer bewahren."

Dabei richtete sie ihr strahlendes Auge liebesahnend und siegesgewiß auf Richard, die Blumen vertheilte sie, die Orangenblüthen an Fennimoor, die Rose an Marie. „Nun müssen Sie beide stets geliebt werden, wenn diesem Strauße eine Kraft innewohnt; Sie werden ihrer freilich nimmer bedürfen, sind Sie doch selbst herrlich und schön; mich mag der Epheu an diesen Tag und an vergangene Liebe mahnen."

Damit stand sie auf, und auch die Andern zerstreuten sich im Garten. Everett blieb allein zurück, schweigend, gedankenvoll. Was er auch dachte, welchen Ausweg er aus dem Labyrinthe seiner Gefühle suchte, es zerrann Alles vor seinen Augen wie Schatten und Nebel. Um den Stein, der in's Wasser gesunken, zieht die Welle, wie magnetisch gebannt, ihre Kreise, so wogte seine Seele um ihren Blick. Er hatte sich in seiner Kälte so stolz und sicher gefühlt, er hatte sie so sehr vernichtet und Marien so sehr geliebt — und doch? Oder war es vielleicht nicht Liebe gewesen, was er für seine Verlobte empfunden? Schließt vielleicht der Gedanke an dauernde, häusliche Verbindung gerade jene Leidenschaft aus? Ihm war es nicht mehr zweifelhaft, Lieben heißt Schweben, Trunkensein, ist vorübergehend wie Frühlingsblüthen und Wolkenzüge, die Ehe mag für Alle sein, Liebe ist für Wenige, für auserwählte Herzen. Und somit liebte er Lucy und wollte Marien sein Wort halten.

Entschlossen ging er zu der Marmortreppe, die zu Lady Fennimoor's kleinem Schlosse hinaufführte. In einer steinernen

Vase stand dort eine große, blühende Aloe, ihre langen, stachlichten Blätter ragten weit über den Rand. Auch die Gesellschaft eilte hinauf, Lucy war fast die Letzte; und als sie die Stufen eilig hinanstieg, blieb ihr flatterndes Kleid an den Stacheln der Aloe hangen, und sie wäre gefallen, wenn sie nicht Everett mit seinen Armen umfangen hätte. So nahe hatte nie sein Herz an dem ihrigen geruht, so ihn niemals das Arom betäubt, das aus ihren Locken strömte. Es war ein Zufall, und sie sprachen kein Wort, doch die furchtsame Marie weinte, als sie mit ihm nach der Stadt fuhr, lange wild und schluchzend an seinem Halse und bat unter stürzenden Thränen: „Vergiß mich nie!" Er küßte ihre Stirne: „Sei ruhig, armes Kind, Dein Auge wird immer gewaltig über mich sein."

Eine Stunde später, Mitternacht war vorüber, stand er in Lucy's Garten. Durch die halbgeöffneten Fenster des Pavillons schimmerte noch Kerzenlicht, sah er ihre schlanke Gestalt sich an den Wänden abzeichnen, wie sie langsam durch das Gemach schritt wie eine vom Steinsockel gesprungene Aphrodite; so weiß und faltenreich schmiegte sich das leichte Gewand um ihren Leib, als wäre es nur ein Schleier, den des kundigen Künstlers Hand aus dem Marmor gemeißelt. Im Schatten der Bäume stand er lange verborgen, fast unbeweglich, wie ein Verzauberter, der das Gegentheil seines Willens thut. Wie schön war sie! Ihre melodische Stimme flüsterte leise, duftige Verse vor sich hin, zu ihm hinüber, weich und kühl, um darin zu versinken.

Er war näher getreten, auf das Fenstergesimse den Arm gestützt, horchte er schweigend. Sie mochte seinen brennenden

Athem durch das Gemach wehen fühlen, sie eilte zum Fenster. Es war, als ob bei seinem Anblick ein plötzlicher Frost ihre Glieder schüttle, und ein häßlicher Zug die Rosen ihres Mundes knicke — vielleicht war es der Schatten, der über ihr Gesicht fiel, denn sie sagte ruhig: „Glückliche Nacht, Richard!“ So gab sie ihm ihre feine, zarte Hand. Wie elektrisch berührt, erhob sich Everett, er schwang sich über das Gesimse, jetzt stand er in ihrem Gemach. Wild flog ihr Haar um sein Gesicht, er küßte es oft und viel, ihre Hände, ihr Kleid, hingerissen-berauscht. Und die Jugend tauchte wieder vor ihm auf, die selige, goldene Zeit mit dem elfengeliebten Kinde, das mit ihm spielend durch den Park geflogen. Wie kam ihm Alles Gute der Welt, sein Wissen und sein Ruhm so nichtig, so duftlos vor gegen diesen Frühling seines Lebens. Sie legte die Arme um seinen Hals. „Nun ist es wieder so, ganz so wie in Drummondhouse, da stand auch vor meinem Fenster eine mächtige, dunkelhaarige Pinie, dieselbe Statue der Hebe an meinem Klavier, und Du daneben. Weißt Du es noch? Aber ach, Du hast eine böse Furche auf der Stirn mehr und ein böses, kaltes Herz.“

„Vergiß, Lucy,“ bat er, „vergiß! Denke, es wäre eine gewitterschwüle Nacht mit ängstlichen Träumen gewesen, seit wir uns getrennt. Vielleicht brauchten wir solch' eine bittere Täuschung, um ganz zu erkennen, was wir einander wären. Wie selten sind die Glücklichen, die gleich bei ihrem ersten Eintritte in das Leben das fassen, was das Geschick ihnen freiwillig darbringt, was bestimmt ist, ihres Lebens Schmuck und Werth zn sein. Wir denken gern, auf den steilsten Höhen

wüchse das Gute, und wunderbare Zufälle allein führten zu ihm, und es ist doch fast allgegenwärtig, nur geht uns der Sinn für seine Erkenntniß ab."

Sie schmiegte sich zärtlich, hinsinkend an ihn. „Und darum verstoßen wir das Schöne, und das ganze Dasein bleibt nichts als ewige Täuschung, ewiges Suchen nach geliebten Träumen, nach herrlichen Gestalten. — Aber jetzt liebst Du mich, Richard — nicht?"

„Ob ich Dich liebe? Trug ich alle Schuld uns'rer Feindschaft, hab' ich auch am bittersten dafür gelitten. Immer griff ich um mich, Deinen theuren Schatten zu fassen, immer klang der Ton Deiner lieben Stimme in mein Ohr, aber immer vergebens, Du bliebst unfaßbar, wie eine luftige Fee."

„Soll ich's glauben? Gewiß, mir ward viel Gutes gegeben, Liebe, Freundschaft und ein mächtiges Herz. Allein die Sehnsucht trug ich immer mit mir, noch ein Mal mit Dir zu schwärmen, Rosen im Haar, wär's einen Tag, wär's eine Abenddämmerung lang. Und doch!" — und ihr Auge nahm seinen dämonischen Ausdruck an — „ich wußte niemals, ob ich Dich liebte, ob ich Dich haßte. Nun bist Du hier, mein Haupt ruht auf Deiner Schulter — frage meines Herzens Schlag."

Nun sprachen sie nicht mehr; die weißen Arme um seinen Hals geschlungen, starrte sie wie bewußtlos vor sich hin. Ihr war's als klänge liebliche Musik draußen durch die Landschaft, herzumstrickend, schmerzbefreiend, als zögen die Schatten immer dichtere Kreise um sie, bis sie ganz gefangen und getrennt von der Welt, mit ihm dahin getragen werde — wer weiß, wie

weit. Da weinte sie, und er küßte ihr die perlenden Thränen von ihren Wangen, ihren Wimpern, ihr Liebesflüstern, das Tropfen eines leichten Morgenregens, der Mond, der immer mehr vor den silbergepanzerten Wolken erblaßte, die vor der Dämmerung von Osten heraufgezogen kamen — es war ein lieblicher Elfentraum.

IV.

Es war gerade zehn Tage später als Richard Everett seine Hochzeit mit Maria Roger feierte. „Die Liebe schließt keine glückliche Ehe, schafft überhaupt nichts Dauerndes. Wie der Sturm den Wald, wie der Blitz die Wolken, durchfährt sie reinigend und verklärend das Herz, aber sie versinkt in sich selbst, ihre Befriedigung und ihres Wesens Erfüllung ist ihr seliges, gluthberauschtes Sterben. Was soll solche Leidenschaft, solche Aufregung in dem alltäglichsten aller Verhältnisse? Die Freundschaft hat Wärme und Feuer, weil sie frei ist und mit stolzem Sinne und offner Stirn gebrochen werden kann, die Ehe übt Zwang aus, und doch ist der immer schuldig, der sie gebrochen, und der Fleck auf seiner Stirn unvergänglich. Nicht umsonst ward ihr zum Symbol ein Reif gegeben, in sich verschlungen hat sie keinen Anfang, kein Ende; die Scheidung dient nur gemeinen Seelen zur entehrenden Zufluchtsstätte. Heiteres, poetisches Leben — ja, wer die Kunst verstände, aus den alten, versteinten Verhältnissen einer tausendjährigen Gesellschaft den Wasserstrom zu schlagen, der sie erfrischte und

befruchtete. Darauf mußt Du verzichten, beschränkt und häuslich Dich einrichten, wie die Andern, an Deiner Seite ein schönes, unbedeutendes Mädchen, das Dich verehrt, das Du achtest und hegst, wie der Erwachsene ein ihm liebes Kind. Ruhe des Gemüthes und gegenseitige Achtung machen das Wesen einer glücklichen Ehe aus.“ Also dachte Everett, als er sein Ja vor dem Altar sprach, der im Garten unter zwei Pinien errichtet war; eben ging die Sonne unter.

Und Lucy? O, er wußte es zu wohl, daß sie die Ehe und Marien gering schätzte, daß sie seines Herzens sicher war. Sie wohnte der Ceremonie bei, blaß und still, sie wünschte der Braut in den zartesten Worten, mit schwermüthig sanftem Tone jeden Segen, den sie selber in ihrer Ehe nicht genossen. Ernster und lieblicher hatte sie Keiner jemals gesehen; aus Mariens klarem Auge flossen Thränen, als ihre Hand in der Lucy's zitterte; glaubte sie doch, sie hätte über ihre größte Nebenbuhlerin gesiegt, deren Herzen jetzt unter ihren Thränen zerschmelze; da bemerkte sie an dem Busen Lucy's jenen verhängnißvollen Epheuzweig noch frisch und grün, von Blumen umwunden, während ihre Rose — ach! längst verwelkt war. Sprach er nicht grausam ihrem hoffnungsreichen Wähnen Hohn? Verkündigte er nicht den Schluß des Geschickes, daß sie immer geliebt werden müsse? Sie erblaßte; da lächelte Lucy zum ersten Mal an jenem Tage.

Es wollte Keiner recht heiter werden bei diesem Feste, sie hatten alle ernste Stirnen und trübe Gedanken; auch der Himmel war wolkig, die Luft wehte heiß. Der erste Blitz funkelte am Himmel, als Lucy ihren Shawl fester zog und Abschied



nahm. Morgen Abend wolle sie nach Neapel abreisen, möchte das Glück die Schritte ihrer Freunde stets begleiten, und zuweilen die Erinnerung an sie. Das war ihr letztes Wort, sie küßte Marien und ging. An die Scheiben den Kopf gedrückt, sah ihr Everett nach, sah, wie Morton sie leicht in den Wagen hob, wie sie noch ein Mal aufblickte, dann Morton's Schulter leise berührte, sah, wie sich jener zu ihr setzte. Das Rollen des Wagens auf den Steinen klang mit dem Rollen des Donners zusammen, er achtete es nicht, er dachte an die Entzückungen, die Jenes in ihren Armen warteten, an die phantastische Zauberei, die sie um sich zu verbreiten wußte, an den Rausch und die Magie ihrer Liebe. Was besaß er dagegen? Ein kaltes, blödes Mädchen, das ihn nicht verstand, nie dem Zuge der Leidenschaft sich hingegeben, einen marmornen Leib, ein mattes Herz. — Wäre er nicht Allen, und seiner Gattin zumeist, als Sonderling bekannt gewesen, möchte es aufgefallen sein, daß er keinen Blick für sie hatte. So aber war's still im Gemach geworden, die letzte Kerze zischend niedergebrannt, er stand noch immer unbeweglich, nur athmete er schwer. — Sie und Er! — Unbezwinglich faßte ihn die Eifersucht; sollte der Knabe triumphirend genießen, was er nie ganz besessen? Hatte sie sich seinen Armen lächelnd und immer lockender entzogen, um ihm am Ende ein kaltes, höhnisches Lebewohl zuzurufen? Wie quälte er sich, sie zu verachten — wenn er es nur gekonnt! Liebte sie ihn denn so wenig, daß sie schon nach Sekunden sein Andenken in den Küssen eines And'ren begrub? Er wollte sich Gewißheit verschaffen, vielleicht sich rächen — er nahm seinen Mantel und seinen Dolch. Ungesehen, unge=

hört von ihm war Marie in das Zimmer getreten, im Nachtgewand, entstellt wie ein Gespenst. Furcht und Entsetzen ließen ihre Augen, ihre Züge erstarren. Erst als er die Thür knarrend öffnete, schrie sie: „Richard!“ Er zuckte kaum und ging; sie aber sank nicht nieder, denn dieselbe Leidenschaft, die ihn vorwärts trieb, hatte auch über sie Macht gewonnen, ihr Sturm trug sie beide dahin.

Immer dichter und heftiger strömte der Regen, am Himmel nichts als dunkle, zusammengeballte Wolken und zuckende Blitze; von fern schlug die dumpfrauschende Welle des Meeres an blitzgetroffene Klippen. Durch die Nacht wehte vor ihr sein langer, schwarzer Mantel, sie war dicht auf seinen Fersen, oft streckte sie die Hand nach dem Zipfel seines Kleides aus, aber sie erreichte ihn nie, wie droben die Wolke sich umsonst dem Wetterstrahl nachzustürzen und ihn zu fassen suchte. Ihre Stimme rief seinen vielgeliebten Namen, vergebens — aber ihm nach, Maria, ihm nach; schön ist's, sich an eins zu hängen mit seiner Seele ganzer und höchster Kraft, mag es auch den Tod bringen.

Durch das unverschlossene Gitter trat Richard in Lucy's Garten ein. Geheimer Schauer durchrieselte sein Herz; da lag das Haus öde und einsam, die Blumengewinde um die schlanken Säulen der Veranda hatte der Sturm zerknickt und auf dem Boden umhergestreut, über gebrochene Rosen schritt er eilig und furchtsam dahin. Aus den Fenstern des Erdgeschosses flimmerte noch ein mattes Licht, es war das ihrige. Mit dem Fuße stieß er die Scheiben entzwei und sprang hinein in das Gemach. Bei diesem Geräusch wandte sie den Kopf halb

herum und ließ ihn dann wieder gedankenvoll in die Hände zurücksinken. „Lucy!"

Sie schwieg — hielt sie der Schlummer umfangen, war sie im Schmerz erstarrt? Zitternd nahm er den Leuchter vom Marmortisch und eilte nach dem Lehnstuhl, auf dem sie saß. Da sank ihre Hand von ihren Augen, schmerzlicher wurde nie eines stolzen Mannes Eigenliebe betrogen; nicht die Spur des Kummers oder die Furche einer Thräne war auf ihrem ruhigen Gesichte und im tiefblauen Spiegel ihrer Augen zu bemerken.

„Ich ahnte, daß Du kommen würdest, Richard — willkommen!"

Von seinen Lippen sprang ein Blutstropfen, so wild preßte er seine Zähne daran. Sollte ihn diese Frau ganz besiegen? Er setzte das Licht langsam nieder, langsam kam er näher.

„Höre mich, Lucy; ich will Dir Lebewohl sagen. Du hast mir selige Stunden gewährt, wie sie mir keine Frau wieder schenken wird, solcher Liebesrausch glühet nur einmal. Beschuldige mich nicht der Treulosigkeit; als wir uns sahen, wußtest Du, daß ich mit Marien verlobt war, heute weißt Du noch viel sichrer, daß Dein Gedenken immer unvergeßlich und allmächtig in mir sein wird. Fast glaub' ich, Du hast mich nie geliebt; sitzest Du doch so ruhig und gleichgültig vor mir, als hättest Du nie mit Deinen Küssen mein Haar durchduftet — ich will die heutige Stunde vergessen und nur Deiner Hoheit und Schönheit mich erinnern — bis zum Tode; gewiß, Lucy! Und damit fahre wohl!"

Nun? Sie hatte theilnahmlos mit den Quasten ihres

Stuhles gespielt oder eine herabgefallene Locke von den Wangen gestrichen, das Haupt ganz zur Erde gesenkt, wie ein schlaftrunkenes Kind. Noch kein Laut, kaum ein leises Rauschen ihres Gewandes — zwei-, dreimal drückte er ihre warme, feuchte Hand an seine Lippen. Und sie stand auf, um ihren Mund spielte ein wunderseltsames Lächeln, da war sie wieder Sirene.

„So wirst Du nicht gehen," sprach sie. „Wäre das Liebe, Dein Schwur?"

„Meine Pflicht," entgegnete er. „Du hast sie nie gekannt, wie selig bist Du."

„O!" rief sie böse, „glaubst Du, ich wollte Dich halten, Dich von dem abwendig machen, was sie Tugend nennen? Bist ja bald frei und erlöst von mir." Er bedeckte sein Gesicht mit den Händen, denn er fürchtete sich, sie anzusehen.

„Nun denn," sagte sie nach einer Pause, und sie bebte ein wenig, „sei's so geschieden. Ziehe Jeder seinen Weg; ich denke, mir sollen noch viele Blumen und viel Herrliches blühen."

„Das — Dein letztes Wort?"

„Denkst Du mich stets in Thränen zu sehen, wenn Du mich verstößt? Die ganze Welt taucht sich in die Strahlen der Sonne und wird's nie müde, so will ich mich in den Strudel des Lebens stürzen; wagt sich der Taucher um ein paar armselige Perlen in die tiefste Fluth, sollen wir nicht aus Qual und Schmerz uns die Perle der Seligkeit holen?"

„Lucy!" Seine Arme umschlossen ihren Leib.

„Geh' nur," und sie wehrte ihn von sich.

„Sag' mir das Eine, liebst Du mich?"

„Und dann?“

„Und dann! Sieh', wenn ich Deiner sicher wäre, Dich ganz und dauernd besitzen, jeden anderen Namen und jedes andere Bild auf immer aus Deinem Gedächtnisse fortführen könnte, ich wollte Dir folgen, hemmende Fesseln von mir werfen, Dich über Berge und Ströme tragen; selig und heiter wie der Frühling, wie Du. Sprich das Wort.“

Zwar antwortete sie nicht, aber seine Küsse brannten ihr verzehrend auf Lippen und Schultern, und sie widerstand nicht mehr.

Da hörten sie ein plötzliches Aufschreien, einen schweren Fall — dicht vor dem Fenster, eine Ahnung sagte beiden wessen Herz gebrochen. Lucy leuchtete hinaus, sie winkte Everett: „Dein Weib!“ Einen Augenblick später standen sie im Garten. Im zerrissenen, weißen Kleide, jungfräulich, todt und schmerzensfrei lag sie dort, dicht unter einem Strauch rother Rosen. Richard war in die Knie gesunken, Lucy nestelte den Epheuzweig von ihrem Busen los, sie legte ihn der Todten auf die Brust, ordnete ihr Gewand — sie waren lautlos geworden, wie ihr Opfer. Im Hause schlug langsam und eintönig eine Uhr; bei der tiefen Stille scholl vom Meere Ruderschlag zu ihnen deutlich herüber. „Fahr' wohl!“ sprach sie. „Du gehst?“

Sie nickte. „Mit ihm?“ fragte er abgebrochen, mit funkelndem Blick. — „Mit ihm.“ Seine Hand griff nach dem Dolche, mit ihren Fingern drückte sie ihn nieder. „Ich weiß nicht, ob ich Dich hasse, ob ich Dich liebe, Richard Everett — allein wie Du einst mein Leben zerschlagen, so wird auch

Deines fortan eine traurige Ruine sein, und wir Beide sind quitt."

Noch einmal fiel ihr Auge auf Marien, es hatte einen triumphirenden Ausdruck, sie entschwand wie ein Schatten. Durch die finsteren, leeren Gemächer irrte sein Fuß ihr unsicher nach, endlich führte ihn der Zufall auf den Balkon der Villa. Vor ihm jauchzte das Meer, Himmel und Wolken so klar und so sanft bewegt, wie die Brust eines schlafenden Mädchens sich senkt und hebt. Zuweilen noch vereinsamtes Wetterleuchten in der Luft, zitternd streute der Mond seine Strahlen über die Fluthen hin und um die Weiden am Ufer. Und ein Boot stieß vom Lande, er glaubte sie darin zu erkennen, im blauseidenen Kleide, den Blumenkranz auf dem Haupte, mondumglänzt, von goldblitzender Woge getragen, wie die Sirene. Vernahm er ihr Singen? Ein Mal wollte er ihr nachstürzen, aber schaudernd fuhr er zurück. So enteilte das Boot immer weiter, immer schwächer erklang der Schlag der Ruder, immer blasser leuchtete ihr Kleid aus der Ferne; nun war Alles still, in dem weißen, aufsteigenden Morgennebel versunken, verklungen; war's Wirklichkeit? war's die Fata Morgana? So ist das Glück und die Welt; sie locken Dich aus dem beschränkten, engen Kreise Deines Seins, Du haschest sie am letzten Saume, doch sie selber fliehen unerreichbar weiter und lassen in Deiner Brust die immer offene Wunde zurück, die ihre Berührung Dir schlug.

Unter dunklen Tannen.

I.

Das war nun das zwölfte Jahr, daß gegen Ende des Maimonds die grünen Jalousieen an den Fenstern des kleinen, zierlichen Landhauses auf der Höhe des sanft ansteigenden Berges geöffnet wurden. Da lag es mit seinen weißen Mauern und der säulengetragenen Veranda einsam und still und lauschte aus dem dichten, dunklen Grün der schwarzen Tannen, die den ganzen Rücken des Gebirges bedecken, wenn es die Mittagssonne mit einem Schleier goldener Strahlen umwob oder das Abendroth einen rosigen Schein darüber hinwarf, wie ein Schloß aus dem Feenmärchen den Hinaufschauenden entgegen. Und Schauende und Neugierige gab es unten in der Stadt genug, vor Allem in den Sommermonaten, wenn Gäste und Kranke von nah und fern die Kraft seines Brunnens erproben und die Lieblichkeit seiner Umgegend genießen wollten. Dann wurde viel und bitter geklagt und gescholten, daß der Rath des Ortes jenen lieblichen Erdenfleck, von dem man die schönste Aussicht

über das Thal, den bläulichen Fluß, Wiesen, Kornfelder und weite Haiden, über gothische Kirchenthürme und die verwitterte Klosterruine auf dem jenseitigen Vorsprung der Berge haben sollte, einem fremden, ungastlichen Manne verkauft; denn nur Wenigen hatte sich die Pforte des Hauses, die eiserne Gitterthür des Gartens geöffnet. Von den Bürgern der Stadt war es freilich undankbar in solche Reden mit einzustimmen; so oft der Mann mit dem weißen Hute, dies war der Name, da nur Auserwählte den wahren kannten, noch im Juni in seinem Hause angekommen war, hatte er zuerst dem Bürgermeister auf eine kurze Viertelstunde eine Staatsvisite gemacht und ihm eine blauseidene Börse mit blanken Dukaten eingehändigt, die Armen zu unterstützen oder sie sonst für gemeinnützige Zwecke zu verwenden; ja — als die Hauptkirche, vom Blitze beschädigt, neu ausgebaut und wieder hergestellt wurde, hatte er ihr ein Bild aus Italien geschenkt, das Kenner als ein treffliches, gut erhaltenes Werk des großen Annibale Carracci schätzten und woran der edle Rath und die Einwohner der Stadt den kostbaren, vergoldeten Arabeskenrahmen nicht genug bewundern konnten. Das wäre der wunderlichste Mann, der ihm noch je vorgekommen, äußerte der alte, gesprächige Badearzt oft von dem Fremden; den Brunnen tränke er nicht uud mit ihm hätte er auch erst zwei oder drei einsilbige Worte, wie ja und nein und Gott befohlen! gewechselt, darum sollte es ihn nicht wundern, wenn die werthen Gäste einmal die Nachricht erschrecken würde, der Mann im Landhause sei plötzlich über Nacht an einem Pistolenschuß gestorben. Und wenn die Damen, die zarten, gefühlvollen, laut aufschrieen, winkte er mit dem Kopfe: dahin

führe die berühmte Kranheit Melancholie, von der schon Hippokrates geredet.

Gerade dieselben Worte hatte er heute einem jungen Mädchen gesagt, die mit ihrer älteren Begleiterin langsam die duftende Lindenallee von dem Brunnen zum Berge hinaufging und mit einem raschen, freundlichen Schwenken des Hutes sich von ihr verabschiedet. „So böse wird es nicht werden, Doctor," rief sie ihm nach, „solche Krankheit heilt ein mitfühlendes Herz schnell und leicht." Und nun noch einige Schritte mit zierlichem Fuße vorgehend, wandte sie sich lachend zu ihrer Begleiterin: „Wissen Sie, ich hätte beinahe Lust mir den Eingang durch die berühmte Eisenpforte zu erzwingen; das müßte köstlich sein, wenn wir kaum angekommen das Wunder des Berges aus eigener Anschauung kennen lernten."

„Gräfin," verwies sie die Angeredete, „bedenken Sie, daß dieser Mann mit Niemanden, sicherlich nicht mit ihrem Großvater bekannt ist, daß wir uns ihm nicht aufdrängen, eher eine Begegnung mit ihm vermeiden müssen, ich liebe das Außerordentliche nicht."

Wie in leisem Hohn preßte die Gräfin die Lippen zusammen, sie zog ihren schwarzseidenen Schirm zu, denn die Sonne brannte, schon verscheidend, nur noch um die Wipfel der Bäume und die fernen Bergspitzen in röthlicher Gluth. „Sie haben Recht; aber das Landhaus will ich in der Nähe sehen, das ist sicher etwas Alltägliches." Ohne die Antwort zu erwarten, eilte sie voran; es war eine leichte, feine Gestalt, um die das meergrüne, duftige Gewand wie ein leichter Schleier

flatterte und wogte; mit heimlichem Widerstreben folgte die ältere Dame,

Oben war es ganz still, frei und offen; erst einen Steinwurf hinter dem Hause ragte wieder dicht aneinander gedrängt, wie eine schützenda Säulenreihe, Tanne an Tanne empor, ihre Zweige mit den langen, tiefgrünen Nadeln zur Erde hinabsenkend, wie Krieger die Fahnen vor dem Sieger neigen. Die oberen Fenster des Hauses glänzten und flammten in dem Feuer des Abendroths, während an den Gesimsen des Erdgeschosses die grauen Schatten der Dämmerung schon hinanklommen. Drinnen regte sich nichts, hinter dem Gitter zogen sich innerhalb des Gartens, der von der Veranda bis hart an den Abhang des Berges sich ausdehnte, immergrüne Hecken von Ginster und Taxus hin und hinderten jedes lauschende Auge einzudringen.

„Sieh da, das Schloß der Einsamkeit!“ rief die Gräfin überrascht und bewundernd aus, als sie aus dem Gehölz tretend die Villa plötzlich vor sich liegen sah in all' ihrem Glanze, all' ihrer Stille.

„Hätt' ich doch nimmer geglaubt, daß Sie so eilen könnten, Comtesse, eilen, wie Achilles“ — sagte es da hinter ihr, daß sie sich betroffen umwandte. Ein Schatten des Verdrusses flog über ihr Gesicht, so gestört zu werden, vielleicht noch mehr über den Störer selbst, der jetzt mit artiger Verneigung ihr den Arm bot. „Der Doctor erzählte mir“ — fuhr er redselig fort — „daß er Ihnen von dem Löwen des Gebirges gesprochen und da kannte ich Ihre romantische Laune, Ihre phantastische, liebenswürdige Abenteuerlust zu gut, um nicht zu

wissen, daß ich Sie hier unter den Tannen finden würde."

„Und Sie wollten mich nicht allein solchen Gefahren aussetzen, nicht wahr, und jagten mir nach —"

„Wie der hinkende Vulkan der lieblichen, leichtbeschwingten Hebe."

„Ich danke. Wirklich, Herr Baron, man merkt es, daß Sie Kammerherr bei einem geistreichen Fürsten sind, der die Antike liebt."

„Ja, diese Alten! Was wäre die Welt ohne ihre harmonischen Namen, wenn ihr diese Ideale fehlten? Zwar sind die Götter Griechenlands längst zu ewig irrenden Sternen, zu feurigen Leuchtkugeln geworden, aber ihre Namen drücken noch alles Herrliche, jegliche Schönheit aus. Nach einmal, wie schal wäre die Erde, schwebten ihre Schatten nicht weihend darüber hin! Grau, Comtesse, aschgrau! Der große Göthe hätte dann keine Iphigenie gedichtet, Sie hießen nicht Helena —"

„Und Sie nicht Alexander! O über das Elend und die Traurigkeit einer götterlosen Welt! Mir wär's freilich lieber, sie hätten mich Charlotte oder Franziska getauft, schlicht, bürgerlich, ich brauchte dann keine Helena vorzustellen und nichts zu scheinen.

„Pardon, welchen Namen sie auch trügen, Sie adelten ihn, Sie würden immer viel umworben und geliebt sein und auf jedem Feste als Fürstin der Schönheit erscheinen."

„Ich?" rief sie und schaute ihm gerad in's Gesicht; niemals wurde einer häßlicheren, verständigeren Dame solch' thörichte Schmeichelei zu Theil. Denn dieser Mund mit der aufgeworfenen Lippe, die matten, blauen Augen und das blonde Haar,

das in breite, reiche Flechten gelegt, ihr schmales, blasses Antlitz wie mit einem dunkel gewordenen Goldrahmen umfaßte, besaßen nichts Schönes, noch fesselnden Reiz. Der Kammerherr fühlte die Thorheit, die er dem klugen Mädchen gegenüber begangen, und erröthete leicht bei ihrer Entgegnung: „Immer noch auf der alten, breitgetretenen Bahn? Wie lange streiten Sie schon mit meinem Spiegel und so ganz ohne Erfolg! Oder glauben Sie, ich wäre nicht mehr eitel genug, mich täglich darin zu beschauen? Wenn sich die Menschen nur öfter selbst betrachteten, vielleicht würden sie besser. Gäbe es doch einen Krystall, in dem unser Wesen mit allen seinen geheimsten Falten und verschlungensten Fäden uns sichtbar werden könnte, wie manche Stunde wollte ich davor sitzen.“

„Verschließt ihre Brust so viele, schwere Geheimnisse, daß Sie dieselben sich nicht zu gestehen trauen und den Klang des Wortes fürchten, der sie davon trägt?“

„Was soll ich mit Geheimnissen? Aber es liegt in uns ein dunkler, räthselvoller Grund, in den ich hinabsehen, Fibern zucken in uns, deren Schwingungen ich bis zu ihrem Anfange nachspüren möchte.“ Das sprach sie halblaut mehr vor sich hin als zu ihrem Begleiter und, rasch sich von ihm losmachend, setzte sie sich müde auf einen Granitstein, welcher der Gartenpforte gegenüber unter der Tanne lag, dem einzigen Baume auf dem freien Flecke vor dem Hause. Nun war die Sonne schon untergegangen, nur der Westen des Himmels lohte noch in goldenen und purpurnen Streifen in ihr Gesicht, und sie ließ die langen, weichen Wimpern leise über die Augen sinken, um sie vor dem Glanze zu schützen. Es verging so im beiderseitigen

Schweigen mancher Augenblick, die Gesellschaftsdame schritt immer rascher und ungeduldiger, aus schuldiger Rücksicht entfernt von ihnen, am Rande des Abhangs auf und nieder, und eine graue Regenwolke kam über die Haide herauf, ehe Helene die Augen aufschlug und der Baron zu ihr trat, die Kniee beugte und schwankend zwischen Ernst und Scherz sagte: „Comtesse, die Stunde der Stille ist endlich da, die ich so oft herbeigesehnt — die Stunde, wo Diana den Endymion sucht. Wenn Sie Dianen gleichen, so bin ich doch viel elender als der griechische Schäfer, elender selbst als Actäon; jener ward von ihr geliebt und dieser wenigstens auf ihren Befehl von seinen Hunden zerrissen, mich aber werden Ihre Blicke niemals huldvoll betrachten, niemals zerreißen. Und doch liebe ich Sie, unsere Schlösser liegen neben einander, wie ein rechtes Doppelgestirn stehen wir beide in Gunst bei unserem Herzog, seit Jahren hat mir Ihr Großvater Ihre Hand zugesagt, bin ich Ihr Ritter. Schlagen Sie ein, Helene, Sie können in dieser staubigen Welt einen Heinrich oder einen Arthur, aber nie einen Alexander außer mir finden."

Die Gräfin lächelte ein wenig: „Lassen Sie es genug sein, Baron; Sie zwingen die Wolke da nicht zum Stillstehen, es ist nun einmal nicht ihr Geschick, beständig über derselben Landschaft zu schweben. So geht's auch mir; flattern, fliegen, das ist mein Wesen, mein Glück. Seien Sie mir nicht böse; auch der große Alexander fand keine Helena. Also nichts von Liebe und Heirath, versprechen Sie mir das, dann wollen wir gute Freunde bleiben."

„Comtesse, man baut der Freundschaft keinen Tempel aus

der Lava der Liebe. So wär's denn ganz die alte Geschichte von Appollo und Daphnen zwischen uns? Nein, so leicht gebe ich Sie nicht auf; der ist ein schlechter Mann, der das Ziel seiner Bemühungen verläßt, weil Nebel darüber liegen." Und mit leidenschaftlicher, hastiger Bewegung hatte er ihre Hand ergriffen und preßte sie wieder und wieder an die Lippen. Erschreckt wollte sie aufspringen, ein halblauter Schrei entrang sich ihr, und dunkle Röthe hauchte hin über ihre Wangen; da erklang ein harter, scharfer Schritt dicht neben ihnen, im Augenblick war sie auf, hatte der Baron ihre Hand losgelassen. In ihrem zornglühenden Gesichte glänzten ihre blauen Augen heller, funkelnder; mit der einen Flechte ihres Haares, die aufgegangen aus dem Hute hervorquoll, spielte der Wind; es regnete leicht. Und regungslos, ihr gegenüber, den stechenden Blick unverwandt auf sie gerichtet, stand an der Gartenpforte der Fremde. Unbemerkt von ihnen war er den Berg hinaufgestiegen, das Auge am Boden, grübelnd, auch sie nicht gewahrend, bis Helenens Schrei ihn aufmerksam gemacht. Noch immer blickte, starrte er sie an, fest und fesselnd, so daß auch ihr Auge nicht von ihm ablassen konnte. Ueber seine leise sich öffnenden Lippen schien ein Name zu schweben, dessen Klang, obgleich sie ihn nicht deutlich verstand, mit magischer Gewalt ihr Ohr traf; ihr war's, als hätte sie ihn oft selbst genannt voll Liebe, voll Zärtlichkeit; unbewußt, mechanisch spannte sie den Sonnenschirm auf. Und mit dieser Bewegung entwich der Zauber, denn grüßend kam der Fremde näher und sagte zu ihr und zu dem Baron: „Darf ich Ihnen mein Haus auf eine Stunde zum Obdach gegen die Unfreundlichkeit des Wetters

anbieten? Inzwischen geht der Mond auf, und der Wind wird die Wolken vertreiben?" Noch zitterte seine Stimme leise wie in innerer, mühsam bekämpfter Aufregung. Auch wenn der Regen weniger stark gefallen, hätte sie doch die Neugierde, den seltsamen Mann kennen zu lernen, in sein Anerbieten einwilligen lassen.

Nun saßen sie alle in der buntverzierten Vorhalle des Hauses, von den schönsten und prächtigsten Rosen umbuscht, umduftet, umstrahlt; vor ihnen der Garten mit Blumenbeeten, Bäumen und Bosquets, an der jenseitigen Felsspitze sahen sie das schwarzgraue Gewölk sich brechen und den ersten blassen Streifen der Mondsichel schwankend über den Kronen der Tannen bald hervorbrechen, bald wieder verschwinden.

„Wunderlieblich ist diese Stelle" — rief Helene, die im Lehnstuhl lag — „wie von Zauber und Feenspruch zu Träumen, zu Geistererscheinungen theurer Freunde gesegnet."

„Wer liebe Erinnerungen hat" — meinte ihr Wirth — gedenkt ihrer gewiß in solch' irdischen Paradiesen, machen sie doch den kleinsten und schlechtesten Fleck schon dazu."

„Und wer trübe hat, soll sie hier vergessen" — entgegnete sie. „Besitzt die Schönheit und der Frieden der Natur nicht die Kraft einer lieben Hand, die uns eine Furche von der Stirn jagt, eine Sorge mit ihrer Berührung verscheucht? Das Auge, das solche Pracht schaut, muß noch einmal so leuchtend strahlen."

Ihr eigenes glänzte wie von tiefster, stillster Seligkeit, sie hatte den Hut abgenommen, auf ihrer Stirn lag das Lächeln des

Mondes und blitzte um ihr Haar; — so konnte man sie schön nennen.

„Mögen Sie Sich den holden Glauben immer bewahren" — sagte er sanft.

„O!" rief der Kammerherr dazwischen und ging mit offenen Armen auf ihn zu — „wie danke ich Ihnen! Ich fühle mich hier in die alte, herrliche, römische Welt versetzt, in den Garten des Lucullus. Prächtiger und voller als diese La Reine-Rosen blühten die Blumen von Pästum nicht. Gleichen die Fichten und Tannen dort drüben im fahlen Mondschein nicht beinahe den Pinien, von denen Virgil gesungen? Und sehen Sie da, die Comtesse — bei den Musen, das Gewand der silberfüßigen Thetis konnte nicht meergrüner sein, als das ihrige; von Ihrer Schönheit, Comtesse, wage ich natürlich nicht zu sprechen. Schade, Schade, daß wir keine Poeten sind."

„Ich bin mit dem guten Willen zufrieden" — scherzte sie — „mit dem Eindruck, den ich mache. Empfindet man erst das Schöne, giebt uns ein guter Genius auch bald das preisende Wort."

„Bald werden sie im rhythmischen Falle von meinen Lippen tönen; Sie müssen nur nicht allzustreng die Versfüße nachzählen", wandte er sich an den Wirth, „denn ohne Zweifel sind Sie ein Beschützer der Kunst, wie der große Mäcenas."

„Ich stamme weder von königlichen Ahnen, noch bin ich ein römischer Senator, nur ein Kaufmann."

„Um so besser! Ein Mediceer!

„Auch das nicht; Sie sehen, ich lebe einsam für mich."

„Fast zu einsam", wagte Helene einzuwenden, „wenn Sie dies Urtheil nicht verletzt."

„Bewahre, ich habe mir mein Leben und mein Haus zurecht gemacht, wie es mir paßt, und wie die Andern meine Art, so muß ich ihre Meinung ertragen. Im Verborgensten lebt es sich am besten, sagt ein altes Wort, es ist auch das meinige."

„Aber sind wir nicht da, uns den Andern mitzutheilen, mit ihnen zu wachsen, zu vergehen? Wenn auch einzelne Fähigkeiten in uns durch beständige Abgeschlossenheit und Stille sich reicher und eigenthümlicher entwickeln, etwas wird doch an unsrer vollen Menschlichkeit verloren gehen, es wird ein edelster Kern in harter Schale sein. Und wär's nicht besser, wir glichen alle diesen Rosen, lieblich und voll nach innen, und schön und duftig nach außen?"

„Wohl, nur sind sie darum dem Wind so ausgesetzt, nur entblättert er sie darum so leicht. Je mehr wir draußen leben, desto eher streifen die Verhältnisse, die Wirklichkeit einen Schimmer nach dem andern von unseren Gefühlen und Gedanken ab, und am Ende sind wir blattlos geworden, blattlos und kahl, wie eine alte Eiche, und wissen selbst kaum, wie." —

Der alte Diener des Hauses trat mit Früchten und Wein herein und bei dem Umherreichen und dem Einschenken ging die schwüle Stille vorüber, die nach den letzten Reden auf ihnen lag; Gespräche über die Umgegend, antike Erinnerungen des Barons, ein sinniges Wort der Gräfin, ein kluge Be-

merkung ihres Gastfreundes schufen bald eine gefällige, heitere Stimmung. Nie war Helene anmuthiger, bezaubernder gewesen, hatte ihre Stimme silberner geklungen. Von dem Unbekannten wandte sie selten den Blick, und wenn im Eifer der Rede seine kalten, strengen Züge sich belebten, schien eine geheime Kraft auch den ihrigen einen erhöhten Ausdruck zu verleihen. Besonderes, Seltsames war freilich durchaus nicht an ihm, es war ein Mann über vierzig Jahre hinaus, dichtes, braunes Haar um die hohe Stirn, graue, tiefliegende Augen aus einem starren Gesicht leuchtend, die feinen, dünnen Lippen dicht aneinander geschlossen. Gern horchten ihm seine Gäste zu; jetzt schilderte er lebendig und beredt die Landschaften des Gebirges, jetzt sprach er geistvoll über die italienische Kunst, denn die Gesellschafterin hatte das Gespräch auf die heilige Familie des Carracci in der Marienkirche gelenkt; was er sagte, regte an, alle seine Gedanken trugen den Stempel einer edlen Seele.

Ganz aus der Ferne erklangen die Glocken von den Thürmen der Stadt, sie mahnten zum Aufbruch. Es war eine klare, kühle Sommernacht.

„So leben Sie wohl, Gräfin“, sagte er und bot ihr einen Strauß der schönsten Blumen. „Nicht zum Angedenken, aber es sind die besten, die Sie hier bekommen können. Sobald sie verwelkt sind, erlauben Sie mir, Ihr Fenster wiederum zu schmücken, damit Sie im Leben der Rosen Ihr eignes, duftigeres sich spiegeln sehen.“

„Gut, ich nehme sie; denn ich hoffe, Sie sind ein zu

guter Gärtner, um sich nicht oft um Ihre Blumen zu kümmern und ein wenig auch um mich."

„Ich stehe der Gesellschaft und ihrem Treiben zu fern." —

„Wie?" sprach der Baron pathetisch. „Sie, ein Schüler des Sokrates, gehen nicht auf die Straße, über den Markt, in das Theater? War doch Ihr Meister der größte Herumstreicher Athens, und was ist die Weisheit, wenn sie nicht lehrt? Freilich, wir kennen uns kaum."

„Ich heiße Benedikt und komme aus Wien."

„Benediktus, der Gesegnete! Gräfin Helene Nordeck —"

„Nordeck?" schrie Benedikt auf, seine Zähne schlugen aneinander, und er zerriß die Blume, die er noch in der Hand hielt; im nächsten Augenblick war er seiner Bewegung Meister geworden, er verneigte sich leicht: „Dann fürchte ich noch mehr, Sie nicht wieder zu sehen; für den Grafen Nordeck, den Staatsminister des Herzogthums, bin ich zu bürgerlich, viel zu bürgerlich."

„Pardon, Sie kennen ihn nicht; wann hätte ein Staatsmann nicht gern dem Worte eines Weisen gelauscht? Sie sind dem Grafen willkommen, wie jeder Ehrenmann."

„Ein Mann von Ehre!" murmelte Benedikt und war erdfahl, „vielleicht — aber ich nicht!"

Helene erblaßte, so bleich wie der Schleier ihres Hutes, zu sprechen wagte Niemand mehr. So gingen sie mit einander durch den Garten; ein einsilbiges „Gute Nacht!" von Benedikts Seite, einige Dankesworte der Damen, des Barons

— und schon eilten sie dem Abhange zu. Die Arme über die Brust gefaltet, war er auf der Schwelle stehen geblieben; noch zögerte Helene unter der Tanne, sie wandte ihr mildes Gesicht nach ihm um, ein Mondstrahl fiel darauf, und ihm war's, als lächle sie; nun winkte sie noch einmal mit ihrer weißen Hand, dann war auch sie in der Dunkelheit der Nacht und in den Schatten des Gehölzes entschwunden.

II.

Es geschah doch nicht, wie die Gräfin erwartet, daß Benedikt öfter in die Stadt hinabkommen, an den Festlichkeiten und Spaziergängen der Badegäste Theil nehmen und vielleicht sie selbst heimsuchen würde. Jeden dritten Tag brachte sein Diener die versprochenen Blumen, in der ersten Frühe, mit höflichem Gruße seines Herrn; sonst blieb er schweigsam und kurz gegen alle Fragen des Fräuleins. Glücklicher war der Baron in seinen Nachforschungen; von Fremden aus Wien erfuhr er, daß Herr Benedikt Arnheim seit beinahe dreizehn Jahren ein großes Handlungshaus in jener Hauptstadt besäße, vor Kurzem es aufgegeben habe, um seinen Reichthum in Behaglichkeit und Stille zu genießen; überall sei er gern gesehen, versicherten sie, bei Geringen wie bei Vornehmen, er sei ein anspruchsloser, milddenkender, einsiedlerischer Mann von feinster Bildung und Haltung. „Warum er dann uns nur vermeidet?“ hatte Helene unwillig gefragt.

„Comtesse, auch das ist mir klar geworden. Prinz Friedrich, unser zukünftiger Herzog, hat ihn in den Tyroler Alpen

kennen gelernt und Gefallen an ihm gefunden, wochenlang sind sie auf den Bergen zusammen gewesen, wie Herkules mit den anderen Helden auf den Zacken des Oeta."

„Und?"

„Sie wissen, wie wenig der macedonische Alexander die Günstlinge seines Vaters liebte, gerade so steht der Erbprinz zu dem Grafen Nordeck."

„Darum fuhr er bei meinem Namen zusammen?"

„Gewiß; Durchlaucht wird von Ihrem Großvater gesprochen haben, von dem unbilligen Verdachte, den er gegen ihn hegt."

„Ja, ja! Der Großvater klagte über die Kälte und Strenge, mit der ihn der Prinz bei seiner Rückkehr empfing, und Benedikt will den Feind seines Freundes nicht sehen, nicht sprechen; ich begreife das, es ist ein edler Zug!"

Das Wort war ihr nun einmal hastig und wider Willen entschlüpft, fast bereute sie es, denn eine feine, flüchtige Röthe stieg in ihrem Gesichte auf, so daß der Baron sie erstaunt betrachtete:

„Was haben Sie, Comtesse?"

„Nichts, ein Schatten fiel über meine Augen."

Leise, unmerklich zuckte es um seinen Mund wie im Schmerz. „Ich fürchte, die Blumen von der Höhe hauchen einen zauberkräftigen Walddust aus und senken Sie in romantische Träume."

„Und Sie glauben, dann würde ich den Musen, dem Parnaß, allen Göttern und Heroen Lebewohl sagen? Halten Sie mich wirklich für so gottvergessen?" lachte sie und suchte

im Scherz ihre Empfindung zu verbergen. „Nein, dazu sind Sie ein zu guter Lehrer gewesen. Was auch geschieht, ob mich die Zwerge im gläsernen Sarge begraben oder die Waldfrau mich entführt, eine hellenische Göttin soll meine Schutzheilige bleiben.“

„Welche?“

„Ahnen Sie's nicht?“ unterbrach sie ihn und stand auf. „Diana, Herr Baron, Diana!“

Das war ein Zufall, aber sie hielt es für erzwungen durch die geheime Gewalt ihrer Sehnsucht, daß sie ihn an demselben Abend in dem Concertsaale finden mußte, eine Symphonie von Beethoven zu hören, daß er dicht neben ihr Platz nahm. Sie war allein; ihr Großvater hatte Depeschen aus der Hauptstadt erhalten, die ihn von einem gefährlichen Krankheitsfalle des Fürsten benachrichtigten und zur augenblicklichen Abreise zwangen, der Kammerherr begleitete ihn eine Strecke Weges, es schien sich um wichtige Dinge zu handeln. Ihr hatten die Ränke und Feindschaften des Hofes immer fern gelegen, und sie hatte nie, was man auch sagen mochte, eine Rolle in ihnen gespielt. Noch erinnerte sie sich, mit welchen bitteren Thränen sie an der Hand ihres Großvaters das stille Landschloß ihrer Eltern verlassen, als der Tod der Mutter sie ganz zur Waise gemacht, sie ganz der hochfliegenden Pläne des Staatsmannes zu eigen gegeben. Drei Jahre waren in diesem Sturm und Rausch von Festen, Bällen und Intriguen an ihr vorübergerauscht, dem sie nicht widerstehen konnte, in den der Zwang ihres Mannes und ihrer Stellung sie mit hineingerissen; an diesem Hofe — wie

ungern bewegte sich ihr Fuß zuerst in diesen Hallen — fand sie sich gegen ihre Neigung, gegen ihr eigenstes Wesen als eine seiner ersten und vornehmsten Damen. Denn dem Herzog waren Gemahlin und Tochter längst gestorben, und der Erbprinz lebte entzweit und im bitteren Zwiespalt mit ihm fern von der Hauptstadt mit seiner Familie und wenigen Anhängern, ein Gegner jener Feuerwerke, Ringelrennen, Schauspiele und Maskenzüge, worin der Vater den Ruhm und Glanz seines Namens und seiner Krone setzte. Da half es ihr wenig, daß sie inmitten dieses Ansehens und der Bewunderung, die sie als die Erbin des ersten und reichsten Mannes im Lande umdrängte, so still und bescheiden zu bleiben versuchte, wie unter den Bäumen vor ihrem Vaterhause; die Schwüle des Sommertages erstickt bald die Frische des Morgenwindes, so verwehte auch allmälig in diesem Leben und Treiben der Veilchenduft, der Helenens Jugend umhaucht. Doch mochte das Geschick auch Schatten irdischer Schwäche und Hinfälligkeit, Schatten des Trübsinnes über den azurnen Himmelsbogen werfen, an dem sie wie ein lichtes Gestirn aufzugehen gehofft, die Jungfräulichkeit ihres Wesens konnte ihr nicht geraubt werden, sie war ein sonniges Geschöpf. Darum verletzte es sie tief, daß Benedikt, als hätte er die ungünstige Meinung des Prinzen von ihr getheilt, zurückhaltender ihr nahte, als die entgegenkommende Freundlichkeit verdiente, die sie ihm widmete. Indeß entschwand im Laufe ihres Gesprächs, wie sie nach dem Ende des Concerts langsam neben einander im Gedränge der Andern die Lindenallee auf- und niedergingen, diese leise Verstimmung; der Klang

ihrer Stimme übte wieder seine Gewalt über ihn aus, und mit heimlichem Lächeln befriedigter Eitelkeit sah sie den verschlossenen Mann bemüht, sie zu erheitern, zu fesseln.

„Wie bedauere ich", sagte sie, „daß sie meinen Großvater nicht daheim finden, damit auch er beitragen könnte, das häßliche Bild aus Ihrer Seele zu entfernen, das man Ihnen von uns entworfen."

„Sie denken — Prinz Friedrich? Es ist jetzt noch die Frage, wer von uns Beiden den Andern bestimmte."

Sie schaute hoch auf, aber sie verstand weder die Worte noch das höhnische Spiel seiner Lippen zu deuten, nur erschrack sie ein wenig.

„Sie haben etwas gegen den Grafen", entgegnete sie furchtsam, „einen großen Haß."

„Nicht doch."

„Sie werden ihn sehen, wenn er zurück kommt; versprechen Sie mir das?"

„Dann gewiß."

Sie senkte den Kopf. „Es ist sehr schmerzlich, die Menschen in Feindschaft zu sehen, die wir achten, und kein Mittel zu ihrer Versöhnung zu wissen."

„Wohin zwingen Sie das Gespräch, Gräfin? In den dürren und grausamen Kampf der Meinungen, politischen Zwiespalts. Solche Dinge sollten ihre Stirne nie in Falten ziehen. Ihrer ist das unumschränkte Reich der Anmuth, der Harmonie; es steht den Frauen nicht schön, in der einen Hand einen Kranz, in der andern eine düsterglühende Fackel zu tragen."

„Sie sind ein Gegner der Frauen, merke ich nun. Sie erblicken in uns nur Gefühlswesen, Sinnblumen, gut genug, in prächtigen Vasen einen Saal zu zieren, aber der Ernst des Daseins gehört nicht für uns."

„Beinahe, weil sie stets leidenschaftlicher, selten verständiger Thaten fähig sind."

„Nicht so oft als der Mann?" fragte sie gereizt. „Hat er Ueberlegung und Klarheit des Urtheils vor uns voraus? Erkennt er allein die Wahrheit in den Dingen, und bleiben wir beständig am Scheine haften? Da wär' uns eine sehr dürftige Rolle in der Welt zugefallen."

„Dürftig nennen Sie es, die Flamme der Schönheit zu entzünden und zu nähren? Wer es doch könnte, unter Idealen zu leben vermöchte!"

Damit schieden sie; allein sie trafen sich nun vielmals, am Brunnen, bei den Tannen, unter dem Thorbogen des Klosters — es knüpften sich Fäden an, die sie trotz ihrer scheinbaren Leichtigkeit nicht mehr spielend zerreißen konnten, selbst wenn sie gewollt. Und wie weit waren sie davon entfernt; die Gewohnheit machte den Reiz ihres Umgangs täglich unentbehrlicher für sie, und fand Benedikt in Helenen eine sinnende Seele, wie seine eigene, die gern in der Einsamkeit der Landschaft, in den vielfach verschlungenen Pfaden des Gedankens und der Phantasie sich verlor, so begegnete Helene hier zuerst einer ernsten, energischen Männlichkeit, daß Auge und Geist ihr zugleich gefesselt wurden. Schönere Männer hatte sie viel gesehen, mit mehr Galanterie und Ritterlichkeit war ihr Jeder, vor Andern der Baron, genaht; aber

hinter diesem hergebrachten, ererbten Wesen, in diesem Purpurrocke des Hofmannes hatte niemals ein echtes, wahres Herz geschlagen, es waren Alles Figuren von verschieden gefärbtem Glase, sie hielt sie wenigstens dafür, die der Wink ihres Elfenbeinfächers beherrschte. Benedikt dagegen blieb trotz des Eindrucks, mit dem sie ihn bezwungen, in seiner Abgeschlossenheit und Selbstbefriedigung; es freute sie, wenn sie ihn vor den Ruinen schon ihrer wartend traf, bemerkte, wie sein Auge ihr sehnsüchtig folgte, wenn sie einen leidenschaftlichen Blick belauschte, den er auf sie richtete; indeß solche Augenblicke des Rausches gingen rasch dahin, und er verharrte ihr gegenüber mit den finstern Falten auf der Stirn und dem Geheimniß im Herzen. Vielleicht brachte sie dies noch näher und inniger zusammen, daß die nächsten Tage auch über Helenens Augen einen Schatten der Sorge und des Kummers warfen. Denn die Nachrichten, die ihr von dem Befinden des Herzogs zugingen, lauteten trübe, der alte Herr rang mit dem Tode und bei seinem Ableben, schrieb ihr der Großvater, sei sein Sturz und seine Verbannung vom Hofe unvermeidlich, Prinz Friedrich hasse ihn, und eine geheime Hand treibe ihn zu den gewaltsamsten Maßregeln. Mochte Helene auch oft den Zwang und den nichtigen Glanz ihrer Stellung im Geheimen beklagt, sich noch so poetisch und schimmernd ein liebliches Stillleben ausgemalt haben, jetzt verwundete es doch ihren Stolz, von diesem Schauplatze weichen zu müssen, mit beflecktem Schilde dazu. Die Gunst und Huld des alten Herzogs gegen sie und ihren Großvater ward von den Freunden des neuen Regiments, von den

Verräthern des alten gedeutet, ausgelegt und da Niemand mehr den fallenden Minister fürchtete, seine Willkür und Härte ihn und seine Verwandte dem Volke längst verhaßt gemacht hatten, erlangten diese Gerüchte bald Umfang und Verbreitung. Allgemein hieß es, Helene wäre die Geliebte des Herzogs gewesen; er hatte sie einmal auf die Stirn geküßt, als sie bei einem Maskenfeste die Iphigenie dargestellt, ihr einen Kranz in's Haar gedrückt, sie war stets von ihm vorgezogen worden, hatte an allen Lustfahrten Theil genommen, sie konnte es nicht läugnen. Das wischte keinen Makel von ihr weg, daß sie jetzt den fröhlichen Leichtsinn der Jugend beklagte, dies rasche Wort, jenen unbedachten Schritt bereute. Was galt das Bewußtsein ihrer Unschuld gegen die Stimme von Tausenden? Wenn die Andern muthwillig und boshaft den Staub aufwirbeln, auf dem wir wandeln, wie leicht befleckt er uns dann und wären wir engelrein! Das war Helene nicht und doch wieder zu stolz, um der Warnung des Barons zu folgen, der ihr abrieth, die Kirche zu besuchen, wo für den sterbenden Fürsten gebetet ward. „Soll ich meine Freundschaft und Pflicht der Dankbarkeit aus Furcht verläugnen?“ fragte sie und ging. An der Pforte begegnete sie Benedikt, sie ahnte, daß er ihretwegen gekommen. Freilich gab ihr Schritt, wie Alexander geahnt, zu neuen Verläumdungen Anlaß und es bedurfte der treuen, obhütenden Sorge Benedikts, jede böse Rede, jede Verletzung von ihr fern zu halten. Eifrig und warm vertheidigte er sie überall, der Ruf seiner Strenge und Unbescholtenheit zwang die Gegner zum Schweigen, gegen die lautesten hob sich Alexanders

Degen. Seit diesen angstvollen Stunden liebte Helene Benedikt; es war doch etwas, daß der edelste Mann, den sie kannte, für sie in die Schranken trat, seine Vertheidigung brachte ihr Reinheit und Ehre wieder. Auf ihren Lippen lauschte das süße Geständniß, wollte oder konnte es sein Blick nicht bemerken?

Schon ging der Juli zu Ende, vor zehn Tagen war der Herzog gestorben, und sie saß oben in dem grünen Zimmer des Hauses und erwartete die Ankunft des Großvaters, den der neue Fürst seiner Aemter entlassen. — Der Abend schaute durch das Fenster, schwül und still wehte die Sommerluft unter den graublauen Wolkenmassen, die über den Tannen und dem Hause Benedikts wie auf Pfeilern zu ruhen schienen. Im matten Golde, wie ein langer Streifen, durchschnitt sie der Sonnenschein, ohne Regung und fast ohne Schimmer; solche Melancholie war auch in ihr mächtig, die Seidenfäden der Stickerei glitten ihr auf den Schooß, auf dem Berge da drüben suchte sie den Schatten einer lieben Gestalt. Wie auf dem Goldgrund alter Gemälde die Figuren sich erheben, so bauten sich auch ihr im Golde des Himmels Luftschlösser auf, von Glück und Frieden an seiner Seite, wie sein Name der Demantschild sein würde, hinter den ihre gekränkte Ehre sich flüchten könnte, wie sie all' die Last des Glanzes von sich werfen und ganz so still, in sich gekehrt und beschaulich, wieder das unbekannte, im Grase verborgene Veilchen ihrer Kindheit werden würde; sonst war sie müde, bis zum Tode betrübt. In diesem Sinnen überhörte sie das Rollen des Wagens, das Aufgehen der Thür. „Ma chère

petite", sagte ihr Großvater und legte die Hand auf ihre Schulter, „nun ist Dein Wunsch in Erfüllung gegangen und wir sind auf der Heimfahrt nach dem Schloß der Ahnen."

Wie alt und hager hatten ihn diese Tage gemacht! — Schluchzend sank sie an seine Brust: „O Papa, was haben Sie, was hab' ich erdulden müssen! Wie so nichtig ist nun Ihre Größe, wie so ganz vergällt die Herrlichkeit des Lebens!"

„Muth, ma chère, es ist sehr feige, dem Unglück und der feindlichen Welt nicht offen in's Angesicht zu sehen." Und so sich zu ihr setzend, wie er lange nicht gethan, horchte er auf ihre Klagen, ihre Thränen, das begeisterte Lob Benedikts. —

„Brav, mein Kind!" nickte er. „Das ist ein Ehrenmann. Aber ich kann mich nicht entsinnen, habe nie mit einem Benedikt Arnheim zu thun gehabt."

„Es wird sich aufklären, Papa, Sie müssen ihm gut werden."

„Benedikt! Hm, ein anderer Benedikt, den ich längst verschollen geglaubt, Benedikt Ruhlberg, ist mir zur Sorge und Qual wieder erschienen; er hat mich im Geheimen bei dem Herzog verklagt."

Wildes Geschrei, Lärmen und Wogen einer großen Volksmasse drang von der Straße bis in das stille Hinterzimmer hinein, und Alexander eilte bestürzt die Treppe herauf, das Volk hatte den Wagen des Grafen erkannt, seine Ankunft erfahren, und umdrängte schmähend und tobend das Haus des stolzen, nun gestürzten Mannes. Der Graf sprang vom Sessel, er wollte hinaus, den Wüthenden entgegen, trotz seines

Alters war er noch eine stattliche, aristokratische Gestalt, der die weißen Locken um den ernsten, hoheitsvollen Kopf noch mehr Würde verliehen. Vergebens hielt ihn der Baron zurück, schon aber verrauschte der Lärm, noch ein lautes Jubelrufen für den neuen Herzog und den Weißhut, Helene riß die Thür auf, und nun war es geschehen, sie lag in Benedikts Armen, der die Stufen hinanstieg.

„Beruhigen Sie sich, Gräfin, es ist Alles vorbei.“ Damit trat er in das Gemach. Der Graf ging ihm einen Schritt entgegen, streckte ihm die Hand zur Begrüßung hin — da, Blick in Blick, erkannten sich die Beiden, trotz Alter und Furchen in ihrem Gesicht, erkannten sich mit dem Auge des alten, unversöhnlichen Hasses, beide zusammenzuckend und dann sich fassend und anstarrend, wie zwei Gladiatoren, die zum letzten Kampf aufeinander stoßen.

„Graf Nordeck!“

„Benedikt Ruhlberg!“

„Was ich Ihnen versprach, Graf“, sagte Benedikt kalt und finster, „nun ist's erfüllt!“

„Wohl; Sie haben mich hinterlistig und heimtückisch bei meinem Fürsten verläumdet.“

„Nicht doch; er hatte selbst Augen, um zu sehen, wie Sie das Land bedrückten, alle Gewalt in Ihre Hand sammelten, ich brauchte nur von fern mit dem Finger darauf zu deuten. Das hab' ich gethan; ich sagte dem Prinzen, wie Sie an mir gehandelt, wahrhaftig, er hat da Ihre Gerechtigkeit nicht bewundern lernen.“

„Elender!“

„Elender?“ — schrie Benedikt auf und faßte des Grafen Hand. — „Und wer hat Sie jetzt vor Beschimpfung gerettet?“

„Halten Sie ein!“ rief angstvoll Helene und warf sich zwischen die Zornigen. Ihre Stimme war noch allmächtig über ihn, er eilte zu ihr. „Helene!“ sagte er sanft, zärtlich, er zog sie zu sich empor, als hätte er vergessen, vor wem er stände. Doch auch Graf Nordeck hatte sich gesammelt und Helene aus Benedikts Armen reißend, sprach er hart und gebieterisch: „Auf, ma chère, Sie dürfen so wenig wie ich mit einem bestraften Diebe noch weiter Worte wechseln.“ Empor fuhr Benedikts Arm über des Alten Haupt, gewaltig, wie das Beil des Gerichtes, aber der letzte, erlöschende Blick des Fräuleins, das ohnmächtig an die Brust des Greises sank und ihn umfing, als wollte sie ihn schirmen, ließ ihn, wie von einer unsichtbaren Hand gelähmt, so einen Augenblick schweben und dann kraftlos niedersinken. Nun zitterte er noch, einen Schritt that er auf sie zu, und wie er sich hinabneigte, sie noch einmal zu sehen, riß die dünne, goldene Kette, die er um den Hals trug, und ein Medaillon fiel klirrend aus seinem Gewande auf den Boden. Er bemerkte es nicht, das Haupt auf die Brust gesenkt, langsam, mit schleppendem Fuß verließ er das Gemach, schwer die Stufen hinab, beinahe wie ein Sterbender. Nun war Alles verhallt, oben Todtenstille; Alexander nahm das Bild auf und gab es Helenen, sie starrte es an, sie strich die Haare von der Stirn: „Meine Mutter!“

Eine bange Stunde ging ihr dahin; aufrecht, als ob sie

von Stein gewesen, verharrte sie am Fenster, den Kopf an das Kreuz gedrückt. Unten im Hause war Alles in eiliger Bewegung, die Diener holten die Koffer hervor und fingen an, einzupacken, da der Graf in der Morgenfrühe die ihm verhaßt gewordene Stadt verlassen wollte. Der Baron war bei ihr geblieben, schweigend wie sie, erst jetzt sagte er: „Comtesse, ich muß Sie aus Ihrer Erstarrung reißen, vielleicht Sie verletzen, aber heraus mit dem Worte, wir haben nicht schön an Herrn Benedikt gehandelt.“ Noch antwortete sie nicht, allein sie wandte sich nach ihm um. „Mag zwischen dem Grafen und ihm vorgefallen sein, was will, in Ilion wie vor Ilion wird gesündigt, sagt der Dichter, was kümmert uns dieser Streit? Uns kam Herr Benedikt wie ein Freund, ein Retter entgegen, und wir ließen ihn beschimpfen, hatten kein Wort, keinen Blick für ihn.“

„Er wird Sie verachten und mich noch mehr“ — erwiederte sie.

„Das soll er nicht!“

„Nein, er soll's nicht! Bei meiner Mutter, nein! Ich gehe zu ihm hinauf, ich muß ihn sehen.“

„In dieser Stunde!“

„Was die Welt dazu sagen wird? Ich habe nichts mehr zu scheuen.“ — Der Baron gab ihr den schwarzseidenen Mantel um, eben wollte sie den schwarzen Spitzenschleier des Hutes über ihr Gesicht fallen lassen, als ihr Bild im Spiegel sie erschreckte, bleich, wie der weißeste Marmor, schmerzerstarrt schaute es sie an. „Eine rechte Braut des Todes!“ sprach

sie vor sich hin. Auf der Schwelle der Thür hielt Alexander sie sanft zurück und ergriff ihre Hände. „Comtesse Helene, ich habe also verspielt, und Sie sind nun auch wie die andern Göttinnen Griechenlands für mich zu einem Sterne geworden, einem unerreichbaren dazu. Vielleicht läßt es sich auf unsrer wohlbekannten, breitgetretenen Erde besser wandeln, als in den Wolkenstraßen dort oben, allein Sie glauben es nicht, und wenn ich Ihnen auch verspräche, den purpurnen Mantel der Liebe über den Staub des Weges zu werfen, er würde in Ihren Augen doch nicht zu einer leuchtenden, goldschimmernden Cometenbahn. Wie Phaeton fahren, wie Phaeton stürzen — o es ist das eine Seligkeit, ich fühl's, gegen die ein Spaziergang durch Thäler, über Höhen und ein endliches Ausruhen auf dem Kirchhofe eines Dorfes nichtiger ist, als ein Sonnenstäubchen. Darum leben Sie wohl, Helene!"

„Alexander! Auch Sie verlassen mich?" Ja, wer sich doch von diesem Auge, von dem leichten Druck ihrer Finger hätte losmachen können!

„Wollen Sie wie ein Triumphator mit Ihrem Sklaven zum Kapitol hinaufziehen?"

„Nein, aber einen Freund in der ängstlichsten Stunde meines Lebens bei mir haben."

Da sah sie ihn wieder an, und es war entschieden. — „Wohl!" sagte er resignirt. „Ich habe immer geschützt, geleitet, sei's denn auch diesen Berg noch hinauf, um uns oben auf ewig zu trennen."

Schon stieg der Mond empor; sein blasser, silberner Schein lag auf dem Waldpfade der Spur gleich, welche die goldenen Aepfel der Atalanta auf der Rennbahn zurückließen, wie Alexander bemerkte. Rasch war die Höhe erklommen, sie glühten vor Aufregung, in ihrer Hast und Eile. Auf dem Granitsteine saß Benedikt, laut schrie Helene bei seinem Anblick auf, als sollte ihr Herz in Jubel und Qual zerbrechen, und nun war sie bei ihm, neben ihm, halb auf den Rasen gesunken, halb in seinen Armen, jetzt weinte sie, und nun lächelte sie wieder. Auch der Baron kam näher: „Parbleu, Herr Benedikt, ich bin keine Wetterfahne; da bin ich, ganz so wie früher, und von so altem Adel, als der Graf, da ist meine Hand."

Leise, wie unter dem Zauber des Mondes, stillte sich Helenens Aufregung, jedes Zittern und Beben, und mit der Fluth seiner Strahlen schwebte auch ihre Stimmung beruhigt dahin.

„Sie haben mich also nicht verdammt, Comtesse — noch Sie, mein Freund?" sagte Benedikt.

„Verdammen?" rief Helene; „uns klagen wir an, daß wir Sie nicht umfaßten und festhielten, als Sie so tief verletzt von uns gingen."

„Sie sind dem Hasse des Grafen, einem schmählichen Verdachte zum Opfer gefallen", setzte Alexander hinzu.

„Nicht so ganz. Wir sehen uns wohl für manche Tage zum letzten Male, Sie ziehen, ich bleibe; recht wie die Wandervögel sind Sie mit Freude und Lebensschöne gekommen

und fliegen mit ihnen auch davon. Schade, daß sich Alles so lösen, so schmerzlich zerreißen mußte. Doch vor Ihnen will ich rein dastehen."

„Sie kannten meine Mutter?" unterbrach ihn fragend Helene.

„Von Ihr werde ich Ihnen erzählen, kommen Sie."

III.

Es war wieder unter dem Dache der Vorhalle; im Lehnstuhl, den Kopf zurückgelehnt, die Augen halb geschlossen, begann Benedikt:

„Im August vor zwei und zwanzig Jahren stand hier ein Wirthshaus, zweistöckig, epheu-umrankt, vorn trennte es ein Bretterzaun von der Schlucht des Berges, bis zu dem Walde lag sein Hof, ein wenig gepflegter Garten. Trotz seiner niedrigen, dumpfen Stuben, seiner verwitterten Wände war es das beste des Badeorts, der eben erst in Aufnahme kam, und viel besucht, seit einige vornehme Familien hier die Saison zugebracht, hatte ihm der Besitzer den klingenden Namen Bellevue gegeben. Dort stand dieselbe Schwarztanne, darunter lag derselbe Stein, wie jetzt — nur war die Gegend dichter, bewaldeter, die Stege, die über den Berg führten, enger, verschlungener, Alles mehr wie es aus Gottes Hand entsprang. Auf einem dieser Wege ging am späten Nachmittage ein junger Mensch ungeduldig auf und nieder, bestäubt vom langen Marsche, sonnenverbrannt. Jetzt schaute er mit

großen, forschenden Augen durch eine Lichtung der Haide, da wo in der Ferne die rothen Ziegel des Hauses im Sonnenlichte schimmerten, jetzt stand er still, wenn ein Vogel vom knisternden Zweig flog, oder der Wind die grünen Nadeln der Bäume schüttelte. Aber es kam Niemand; der Specht hämmerte eintönig in dem hohlen Tannenstamm fort, weit ab rief der Kukuk, und goldglänzende Käfer und purpurfarbene Schmetterlinge summten allein über die Blumen der Haide hin. Ermüdet und betrübt über sein vergebliches Warten warf er sich auf den Boden hin und verbarg sein Gesicht in den Händen. Der Wind über ihm, das Schweigen um ihn wiegte ihn bald in einen leichten Schlummer, in Träume der Zukunft. So eilte die Dame im weißen Kleide, den Strohhut mit breitem, blauen Bande am Arm, die seit einigen Minuten schon aus der Gartenthür von Bellevue getreten, ungesehen und ungehört von ihm näher. War's die Ahnung ihrer Gegenwart, ein Zug der Sympathie, war's das Fallen ihres Hutes, als sie mit dem Fuße hart gegen eine Baumwurzel stieß? — er erwachte. Sie erbleichte flüchtig: „Da bist Du wirklich, Benedikt! Ich hätte es kaum erwartet."

„Das heißt, dem gnädigen Fräulein ist die Gegenwart ihres Spielgefährten aus der Kindheit nicht mehr erwünscht; es wird bald vorüber sein."

„Wär' ich dann Deinem Briefe gefolgt? Sähest Du mich dann hier?" — fragte sie vorwurfsvoll. „In Deinem Zorn willst Du an mir ein erbarmungsloses Geschick rächen, das ich nicht heraufbeschwor, das mich erdrückt, wie Dich."

„Erdrückt?" fragte er trotzig und warf die braunen Locken

seines Haares mit hastig wilder Bewegung zurück. „Ich werde aufrecht bleiben und groß und berühmt werden trotz Deines Vaters, Deines Verlobten, zum Verdruß euch Allen! Was ist das Schicksal? Brich's! Dich allein klag' ich an, Du hast mit mir und meiner Seele ein herzloses Spiel getrieben."

„Benedikt! Lieb' ich Dich denn nicht? Weit über den Tod, in alle Ewigkeit hinaus!"

„Und wirst doch den vornehmen Herrn von Wessenberg heirathen."

„Was vermag ich gegen das Machtwort des Vaters, wenn meine Thränen und mein Flehen es nicht beugen? Sterben!"

Er zuckte spöttisch die Schulter. „Als ob der Tod so nichtig wäre und das Dasein ein Federball, den man nur so in die Lüfte zu schlagen braucht! Sind Deine Wangen schon zu bleich für diese Sonne? Ah, wenn Du drüben am Abgrunde ständest und Dein Auge scheu die Schlucht hinabirrte, ohne ihr Ende zu finden, wichest Du mit all' Deinen erhabenen Entschlüssen zurück. Nein, ich will leben, lange leben für meinen Namen, meinen Haß!"

Sie schrack über seine Heftigkeit zusammen, sie weinte, und ihre Thränen brachen bald seine Härte, er umschlang ihre Knie, ihren Leib. „Sieh mich an, Charlotte", bat er, „ich kränke Dich nicht mehr. Mein Arm soll Dich beschützen, so sicher, als führe er ein Zauberschwert. Flieh mit mir; fern von diesem Lande wird sich ein stilles Eiland, eine Insel der Seligen finden, für Deine Schönheit und unsere Liebe.

Denn wozu wäre in unserm Herzen solch' mächtiges Feuer entloht, wenn es elend im Sturm verlöschen sollte? Das Geschick prüft nur die Wahrheit und die Kraft unsrer Leidenschaft. Bestehen wir's, Charlotte; das Glück ist mit uns, mit den Schönen und Muthigen!"

Sie entwand sich ihm rasch. „Das Glück vielleicht, Benedikt! aber eins nicht, was mehr gilt, die Ehre."

„Das sprach die Gräfin."

„Nein, deine Freundin! Wie könnte ich mit dem Fluch des Vaters auf der gesenkten Stirn leben? So wenig Du Deiner Eltern, würde ich der meinigen vergessen. Die Ehre ist das beste und allgemein gültige Zeichen, das den Edlen über die Niedrigkeit erhebt; ja, sie ist eine Fessel, aber eine, die Dich an jedes Gute und Schöne kettet und Du forderst, daß ich sie leichtsinnig von mir streife? Der Einzelne hat nicht das Recht, sich von der allgemeinen Sitte loszusagen, solcher Hochmuth rächt sich, früh oder spät. Kam Dir das Sterben schon schwer vor, hältst Du ein Leben ohne Ehre für so leicht?"

„Sei's denn aus!" sprach er bitter und stampfte mit dem Fuß auf die Erde. Sie lehnte ihr Haupt an seine Schulter, so hielt sie ihn fest. Und sie sprachen, küßten noch viel, schwärmten und weinten.

„Fahr' wohl!" Sie gab ihm ihr Bild. „Laß es stets auf Deinem Herzen ruhen."

Theilnahmslos nahm er es an. „Gute Nacht, Charlotte; sei glücklich, wenn's sein muß, auch mit ihm."

„Gute Nacht!"

Und nun dahin, vorbei! Da flatterte das Band ihres Hutes, da blieb der letzte Saum ihres Kleides noch einen kurzen Augenblick an dem Brombeerstrauch hangen, und er starrte unverwandt in die Lichtung, nach den Fenstern und Ziegeln von Bellevue. Da ward Alles dunkel, abendgrau, und nun regte sich nichts mehr, weder hüben noch drüben, nur die Schatten wuchsen und sanken tiefer.

Das Mädchen war Ihre Mutter, Helene; der Jüngling war ich.

Es war finster geworden, als ich zur Stadt hinabging und der Zufall mir einen Diener des Wirthshauses entgegenführte. Meine dringenden Fragen, ein Goldstück, das ich ihm gab, brachten ihn bald zum Reden; ich erfuhr, daß Graf Nordeck für sich allein Bellevue gemiethet habe und dort für mich kein Obdach zu finden sei, ich müßte denn mit einer Kammer im Pförtnerhäuschen am Gartenzaune vorlieb nehmen, das er bewohne. Ein wilder, leidenschaftlicher Gedanke ergriff mich bei seinem Anerbieten, es wogte und glühte Alles in mir, vor mir, wie in einem Feuermeere, ich folgte ihm.

Mein Vater, ein begüterter Mann von bürgerlicher Herkunft, war frühzeitig gestorben, und die Mutter, die ihn sehr geliebt, flüchtete aus dem Geräusche der Hauptstadt und ihrer Gesellschaft in die Stille einer ländlichen Besitzung, die sie dicht neben Ihrem Schlosse Schönbrunn besaß. Schon damals bewegte sich Graf Nordeck vielfach am Hofe, lebte in seinen Ränken und Zerstreuungen, ehrgeizigen Plänen hingegeben. Seine Gemahlin, mit ihm zerfallen, bewohnte mit ihrer einzigen Tochter Charlotte jenes Schloß. Gleiche Stimmungen

erzeugen die Freundschaften, das wurde auch hier wahr, als die Gräfin und meine Mutter sich sahen und liebten; es waren beide stille, sonntägliche Gemüther. Mußten wir Kinder nicht demselben Verhältnisse unterliegen? Kein Tag verging, an dem wir nicht zusammen waren; dieselben Spiele einigten, ähnliche Neigungen beherrschten uns. So oft der Graf im Sommer einige Zeit auf dem Schlosse zubrachte, immer fand er Gefallen an meinem Muthe, meiner Lebendigkeit, ich stand hoch in seiner Gunst. Als meine ältere Schwester sich mit einem jungen Beamten verheirathete, zeigte sich der Graf auf eine Stunde unter den Gästen, und fortan war das Glück meines Schwagers gemacht, blitzschnell stieg er von Stufe zu Stufe. Nennen Sie darum meine Hoffnung, einst Charlotten, Schloß und Wald zu besitzen, wie ein Siegesheld aus alten Geschichten, keine Ueberschätzung der Eitelkeit, keinen tollen Traum des Hochmuthes. Am wenigsten hinderte Charlottens Mutter die aufkeimende Neigung der Tochter, weil sie selbst kein Glück und keine Befriedigung in dem von Jubel rauschenden Leben, in dem Kreise der Vornehmen gefunden, malte sie ihr die Beschränktheit und ein einsames Sein als das beste und größte Gut vor, das ein gütiges Geschick den Sterblichen verleihen kann. So galt es uns beiden für gewiß, daß wir nie von einander lassen würden noch müßten, schlang doch jedes verrinnende Jahr eine neue Fessel um uns. Nun war ich nach dem Tode der Mutter auf die Universität gezogen, und sie glänzte auf den Bällen in der Hofburg. Darüber verlor denn freilich die Illusion ihren ersten und frischen Schmelz, und das ursprüngliche, ewig gleiche Grau

aller Lebensverhältnisse trat sichtbar und verletzend hervor. Solche Enttäuschungen, Schmerzen und Kämpfe, wie wir sie damals bestanden, sind alt wie die Welt, und nichts als der schlechteste und nutzloseste Trödel für die Nachkommen, für den Verständigen und Kühlen, aber dem, der sie erlebt, scheinen sie tragischer und bedeutender als die Tragödien der Dichter. Glaubt doch ein Jeder ein durchaus eigenes, so nie wieder dagewesenes Leben geführt, so besonderes Glück genossen, so besondere Schmerzen ertragen zu haben! — Mein Luftschloß stürzte schnell; Gräfin Charlotte werde sich dem Herrn von Wessenberg, dem damaligen Minister, trotz seines vorgerückten Alters, vermählen, hieß es bald überall in der Hauptstadt. Den Abend darauf, heimlich zu ihr geeilt, hörte ich's von ihren Lippen, in ihrem Gemache; die Mutter wage nicht, sie zu beschützen, ihrer Bitten spotte der Vater. Zu unserm Unglück wurden wir ihm verrathen; es gab einen heftigen, wilden Auftritt. Wahrhaftig, ich war nicht gewohnt, eine Drohung oder eine Beleidigung hinzunehmen, ich antwortete dem Grafen trotzig, verwegen, er schlug mit dem Degen nach mir. Als ich den Palast verließ, wußte ich, daß zwischen uns ein Kampf auf Tod und Leben begonnen habe. Und er begann: Graf Nordeck eröffnete wegen eines Gutes einen Prozeß wieder mich, mein Vater hätte es durch falsche Urkunden an sich gebracht, nach dem Rechte, nach alten, plötzlich wieder gefundenen Documenten gehöre es ihm. So ward der Name meines Vaters gebrandmarkt, ich verlor die Besitzung, beinahe mein ganzes Vermögen, mein Schwager ward plötzlich seines Dienstes entlassen, die Verfolgung ging rasch.

Da waren wir in der Nacht jenes eilften August seit vielen Monaten wieder unter demselben Dache. Es war mildes, mondleuchtendes Wetter, so daß ich jedes Blatt auf dem Wege schimmern sah, der durch den Garten zum Hause führte. Denn ich eilte zu ihr, selbst gegen ihren Willen wollte ich sie noch einmal sehen, noch einmal sprechen, ihr sagen, ich wußte nicht was; ich hatte keinen festen Entschluß, keine bestimmte Absicht, nur zu ihr, zu ihr! bevor ich diese Stätte auf immer verlies. Welch' eine unbesonnene, häßliche That! — Wieder die Wunden ihres Herzens, die kaum verharschten, aufreißen, sie mit den alten Vorwürfen und Bestürmungen quälen, in diesem Wagniß der Leidenschaft frevelhaft mit ihrem Rufe spielen, richten Sie nicht zu hart, es ist gebüßt. Ihr Schlafzimmer lag im Erdgeschoß, nach dem Garten hinaus, sie schliefen Alle, es mochte gegen Mitternacht sein. Kein Laden verschloß ihr Fenster, sie hatte nur die langen, weißen Gardinen herabgelassen. Leise, mit dem Diamantringe der Mutter, dem einzigen Angedenken, das ich noch von ihr besaß, zerschnitt ich die Scheibe, es gelang mir den Riegel zu öffnen, nun wehte der Wind in den faltigen Vorhängen, da war ich drinnen. Sie schlief, ein ängstlicher Traum saß auf ihrer Stirn, und unruhig warf sie das Haupt von dieser zu jener Seite. Ich kniete an ihrem Bette nieder, ich küßte ihre kleine, zarte Hand, die krampfhaft die Decke gefaßt hielt, doch erwachte sie nicht. Indeß hatte sich der Wind stärker erhoben, es war das Wehen des rächenden Schicksals, und klirrend riß er den offenen Fensterflügel hinab. Denn von diesem Geräusch zersprang die Fessel des Traumes, die sie

band, erwachten aber auch die Andern; Menschen auf allen Gängen, im Garten, mit Lichtern, Laternen. Der Graf selbst eilte zur Tochter; warum stach er mich nicht nieder? Auf sein Geheiß ward ich gefangen, gebunden. Mich vertheidigen, gestehen, daß ich Charlotten liebe und nur deßhalb zu ihr gedrungen sei, konnte ich nicht. Ist Sterben schwerer, als Leben ohne Ehre? hatte sie mir erst vor einer Stunde fragend zugerufen. Darum blieb's denn, da sie schwieg, bei der Behauptung des Grafen, ich sei als Dieb bei ihm eingebrochen und habe seiner Tochter ein kostbares, mit Brillanten besetztes Medaillon geraubt, es war die Wahrheit, ich trug es noch bei mir; er wußte freilich, daß ich nicht dafür mein Leben gewagt. Vielleicht sprach sich die Meinung der Menschen zu meinen Gunsten aus, ich wurde mit einem Jahre Festungsarrest bestraft und übrigens milde behandelt. Allein ein unvertilgbares Brandmal haftete doch an mir und ich war nichts mehr als ein Geächteter. In solchen Momenten dachte noch Jeder an einen Sprung von der Brücke, mich hielt die Hoffnung auf Rache aufrecht und machte mich stark. Frei geworden ging ich nach Wien, zu einem Verwandten der Mutter; sein Name, sein Geschäft wurden die meinigen. Wider Verdienst begünstigte das Glück alle meine Unternehmungen, ich erwarb Reichthümer, ich gewann Freunde; aber Sie glauben wohl, solche Wunden heilt keine noch so sanfte Berührung der Freundschaft, kein Genuß und keine Zeit ganz. Mir ward Alles, wonach ich gestrebt, als ich mit dem Erbprinzen bekannt wurde, mein Wesen zu dem seinigen stimmte, geringe Dienste, die ich ihm erwies, mit seinem Vertrauen

erwiedert wurden. Manch' bitteres Wort ist damals gegen Ihren Großvater gefallen, und das Bild, das ich von ihm und seiner Regierung entwarf, steigerte den Groll des jungen Fürsten gegen den übermüthigen Mann, der Haß ist ein guter Maler. So beförderte ich den Sturz des Grafen; obgleich ich Sie hochachte und bewundere, Helene, habe ich nicht vergeben, selbst auf die Gefahr hin, daß Sie mich hassen würden, entflammte ich noch von dieser Stelle aus durch meine Briefe den Zorn des Herzogs, denn was gilt das Glück gegen die Rache beleidigter Ehre?

Und der Baron sprang auf und neigte sich tief vor ihm: „Recht so, Sie sind ein Spiegel der Ritterschaft, möchte ich Ihnen nachahmen können!“ Einen kurzen, vielsagenden Blick warf er auf das Fräulein. „Aber die Göttin schweigt noch, sie hat Geheimnisse, Familiengeheimnisse, und Sie wissen, wie schlecht es dem Tantalus erging, daß er sich in die Mysterien der Olympier gedrängt, darum Adieu! Am Gitter erwarte ich Sie, Comtesse.“

Sein Schritt war längst verhallt, ehe sie leise und verschämt zu Benedikt sagte: „Und trotz so schmählicher Beleidigung haben Sie mich geschützt, vertheidigt, den Großvater vor der Wuth des Volkes beschirmt. Kann meine Bewunderung Sie jemals hoch genug stellen, meine Dankbarkeit jemals so große Schuld wieder gut machen?“

„Ich that es Ihretwegen, Helene, um Ihrer Mutter willen. Sie sind ein großherziges Mädchen, und ich wußte, seit ich Sie zuerst auf dem Steine sitzen sah, Sie würden mich nicht in Noth und Qual verlassen haben.“

„Nein!" rief sie mit blitzendem Auge, „und wenn sie mich gesteinigt, ich wäre doch in Ihren Kerker gedrungen und hätte Sie befreit. Nur verdammen Sie meine Mutter nicht; sie war so gut, so weich wie Aprilschnee, der vor einem Sonnenstrahl schmilzt. Jetzt verstehe ich ihre Thränen, ihren frühen Tod."

„Ich, Charlotten beschuldigen?" fragte er. „Das glauben Sie selbst nicht, wie sollte ich so große Liebe, wie sie mir ward, so schnöde vergelten! Das Haupt ihres Vaters war für sie wie ein Medusenkopf, der sie versteinte, und am Ende hatte sie Recht."

„Mich aber versteint es nicht", rief sie in überwallender Leidenschaft aus. „Bin ich die Letzte eines edlen Geschlechts, steht es mir an, das Unrecht der Eltern aus dem großen Schuldbuche zu tilgen, Sie sollen uns nicht ferner verklagen."

„Helene, meine Helene!"

„Ja, ich liebe Dich, liebe Dich unsäglich!"

Noch einmal so hoch und stolz schien Benedikts Gestalt in Freude und Entzücken zu wachsen, sein ernstes Gesicht leuchtete wie in der Glorie unbeschreiblichen Glückes, und doch drängte er das Mädchen, das sich an ihn schmiegte, zärtlich, unwiderstehlich zurück.

„Du liebst mich nicht?"

„Schau mir in's Auge, spricht's anderes aus als Neigung zu Dir?"

„So bin ich Dein, für's Leben!"

Schmerzlich preßte er ihre Hand an sein lautschlagendes Herz. „Und es geht nicht, Helene; mein Dasein ist verbraucht,

gebrochen. Die Vergangenheit, Ihr Name, Ihre Jugend, wie ein undurchdringlicher Nebel, Schatten auf Schatten, liegt's zwischen uns. Wenn Ihre Liebe sie hier zerreißen würde, ballten sie sich dort um so fester zusammen. — Wie scheint sich in erhöhter Stimmung Alles so leicht zu ebnen, als hätten die Dinge keine Kraft des Widerstandes mehr und müßten, von dem Hauche unseres Willens emporgehoben, wie Federn auffliegen und uns die Bahn frei lassen. Ja, wenn unser Drang nicht schwände, unsere Leidenschaft nicht verlohte!"

„Meine Liebe wird nicht sterben. Die Vergangenheit, meine Küsse sollen Dir die Erinnerung an sie von der Stirn, aus dem Herzen brennen; mein Name, ist er nicht geächtet, beschimpft? Was wäre ich selbst ohne Dich?"

„Und doch werden Sie überwinden, Helene! Sie werden erkennen, daß Sie Pflichten haben, heilige, unlösbare, gegen sich, gegen Ihren Großvater. Was that er Ihnen, daß Sie Schmach auf sein Haupt häufen, Ihre Hoffnungen auf seinem Grabe aufbauen wollen? Ihr Loos ist an Alexanders Seite; Jahre lang hat er um Sie geworben, ritterlich, wie einer, Sie hörten ihm gerne zu, Sie waren immer mit ihm; während ich für Sie sprach, schlug er sich um den guten Klang Ihres Namens — und das Alles denken Sie nun fortzustreichen, als ob es nicht geschehen, aus Ihrem Gedächtniß, aus der Meinung der Welt. Sie weinen, Helene, und mein Herz bricht unter meinen Worten, aber, o Kind, so licht und goldig das Dasein, von oben gesehen, leuchtet, im Grunde ist's doch nur das Schimmern verglühender Kohlen. Getrost! ist's denn allein schön, sich dem Wogen der Leidenschaft zu

überlassen, und so ganz ruhmlos und nichtig, sein Herz unter der Pflicht zu demüthigen?"

So sprach er noch viele zärtliche, strafende, besänftigende Worte, sie weinte leise, den Kopf tief zur Erde gebeugt, sie grub ihren Träumen ein Grab. Lautlos schritt sie dann an seiner Hand durch den Garten, auf die Stäbe des eisernen Gitters lehnte sich Alexander. Schon waren sie dicht bei ihm, da bebte sie noch einmal zurück: „Und all' unsere zertrümmerten Ideale, unsere Qualen und Kämpfe, meine ganze verlorene Jugend, was bringt sie mir ein?"

„Wenig, werden Sie jetzt sagen; aber doch etwas für die Zukunft: Beschaulichkeit und Beruhigung."

„Befriedigt das mich?" murmelte sie und entzog ihm ihren Arm, ein Schauer überflog sie. Nun waren sie bei dem Freunde. Entzückender war keine Stelle auf Erden. — Mondesdämmern über der ganzen Landschaft, wie durchsichtige Schleier; im Osten lichteten sich schon die schwarzblauen Wolken, und zarte, weiß und rosig umränderte Streifen zogen durch sie hin. Tief unten zu ihren Füßen athmete das Thal noch im Frieden der Nacht leise und heimlich, die Wellen drängten sich dort durch die kühnen Bogen der Brücke, die von Geisterhand geschlagen in der Luft zu schweben schienen, hier glitten sie am grauen Granitgestein, an Baumgruppen und Gärten gleich silbernen Fäden dahin, unabsehlich weit, wie ihre eigenen, stillgewordenen Gedanken. Den Berg hinauf bis an die Stufen der Klosterkirche klommen die Tannen wie eben so viele unzählige Büßende, Heilsuchende hinan, der Mondglanz blitzte um ihre Wipfel wie ein Glorienschein.

Da hob sie ihr blaues, thränenbenetztes Auge zu dem Jugendfreunde auf und gab ihm ihre weiße Hand. „Fortan gehöre ich Ihnen“, flüsterte sie, „und nun zur Heimkehr!“

„Und es soll eine glorreiche werden“, entgegnete er sanft. „Wenn es wahr ist, daß alles Irdische, kaum entstanden, schon seinem Falle entgegen trachtet, wie kann man alsdann schöner fallen, als in die Arme der Liebe?“

Darauf schieden sie von Benedikt; noch stand der Mond über dem Thale, aber er war erblaßt vor dem Purpur des Morgens.

Für einander geboren.

I.

Schwer und langsam raschelte der Regen auf die Blätter, in der Kirche des nahegelegenen Dorfes schlug es eintönig Mitternacht. Zwei Reiter hatten es auf schon ermüdeten Pferden verlassen und ritten die stattliche Pappelallee entlang, die am See vorbei zum Schlosse führte.

„Dank den Blitzen, die hinter uns zucken, Freund Stephan" — sagte der Aeltere — „wirst Du Sternau morgen im frischen Glanze erblicken, duftig und lieblich, als wäre es eben erst aus des Schöpfers Hand gekommen, der noch einmal liebend darauf zurückblickt, sich wieder zu spiegeln und wieder zu finden in seinem Werk. Vergieb, daß ich so eitel mit dem Meinigen prahle."

„Ei, schätzte nur Jeder, was er besäße und malte sein Eigenthum sich zum Feenpalaste aus! Hänge, wer keine Bilder von Raphael besitzt, seine Phantasien als kostbare Schildereien an den kahlen Wänden auf und sie werden von Gold und Purpur wiederstrahlen. Wie nichtig und grau ist diese

arme, eckige Welt mit ihren Härten und Unebenheiten, wenn wir sie nicht in rosiger Beleuchtung betrachten! Und diesen Schimmer hervorzurufen, müßte es ein unerschöpfliches Weinfaß für jeden sorgenden Mann, und einen Garten der Liebe für alle weinenden Mädchen geben. Deine Sternau scheint sich vortrefflich zu einer solchen Anlage zu eignen; hast Du doch schon die Königin Venus, Frau Viviana, darin."

„Ich fürchte" — entgegnete der Andere — „die mußt Du aus dem Spiele lassen, sie ist nicht für die rosige Beleuchtung."

„Wie? So jung, so schön, in allem Glück, an Deiner Seite, Heinrich" —

„Und dennoch für Herbstgrau; es ist, wie ich Dir sage."

Stephan schaute hoch auf, mit scharfem Blick in des Freundes Gesicht, aber diese Züge waren ruhig, abgespannt, wie vorher.

„Nun, Du wirst sie sehen", setzte Heinrich nach einer Weile hinzu, in der sie eilig im Gewitterregen weiter geritten waren. „Schön ist sie nicht, was wir Bildhauer und Maler so nennen, es liegt kein Schmelz auf ihrem Antlitz, keine Regelmäßigkeit darin. Doch wahre Dein Herz, sie trägt nicht umsonst einen Feennamen!"

„In der Hauptstadt beneideten Dich Alle um ihren Besitz."

„Ja, sie ward diesen Winter hoch angeschaut, hat sie doch Witz und Geist genug — übergenug für die Gesellschaft.

„Freut es Dich nicht?" entfuhr es Stephans Lippen.

Heinrich hielt sein Pferd mit raschem Ruck des Zügels

an, daß es sich bäumte. „Sagte man Dir Etwas? Von unserer Ehe, wie sie sich mir vermählt?"

„Nichts; außer daß man sich zuweilen noch fragte, wie der hochadelige Freiherr von Hohenstein dazu gekommen, Dir, dem bürgerlichen Bildhauer, sein Kind und sein Gut zu geben; sie schrieben's der Gunst zu, in der Du bei dem jungen Herzoge stehst — und ich will offen sein, sie bedauerten auch Vivianen, daß sie so tief habe niedersteigen müssen."

„So — sie haben Recht."

„Nein, sie haben nicht Recht", rief Stephan, „ich aber weiß jetzt, daß auch Du für das Herbstgrau und für den Novemberhimmel bist."

„Horch — hörtest Du nichts?"

Und ein Schrei drang durch den Sturmwind, durch das Rauschen des schweren Regens herzerreißend und erschreckend zu ihnen, sie waren dicht am Schlosse. „Da ist ein Unglück geschehen", sagte Heinrich. „Sporne das Pferd hier links den Pfad entlang zum Wasser, von dort kam der Ton, ich jage zum Hause und wecke die Leute."

Wieder erscholl ein flehendes Hülfegeschrei, schwächer schon und verklingend vor dem Hufschlag der eilenden Pferde. Noch ein Blitz über den Horizont, bei dessen flackerndem Lichte Stephan eine Frau erblickte — und er war an ihrer Seite. Sie kniete am Ufer, die Locken zerstreut über Nacken und Schultern, die Arme nach dem See ausgestreckt, wie bewußtlos; fast unbeweglich standen ihre Augensterne still in den Höhlen, ihr Kleid und ihre Hände hatten die Dornen und die Stacheln der Gebüsche wund gerissen. „Georg!" schlich

es sich tonlos über ihre fahlen Lippen. Stephan sprang vom Pferde, er hüllte sie in seinen Mantel, um sie vor dem Regen zu schützen, so trug er sie mühsam in seinem Arme die Höhe hinauf. Von oben lohte Fackelschein, klang Heinrich's Stimme, seinen Dienern weit voraus, beflügelten Schrittes, einen brennenden Holzscheit in der Hand traf er auf Stephan.

„Da ist eine arme, unglückliche Frau" — sagte der — „sie hat den Mann oder den Geliebten auf dem Wasser verloren."

Und Heinrich leuchtete ihr in's Angesicht, wie purpurne Ströme Blutes goß sich die Gluth darüber und von dem hellen, flammenden Schein getroffen, öffnete sie die Augen — und so starrten sich beide wie festgezaubert, unverwandt an, als müßten sie sich ewig so anschauen und Alles, was je durch ihre Seele gebebt, was ihnen jemals geschehen, Leben und Fühlen, in diesem einen Blick zusammenfassen und sich sagen, dann senkte er die Fackel und reichte ihr die Hand. „Viviane!" Es klang, als zerspränge die letzte Saite eines Klaviers.

———

II.

Am andern Morgen trafen sich die Freunde in dem breiten, schattigen Buchengang, der den Park vom Schlosse bis hart an das Ufer des See's durchschnitt. Sie drückten sich schweigend die Hand und Minuten vergingen, ehe Heinrich begann: „Nicht zu solchem Schauspiele hatte ich Dich geladen, aber die Winde spielen mit unsern besten Plänen; sie hauchen darüber und aus Glanz wird Finsterniß."

„Wie geht ihr's?"

„Sie schläft; der Arzt und ihre liebste Dienerin sind bei ihr." Stephan hatte noch eine Frage auf der Lippe, er unterdrückte sie, da plötzlich in Heinrich's Gesicht eine brennende Röthe aufstieg. „Und Georg Kronfels? willst Du fragen. Ihm ist wohl; vor einer Stunde fanden Fischer im hohen Schilf am jenseitigen Ufer seine Leiche. Sie erkannten ihn gleich, unter allen Officieren in der Garnison liebte er die Wasserfahrten am meisten und hat sie manch' blankes Stück Geld verdienen lassen. Gestern, als er von ihr ging, schlugen die Wellen über seinen Kahn."

Und nun kein Wort mehr, weder von hüben noch drüben; die Arme über die Brust gekreuzt, den Kiessand des Weges mit hartem Tritt zermalmend, ging Heinrich den Gang auf und ab. Keine Falte auf seiner Stirn, kein Zucken um seinen Mund, zuweilen schloß er die Augen vor den Sonnenstrahlen, die wie goldene Lanzenspitzen durch die Gebüsche flogen. Wenn sie voll in sein Gesicht fielen, erhöhten sie noch die Bleiche desselben. Jetzt stand er still, seine Hand fuhr über die Stirn, wie um den letzten Dunst des Schlafes und irrer Träume davon zu verscheuchen, er ließ die Arme sinken. „Das ist brav und gut von Dir, mein Stephan, daß Du keinen Trost an mir verschwendest und mir die alte Wahrheit vorhältst, daß alle Frauen falsch sind und treulos."

„Du bist hart gegen die Arme, er war ihr einziger Verwandter."

„Wohl, für Jedermann außer Dir und mir nichts als ihr Vetter, das begreift sich. Du aber saßest gestern eine bange Stunde mit mir an ihrem Bette und hörtest ihre Reden, da fielen alle Schleier von ihrem Wesen."

„Sie sprach im Fieber, willst Du es nicht vergessen? Der Tod, sagt man, versöhne Alles. Wie ein Schatten ist der hinweggeweht, der sich zwischen euch gedrängt, wirf ihre Schuld ihm nach in die Fluth."

„Du redest, wie einer, der in den Frauen nichts als Blumen sieht, bunte Blumen für seinen Hut. Was liegt ihm daran, daß sie auch noch für andere blühen? Den Staub, den der Wind darauf weht, schüttelt er lächelnd ab und zeigt sie triumphirend: flimmert sie nicht eben so schön, als da sie

aus dem Schooß der Knospe stieg und nichts auf ihr lag, als der Thautropfen der Nacht?"

„Gewiß, das frag' ich. Du aber und die meisten Männer, ihr sucht Fleckenloses, Engelreines, und scheut das Putzen, als ob es dem Thoren Ruhm brächte, einen Diamanten zu finden, und nicht dem kunstvollen Meister ihn zu schleifen. Der Staub, wie Du sagst — Schatten, auf welch' Irdischem lägen sie nicht? Und Du selbst, bist Du so sündenfrei gegen sie?"

„Wer wäre das?" entgegnete er finster. „Du sollst entscheiden; sollst wissen, wie ich zu ihr kam."

„Nicht heute, Du bist gereizt."

Schon aber hatte Heinrich seinen Arm ergriffen und begann:

„Meines Vaters bester Freund war der Freiherr von Hohenstein. Im Freiheitskriege hatten sie sich kennen lernen, das Lagerleben, die Gefahren, die sie zusammen bestanden, glichen die Unterschiede der Geburt und ihrer Stellung aus. Am selben Tage feierten beide ihre Hochzeit und gelobten scherzend, der Ritter und der Kaufmann, ihre Söhne und Töchter sollten für einander geboren sein. Die Ehe des Freiherrn blieb kinderlos, kein Wunder, daß er mich wie seinen Sohn liebte. Da, ich zählte schon acht Jahre — es war an einem Sommernachmittage und ich saß in dem Erkerstübchen unseres Hauses, in ein Märchenbuch vertieft, eilte meine Mutter lachend und lustig die Stufen hinauf, mir entgegen: „Heinrich, Du hast eine Braut!" Ich hatte gerade von dem großen Zaubrer Merlin gelesen und sagte hastig: „Ich will

keine, Mama, keine als die kluge Viviane." Und damit zeigte ich ihr das Bild in meinem Buche, wo die Fee im blauen Kleide, einen weißen Rosenkranz auf hellbraunen Locken über den betrogenen Merlin in der Hagedornhecke den unlösbaren Bann spricht. Die Mutter lachte nur noch toller und sagte: „Du bist ein trotziger Bursch, aber Du wirst doch mit nach Sternau gehen, Dein Fräulein Braut zu begrüßen." Und so kamen wir denn nach zwei Tagen auf dem Gute an. Der Freiherr, dem die Eltern meine Antwort erzählt, küßte mich: ich wäre ein kluger Junge und seine Tochter solle Viviane heißen, der verständigen Fee zur Ehre und mir zur Freude, dafür mußte ich ihm versprechen, tapfer zu werden, wie die besten Ritter der Tafelrunde. Der weisere Vater aber klopfte mir mit der Hand auf die Stirne: „Sie heißt nun Viviane, hüte Du Dich, daß Du nicht Merlin wirst."

„War's diese Warnung, war's der Widerwille, mit dem die Kleine mich zurückstieß, als ich ihr nahe trat — genug, eine geheime Abneigung gegen das Kind bemächtigte sich meiner, sie wuchs mit uns. Vivianens Mutter, eine stolze Dame aus dem Geschlechte der Kronfels behandelte mich voll Rücksicht, aber mit vornehmer Kälte, sie entfremdete mir noch mehr das Herz der Tochter. Darüber gingen die Jahre dahin, die Eltern starben mir. Ein freundlicher Stern hatte mich mit der Neigung und dem Talente zur Bildhauerei begabt, reich, unabhängig, war mein Wille und mein Beruf, der Kunst zu leben. Während der Freiherr, den mir der Vater in seinem Testamente zum Vormund gesetzt, mein Vermögen verwaltete, reiste ich nach Griechenland, Italien — Sonnentage,

wo ich Dich fand, Anregungen, die beständig in meiner Seele fortzittern werden. Als ich heimkehrte, hatte mein Name durch einige Bildwerke einen guten Klang, mein Herz manche Erinnerungen und Narben mehr.

„Bist Du endlich gekommen, mein Junge?" so fiel mir der Freiherr um den Hals. „Hm, Du hast es weit gebracht, für Deine Jahre, freilich haben sie mir auch viel Böses von Dir erzählt. Meine selige Frau, die Dir nie vergeben hat, daß Du nicht in einem Schlosse geboren wurdest, wußte all' Deine Abenteuer in welschen Landen, mit welschen Mädchen. Nun, hat Jugend je Tugend? Bei Vivianen wirst Du freilich schweren Stand haben, aber vorwärts mein Junge, sans peur et sans reproche!"

„Da flog die Thür auf; sie trat ein, im enganschließenden, grünen Reitkleid, das ihre schlanke Gestalt und die edlen Formen ihres Leibes vortheilhaft hervorhob, ein schwarzseidenes Tuch lose um den Hals geschürzt, den grauen, kleinen Filzhut mit der schwarzen Adlerfeder auf den braunen Locken — daran erkannte ich sie gleich.

„Viviane!" rief ich.

Der Klang meiner Stimme durchbebte sie, wie ein elektrischer Schlag. Sie drückte den Knopf ihrer Reitgerte an die Lippen und ohne mich anzusehen, kam sie langsam näher. „Du hast Besuch, Papa, verzeihe die Störung. Ich will mit Vetter Georg auf eine Stunde in den Wald reiten."

„Näher, Töchterchen! Kennst Du ihn nicht? Sieh doch zu mit Deinen großen Augen, es ist Dein Paladin, Heinrich Wildschön."

Und sie blickte hinüber, hochmüthig, blitzend. „Ach!" grüßte sie vornehm. „Der berühmte Bildhauer der Hebe, oder wenn sie das lieber hören, Herr Wildschön, mein Spielgefährte aus den Kinderjahren, Sie waren stets willkommen in Sternau."

„Diese Hoffnung beflügelte meine Schritte, der Wunsch, Ihnen, Fräulein Viviane, nach so langer Abwesenheit wieder die Hand in alter Freundschaft zu reichen" — entgegnete ich kühl.

„Wie Feuer und Wasser!" brauste der alte Herr dazwischen. „Soll ich euch die Köpfe aneinander stoßen?" Und er drängte Vivianens Haupt an mein Gesicht, daß ihre Locken meine Lippen berührten. Sie erbleichte; wie ein verwundeter Hirsch den Jäger anstarrt, so sie den Vater — ein kurzes, hastiges: „Leben Sie wohl!" und schon war sie verschwunden. Vom Fenster, das nach dem Hofe hinabgeht, sah ich sie auf das schwarze Roß steigen, noch einmal mit den Augen hinaufdrohen — dann ein Schlag auf den Hals des Pferdes, ein Klingen der Hufe auf den Steinen — und im Galopp flog sie dahin, die Sonne neigte sich.

Damals hatte Vivianens Antlitz noch nicht diese feine, nur leis-rosig überhauchte Blässe und ihre Stirn die ernste Sinnigkeit, die ihr jetzt einen melancholischen Reiz verleihen. Ungemildert hoben sich die scharfen Linien ihres länglichen Gesichts von einander ab, ausdrucksvoll, aber eher häßlich, als schön, um ihren großen Mund lag der Trotz. In ihrer Erscheinung, ihrer Rede und ihrem Thun sprach sich das Vollgefühl eigener Gedanken, der Ernst und die Härte eines

selbstständigen Wesens fesselnd aus, sie glich Dianen, der Diana, welche den Aktäon zerreißen ließ. Wie kommt es nur, daß sie mir täglich lieber und unentbehrlicher wird? Das war damals meine beständige Frage an mich selbst. Es sind feine, anfangs unmerkliche Fäden, wie die des fliehenden Sommers, die von den Andern sich zu uns, von uns zu ihnen, hinüber und herüber im feinsten Gespinnste weben.

Fest damals auf Festlichkeit in der glücklichen Sternau, Tänze, Wasserfahrten im Mondschein, Jagden und Spazierritte durch Haide und Feld, es war ein milder, warmer Frühling, eine Zeit für die Blumen, voll Sonnenschein und Klang. Viviane war weder die Schönste von den Mädchen und Frauen der Gesellschaft, noch die Gemüthvollste, doch suchte mein Auge sie allein. Sie bemerkte nichts davon, Worte wechselten wir selten und dann spitze, sentenzenartige. Unter unsrer Umgebung ging das alte Geheimniß verstohlen von Ohr zu Ohr, daß wir von den Eltern schon in der Wiege verlobt wären, und daß wir trotz unseres gegenseitigen Hasses uns am Altare Treue geloben müßten. Denn Niemand ahnte meine Neigung und allgemein tadelte man den Freiherrn, der mir nicht mein Wort zurückgeben und der einzigen Tochter die Wahl der Liebe lassen wollte. Indeß, wie konnte er's? Nach dem Tode seiner sparsamen, thätigen Gattin, hatte er sich öfter und auf längere Zeit in der Hauptstadt aufgehalten und am Hofe von den Kavalieren des Herzogs die leichte Kunst gelernt, viel zu verschwenden. Es ist das der Erdenstaub an ihm, Stephan; an dem lebensheitren, treuen und guten Manne! Im hohen Spiele ging ihm Summe auf Summe verloren,

Stolz und Leidenschaft ließen ihn nicht einhalten. Dazu die Sucht zu glänzen, große Gesellschaften um sich zu sehen, um in diesem Strudel der Zerstreuung Zukunft und Sorgen zu vergessen, das Alles stürzte ihn tief in Geldnoth und Schulden. Von Bekannten, seinen Gläubigern kamen mir, als dem zukünftigen Schwiegersohn, Nachrichten von seiner Verlegenheit, Warnungen zu, mein Vermögen seiner Verwaltung zu entziehen und anders zu sichern. Es war klar, ihm mußte Alles daran liegen, Vivianen mit mir zu vermählen, nur so konnte der Reichthum und die Pracht, in der sie geboren, an die sie gewöhnt war, der Duft ihres Lebens ihr erhalten bleiben; gewissen, ausschließlichen Naturen ist Glanz und Herrlichkeit nöthig, wie Allen Luft und Sonnenschein. Denn Georg Kronfels, ihr Vetter von mütterlicher Seite und der Adonis unter den Offizieren, mochte sie sehr lieben, leidenschaftlicher als ich, aber diese Liebe war seine beste einzige Habe, und ich glaube nicht, daß die kluge Viviane dafür die Sternau aufgegeben. So freilich — in dem Glauben, eine unerschöpfliche Goldquelle zu besitzen, erschien es schöner und hochherziger, dem armen Verwandten, wie eine Prinzeß aus den Ritterromanen, mit ihrem Herzen auch Land und Leute zu schenken, als dem reichen Manne sich aufzuopfern.

In solchen Stimmungen ritten wir, es war den zehnten Juni, am Morgen nach den Ruinen der Plessenburg, jenseit des Waldes — eine prächtige Cavalcade, fröhliche Mädchen, ritterliche Herren, mich ausgenommen, den Edlen von der traurigen Gestalt. Ich war verstimmt, mein Pferd strauchelte, die Zweige schlugen mir in's Gesicht — ich gab auf die Fragen,

mit denen sie mich Alle freundlich und neckend bestürmten, keine oder verkehrte Antworten, daß Viviane endlich ausrief: „Lassen Sie doch Herrn Wildschön, er denkt an seine Hebe oder an ein Modell zur Venus."

„Sagen Sie mir nur erst einen neuen, ureignen Gedanken, den Sie in einer Venus verkörpert sehen möchten" — entgegnete ich.

„O ich verstehe mich nicht auf diese Dinge, mir entgeht der Sinn für die Schönheit der Statuen; ehemals mögen sie Gottheiten gewesen sein, jetzt sind es nur Geister, die mich erschrecken."

„Und wenn" – fuhr ich heraus — „wenn Sie bei all' Ihrer abergläubischen Furcht gerade selbst diese plastische Schönheit besäßen?"

Unmuthig warf sie den Kopf empor: „Das glaube ich nicht, in meinem Gesicht zuckt es zu sehr, was spräche es aus?" —

„Eine zürnende Schönheit", sagte ich.

Sie aber spornte ihr Pferd, daß es im gewaltigen Satz davonflog.

Die Plessenburg, ist ein verfallenes Gemäuer — ein gewölbter Thorbogen, verwitterte Reste der Ringmauer, durch deren Spalten sich der Epheu drängt und an dem Eckthurm hinanklimmt. Wir waren auf den Trümmern, tief unter uns rauschte ein Gebirgsbach silbern durch den grünen Thalgrund, halb entzog ihn ein Vorsprung der Höhe unsern Augen, der sich zwischen der Schlucht und der Mauer vorschob. Auf der vorspringendsten Zinne stand Viviane, sie hatte ihr Lächeln

wieder gefunden, wie eine Fahne flatterte ihr blauer Schleier über sie hin. Da brach plötzlich das morsche Gestein dicht unter ihren Füßen zusammen und sie mit ihm hinab, mehr gleitend als fallend auf jenen Abhang, hart dem Absturz zu, wo eine einsame Tanne über den Bach ihre Nadeln senkte. Ein Schrei des Entsetzens tönte aus aller Munde, so gering die Gefahr auch in Wahrheit sein mochte, uns erschien sie — so unerwartet — riesengroß und ich sprang ihr nach, sie vom Rande der Schlucht zurückzureißen. Sie hatte die Augen geschlossen, von dem Schlage gegen den Baumstamm blutete ihre Stirn. Als ich sie aufhob, meine Hand die Locken von ihrer Wunde entfernte, flüsterte sie: „Georg, mein Georg!“ Zornig biß ich auf die Lippe, aber meine Hand blieb so sorgsam und schüchtern, wie vorher: „Ich bin es, Fräulein Viviane.“ Und nun aus meinen Armen empor, aufgerichtet, wie die stolzeste Tanne im Grunde — einzelne Blutstropfen rannen auf ihre Wangen, ihr Kleid — sie achtete es nicht, ihre Augen glühten in meine Seele hinein — und eben noch blaß und bleich, wie ihr Spitzenkragen, jetzt von dunkler Röthe übergossen, sprach sie: „Ich danke Ihnen, Herr Wildschön, Sie sind, wie Papa sagt, immer sans peureet sans reproche.“ In dem Ton ihrer Worte, in ihrer Haltung lag nichts als abstoßende, verletzende Kälte. Mit Hülfe der Andern stieg sie den Fels und die Trümmer wieder hinan, ich folgte schweigend.

Ich war bis tief in die Seele verletzt, von Zorn und Eifersucht gequält. Wer hätte jemals die Gleichgültigkeit und Kälte eines Weibes ertragen, das ihm gehört, ertragen, daß

sie den leuchtendsten Glanz ihrer Augen, den süßesten Ton ihrer Stimme an einen Nebenbuhler verschwende? Nie war eine Mahnung an das Gelöbniß unsrer Väter über meine Zunge geschlüpft, ich hatte sie durch die Hingabe meines Herzens gewinnen wollen, Verschmähung und Spott war mein Lohn gewesen — es mußte klar werden zwischen uns.

Auf dem Rückweg, den ganzen übrigen Tag bot sich mir keine Gelegenheit dar, mit Vivianen allein zu sprechen. Spät am Abend ging ich noch einmal durch den Garten, es war still und feierlich im Frieden des Mondes; in mir aber brannten die Gedanken flackernd und lohend, wie eben so viele Fackeln. Wie von gediegenem Silber schimmerten die Fenster des Schlosses, nur einen goldigen Punkt gab es darin, das Licht einer Lampe, das aus ihrem Zimmer strahlte. Langsam, zweifelnd schritt ich darauf zu, nun stand ich davor. Die Glasthür ihres Gemaches führte auf den Balkon hinaus, jetzt ließ sie die weißen Vorhänge nieder, sie öffnete halb die Thür und lauschte hinaus. Erwartete sie Jemand? Kein Zweifel, Georg kehrte morgen zu seinem Regimente zurück, ihm war die Stunde bestimmt. Ich harrte ihr gegenüber, im hohen Bosquet verborgen — in Qualen der Eifersucht, zu Allem bereit. Nun trat sie zurück — noch einen Augenblick, dann stieg ich entschlossen von Gesims zu Gesims auf den Söller. Viviane ruhte in einem Lehnsessel, im weißen, faltigen Nachtgewand, die schwarzen Wimpern über die Augen, leis athmend. Weiter als einen Schritt über die Schwelle wagte ich nicht zu gehen, dort auf die Lehne eines Stuhles gestützt, betrachtete ich sie entzückt, hingerissen. Durch die

offene Thür wehte der Nachtwind kühler hinein, die Strahlen des Mondes zitterten mit dem gelben Glanze der Lampe auf ihren Wangen, sie erwachte. Ihre halbgeöffneten, schlafbefangenen Augen starrten mich an, wie ungewiß, ob sie eine Erscheinung oder Wirklichkeit sähen, da sagt' ich: „Viviane!“ Ein leiser, kaum hörbarer Ton entrang sich ihr, sie wollte aufspringen und erhob ihre Hand in die Luft, als suche sie dort eine Stütze; kraftlos sank sie nieder.

„Fräulein Viviane, Sie müssen mich einmal hören. Es wäre für uns beide besser, unsre Väter hätten nicht in der Fülle und Wärme ihrer Freundschaft unsre Hände aneinander gefesselt, vielleicht hätten sich die Herzen eher gefunden, sicher stände ich nicht so vor Ihnen. Das ist nun einmal, wer beugte den Kopf nicht unter den Zwang der Verhältnisse? Eine andere, süßere Nothwendigkeit führt mich zu Ihnen, ich liebe Sie, Viviane. Sie haben es längst gewußt, aber ich fürchte, ein Andrer fand vor mir den Weg zu Ihrem Herzen. Darum entscheiden Sie nun, es gibt ehrliche Neigung oder lange Trennung. Noch einmal, ich liebe Sie, Fräulein Viviane.“

Regungslos, die Arme lang auf die gestickten Seitenlehnen des Sessels ausgestreckt, hatte sie mich angehört. Längst war mein letztes Wort verklungen, sie schien noch auf die leiseste Wallung der Luft zu lauschen. Sachte schlug sie die Wimper auf, aus ihrem glänzenden Auge traf mich ein wunderbar ergreifender Blick, war's Liebe, war's Haß? Dann sagte sie halblaut. „Und das nennen Sie nun um meine Liebe werben? Sie hoffen durch Ihr Geständniß auf mein

Herz einen unbezwinglichen Zauber auszuüben, gerade wie den Marmor ihr Meißel bezwingt."

„Nicht doch, Fräulein Viviane, ich bin kein solch' stolzer, leidenschaftlicher Thor. Aber es ist etwas um das offene Entgegenkommen, um die rückhaltlose Hingebung eines Mannes, daß sie weder der blendenden Schwärmerei eines Jünglings noch der Tiefe eines Frauenherzens nachzustehen braucht."

„Was soll das mir?" rief sie aufspringend, funkelnd. „In solcher Stunde — da, wo Sie jede Sitte verletzen, prahlen Sie mit Manneswürde und Hoheit?" Soll ich das Geschenk Ihres Herzens vielleicht hier empfangen und hier erwiedern? Das erscheint Ihnen wohl künstlerisch und romantisch, mich so zu überraschen, so mit mir zu reden, mir ist's häßlich und feige."

In leidenschaftlicher Erregung wallte ihr Busen, ihre Blicke sprühten Tod. Lose flatterte ihr Gewand, in ihrer hastig wilden Bewegung war es zurückgesunken, ihre Brust ließ es frei, ihre Schulter, ihren Arm; so schön ist sie nie wieder gewesen. „Venus!" rief ich aus — meine Venus!"

Sie aber faltete krampfhaft das Kleid über dem Busen zusammen. — „Gehen Sie" schluchzte sie, von Zorn und Scham erstickt, „ich hasse Sie, hasse Sie bis zum Tode!" Doch schnell faßte sie sich, ihr Auge richtete sich stechend und versengend auf mich, um ihren Mund flog der bitterste Hohn, so kam sie näher: „Nun sagen Sie, daß Sie um diese Stunde bei mir waren, dann bin ich entehrt und in Ihrer Gnade, wie Sie gewollt."

Sie erschrack über ihre eigene Rede, über den Ausdruck

meines Gesichtes, ich fühlte, wie es eiskalt wurde. „Gute Nacht, Fräulein Viviane!“ sagte ich tonlos. Und schnell wie ein Schatten an der Wand vorüberläuft, war Alles vorbei. Da saß ich an meinem Fenster, den Kopf in die Hand gestützt, gedankenlos — wie ich hinabgekommen, wußte ich nicht. Die Schloßuhr schlug Eins — und mit diesem mächtigen Klange zerstoben alle Gebilde, in mir ward's licht und klar. In der Frühe wollte ich dem Freiherrn Lebewohl sagen, Sternau verlassen und reisen. Aber Alles wandte sich anders, als ich gehofft — und im ruhigen Schmerz erwartet. Den Freiherrn fand ich in Verzweiflung, in Selbstmordsgedanken. Schulden lasteten auf seinem Gute; kleinere Besitzungen waren schon verpfändet, verkauft, selbst mein Vermögen angegriffen, so daß es eben hinreichen mochte, eine große Spielschuld zu decken und Sternau von seinen Gläubigern zu befreien. Schweigend setzte ich mich hin und schrieb eine Schenkungsakte für Viviane von Hohenstein über mein Vermögen. Es gab manche Widerrede, aber endlich nahm der Freiherr mein Anerbieten an, natürlich, er hoffte, sie würde die Meine werden. Feierlich versprach er mir, niemals ihr zu verrathen, was ich gethan Unnütze Vorsicht! Auch sie hatte den Vater am frühen Morgen aufgesucht, ihm zu sagen, was zwischen uns geschehen. Sie kam später als ich — und belauschte, wenn nicht Alles, doch mehr von unserem Gespräche, als ihr und mir zum Heile war. Hinaustretend traf ich sie im Garten. Sie trug ein graues Seidenkleid hoch hinauf bis zum Halse, einen feinen, schmalen Spitzenkragen darüber — auf vom Boden sah sie nicht. „Herr Wildschön“, sagte sie, „auch Sie gehen? Und

noch dazu auf keine Heimkehr! Der Vater wird mir vorwerfen, daß ich ihm den besten der Söhne entfremdet. Das soll nicht geschehen. Nach dem, was ich Ihnen gestern gesagt, werden Sie mich niemals lieben, ich fühl's, aber wenn auch Sie bedenken, was Sie mir gethan, können Sie mir den Namen Ihrer Gattin nicht verweigern."

„Fräulein Viviane, Sie wollen?"

Sie blickte auf, das waren wieder die Augen der zornigen Venus. „Nur eins, daß ich todt zu Ihren Füßen läge!" rief sie. „Allein was können wir? Wie Sie gesprochen, wer ist denn frei, so lange ihn das Irdische bindet? so sage ich jetzt: wir müssen, darum nehmen Sie mich." Sie schwankte, wie um sich zu stützen, nahm sie meinen Arm. So gingen wir durch die Allee, wir sahen uns nicht an, wir haben unterwegs kein Wort gesprochen, zuweilen zitterte ihr Arm auf dem meinen.

Im Winter darauf wurde sie mir vermählt. Ihr Vater starb bald nachher, noch auf dem Todbett bat er sie, mich zu ehren und zu lieben, sie nickte mit dem Haupte und versprach es mit ihren Thränen. Da kam Georg, stattlich, schön, liebenswerth; das ist vorbei. Denn wir konnten uns nicht lieben, zu gewaltsam gewann ich sie, zu tief beugte ich ihren Stolz. Zwischen uns trat trennend das Bild jener Nacht, flammte das Brandmal, das sie damals meiner echten und wahren Leidenschaft mit kalter, höhnischer Ueberlegung aufgedrückt."

„Das ist eine schmerzliche Erinnerung" — unterbrach Stephan die Stille, die nach den letzten Worten Wildschöns

eingetreten war. „Das steht Alles so trübe aus, wie ein Herbsttag mit hängenden Wolken. Des Abends indeß, ehe die Sonne untergeht, blitzt sie oft noch einmal, wie das Schwert eines Engels, durch diese Massen von Dunst und Staub. Den Kopf empor, zu solchem Sonnenstrahl, Freund Heinrich!"

III.

Fast war der Sommer nun zu Ende gegangen und Viviane nach schwerer Krankheit genesen. Der Sturm ihres Herzens schien ausgetobt zu haben. „Bald wird Alles gut sein" — hatte sie oft zu der alten Dienerin gesagt, die schon ihre Jugend gepflegt. „Eine kurze Dämmerung und dann hinüber!" Denn der Tod allein löste die Bande, die sie fesselten, löschte die Schamröthe, die auf ihrer Stirn aufstieg, sobald Heinrich ihr nahte. Was half ihr seine Güte und Schonung? Sie machten nur die Last ihrer Schuld drückender und fügten mit jedem Tage einen neuen Ring zu der verhaßten Kette. Seinen Vorwürfen hätte sie Stolz entgegengesetzt und das Recht ihrer Wahl vertheidigt, jetzt quälten sie die eigenen. Sünde war doch immer ihr Thun, die Sitte und das Urtheil der Welt standen wider sie auf. Schön ist's, dem Zuge des Herzens zu folgen, aber die Verdammung folgt seiner Spur, und die Augen der Kalten und Strengen lassen — wie der Kopf der Meduse — die blinkenden Kro-

nen blind werden und die blühenden Kränze verwelken, mit denen die Leidenschaft sich vermessen schmückt. Daß außerordentliche Zufälle und bunte Mannigfaltigkeit die graue Alltäglichkeit seines Lebens mit ihren Farben prächtig übermalten, wünscht Jeder und setzt sich richtend auf den Stuhl der Tugend, wenn ein Andrer im kühnen Wagniß aus dem großen Gefängniß der Gewohnheit brach und auf unbefahrenen Straßen, an Abgründen vorbei, Freiheit und Schönheit suchte. Und Viviane hatte sie gefunden! Was war sie schön, als Georg sie in seinen Armen hielt und von ihren rosigen Lippen wieder und immer wieder: „Ich liebe Dich!" wie der goldigste Sonnenstrahl zitterte, als die Erde sich ihr noch in diesem Wort verklärt spiegelte und sie selber in ihm glänzte, wie eine Königin mit ihrem Diadem. Ein stärkeres Weben des Windes — auch der Hauch eines Gottes — hatte jetzt diese große, innige Liebe verweht und alle Verwicklungen gleichsam spielend gelöst. Ihr Leben erschien ihr fortan ein Wrak zu sein, das die träge rauschende Woge allmählig an die Klippen des Strandes wirft. Ja, sie war genesen, Auge und Stirn frei von der Schwere der Krankheit, die Locken waren ein wenig lichter, die Wangen ihr noch blässer geworden, das Lächeln hatte sie ganz verlernt.

An dieser starren Ruhe glitt die Milde Heinrichs, jede noch so reiche und unerwartete Freude, die er ihr bereitete, eindruckslos ab. „Sie ist ein Marmorbild", lachte Stephan, — „sei Du Pygmalion". Das war eben der Punkt, über den sich Beide nie einigen konnten. „Ihr vergeben" — erwiederte dann Heinrich — „gern, von ganzer Seele! Aber

um Liebe bittet der Mann nur einmal; wer möchte auch Hingabe durch Betteln gewinnen?"

Sie saßen zusammen auf dem steinernen, blumenumrankten Balkon des Hauses am späten Nachmittage eines Septembertages, die reine, durchsichtige Luft leuchtete wie ein Meer von Azur und Gold.

„Ja, so ist's, Viviane", sagte Heinrich, der eben aus der Stadt zurückgekehrt war, „für morgen müssen wir die Fahrt nach dem Walde aufgeben, unser Stillleben; der Herzog will zu uns heraus und daran hat Niemand Schuld als Stephan."

„Wie, Herr Stephan?" fragte sie im halben Scherz. „Mißgönnen Sie uns unsere Einsamkeit so sehr?"

„Ich bringe gern Unruhe in jeden Frieden; mir ist's, als hätt' ich einen Ansatz zu Flügeln an den Schultern, wenn auch nur zu Ikarusflügeln! Allein diesmal bin ich unschuldig."

„Höre nur an, Viviane. Er weiß, was ich gearbeitet und plaudert, als er in der letzten Woche drüben war, von allen Eckſteinen die große Neuigkeit, bis sie zum Herzog kommt, der kunstliebend und mir gewogen, das Wunderwerk nun sehen will."

„O!" — drohte sie mit dem Finger — „das verdient Strafe und darum sollen Sie morgen bei dem Empfange den Haushofmeister spielen."

„Malvolio! Schön, ich lasse das Haus schmücken — recht wie eine Zauberburg!" damit küßte er ihr die Hand und eilte davon."

„An dem ist Alles Leben und Klingen, eine nie auf-

hörende Musik“ — sagte sie. Heinrich hatte sinnend die Hand auf die Einfassung des Söllers gestützt. „Weil die Saiten seines Gemüthes so leicht sind und so straff gespannt, ertönen sie unter jedem Hauch, der noch so leise darüber hingeht. Du bist tiefer gestimmt, liebe Viviane.“

„Und Du scheinst gar verstimmt, um in der Kunst zu bleiben“ — und näher tretend legte sie ihm furchtsam die Hand auf die Schulter. „Bist Du noch nicht mit Deinem Werke zufrieden und möchtest es noch für Dich behalten?“

„Nein, ich thue keinen Meißelschlag mehr daran, der Gedanke hat mich lange beschäftigt. Es ist ein Stück von meinem Leben, was da Stein geworden. Jetzt, wo es vollendet ist, ergreift mich Zaudern und Bangen, ob man so sein Dasein den Andern preisgeben dürfe.“

„Was wir aus unserm Innern herauslassen, das verlieren wir auch“ — sagte sie hastig. „Wie Wenige besitzen Verständniß und guten Willen, uns zu begreifen und unsere That zu schätzen! Doch vergieb mir, ich streite und weiß nicht einmal, was Du dargestellt.“

Da glitt seine Hand von ihrem Leibe. „Du wirst es morgen sehen“ — sprach er dumpf. „Leb' wohl, Viviane, leb' wohl!“

Erschreckt, betäubt starrte sie ihm nach. „Heinrich!“ entrang es sich ihrer Brust, allein er hörte sie nicht mehr, schon war er durch das Zimmer und die steinernen Stufen der Wendeltreppe hallten von seinen eiligen Schritten wieder. „Nein, es gibt keinen Frieden zwischen uns“, sagte sie leise. „Er liebt mich nicht — und ich!“ Ja, ihre Gedanken mochte

sie selbst nicht einem halblauten Worte anvertrauen, fürchtend, daß der Abendwind es vernehmen und weiterflüstern könne. Nur eins war ihr klar, zwischen ihr und diesem noch verhüllten Gebilde gab es einen verhängnißvollen Zusammenhang. Einst hatte er sie wegen ihres leichten, schwebenden Ganges mit Dianen verglichen, stand sie jetzt etwa als Diana in Marmor da, mit ihrem Schleier ihren Liebling bedeckend, den guten, ritterlichen Georg, einen neuen Endymion? In den Gestalten der alten Sage ihre Liebe und Schuld zu verkündigen, es war eine bittere, eine Künstlerrache. Für ihre Kälte und Gleichgültigkeit gegen sein Schaffen und seinen Ruhm rächte sich jetzt diese verachtete Kunst und hielt ihr das Spiegelbild ihres Lebens entgegen, ein schönes, unvergängliches, das sie aber vernichtete. Sehen mußte sie die Statue — noch diesen Abend! Und dann? Von dem Balkon suchte ihr Auge unruhig über den Rasen und die Bäume des Parks den blauen Spiegel des See's, suchte und fand ihn. Ihr war als klänge durch die leisbewegte Luft, ein melodischer Ruf zu ihr, sie dem Geliebten nach aus dem Gebundensein des Irdischen zu locken, als höre sie das Rauschen des Wassers. Nun noch ein Seufzer, wem galt er? Sie wußte es nicht, dann stieg sie in den Hof hinab.

Stephan war schon eifrig in dem neuen Amte thätig und half den Dienern die große Pforte des Hauses mit Eichenlaub kunstreich verzieren. Mit einem Sprung war er von der Leiter, auf der er gestanden, und ihr entgegen.

„Herr Stephan“, sagte sie ängstlich drängend, „was ist's mit der Statue? Ich will sie sehen, jetzt, allein!“

Sanft, fast ehrerbietig faßte er ihre Hand und sah mit klugem, verständigen Blick in ihr blasses, zuckendes Gesicht hinein. „Hätten wirklich die schwarzen Sterne Ihrer Augen nicht entdeckt, was in Heinrichs Herzen ruht?“

Sie antwortete nicht, denn sie waren bis zu dem Eingang des Saales gekommen, in den man die Bildwerke gestellt.

„Königin“, scherzte Stephan, „hier ist der Blaubartsschlüssel. Heinrich würde ihn nie in Ihre Hand gelegt haben, aus Besorgniß, eine Regenwolke könnte über die schwarzen Sterne ziehen. Also nicht weinen, sonst setzen Sie meinen Kopf dem Schwerte des Blaubarts aus! Ist das Irdische, Frau Viviane, zuweilen einer Thräne, wie viel mehr ist es dann eines Lächelns werth!“

Und schon eilte er davon, als sie die Flügelthür geöffnet. In dem hohen, säulengetragenen, von den Steinen des Fußbodens kühlen Raum wehte es heimlich, nichts als die Abendröthe sah durch die Fenster lauschend hinein, auf die weißen Statuen und die Bilder an den Wänden. Noch verdunkelte der Glanz des Tages das Licht der alterthümlichen Ampel, die von der Decke herabhing; da Heinrich oft des Nachts arbeitete, ward sie mit der Dämmerung angezündet. Draußen flog Wolke auf Wolke dahin, jetzt streuten sie Rosen umher, jetzt schimmerten sie wie goldene Schilde hinein. Furchtsam schaute sich Viviane um, die tiefe, feierliche Stille ließ ihr Herz noch einmal so laut und so vernehmlich klopfen. Vor ihr auf granitnem Sockel ragte dicht verhüllt das Bild ihrer Sorge, noch lag der Hammer daneben, als hätte der Meister eben den letzten, glättenden Schlag

daran gethan. Sie streckte die Hand nach der Decke aus, um sie herabzuziehen, zaghaft wich sie zurück. Lange blieb sie unentschlossen an den Sockel gelehnt, den Blick am Boden, ganz sinnend, ganz still und lautlos, nicht eine Falte ihres Kleides regte sich, nicht eine Locke. An ihr vorüber gaukelte die Jugend, und die neckenden Geister der Dämmerung hielten ihr das Bild der Plessenburg vor, bald nahe, daß sie es glaubte greifen zu können, bald verschwamm es in der Ferne, aber immer war es da, vor ihr, neben, hinter ihr. Die Schatten, die an den Wänden entlang schwebten, nahmen seine Gestalt und seine Züge an, von ihren Steinen sprangen die Statuen herab, wandelten an ihr vorbei und eine jede flüsterte seinen Namen. Da fuhr sie auf, mit einem Schütteln ihres stolzen Kopfes schien sie alle diese Geister von sich jagen zu wollen und sie riß die Hülle herab. Gerade in das Antlitz des Marmorbildes brannte die untergehende Sonne und ein rosiger Schein floß von der Stirn bis zum Halse, als ob das Blut röthlich durch die feinen Adern schimmere. „Ich!“ rief Viviane und starrte hinauf. Ja, sie war's — lose flatterte ihr leichtes, durchsichtiges Gewand, von der Brust war es halb hinabgesunken, ihre Schultern ließ es frei, ihren Arm; mit der einen Hand faßte sie es zornig über dem Busen zusammen, die andere hob sie drohend empor, ihre Blicke sprühten Tod. Ja, sie war's — wenn auch idealisch verklärt, mit ihren scharfen Zügen und der Zornader auf der breiten Stirn, dies war das wilde Leben ihres Mundes, dies das Gewoge ihrer Locken, die goldene, aber zürnende Aphrodite, die Viviane jener Nacht. Mit dieser drohenden

Hand hatte sie ihn damals von sich gewiesen, seine Liebe zertrümmert, über ihn und sich Elend und Irrung heraufbeschworen. Denn wie hätte ihr Stolz sich vor seinem Wagniß beugen, ihr Mund in jener Stunde gestehen können, daß auch ihr Herz ihm nicht so feindselig entgegenschlage? Was hatte sie diesem Manne zu geben, der so sicher und selbstbewußt sich ihr nahte? Andere, Lieblichere hatten ihn beglückt, für ihn war sie nur die zweite Blüthe und stand der Kunst und den alten Erinnerungen weit, um eines Himmels Weite, in seinem Herzen nach. Nun aber sah sie's, wie sie geliebt worden; daß sie allein seine Träume erfüllt, seinen Gedanken allgegenwärtig gewesen. Und diese nicht mehr abzuleugnende Gewißheit, die Reue, so tiefe und innige Zuneigung treulos verstoßen, ein ganzes, reiches Glück in eitlem Stolz verscherzt zu haben, ließ sie erstarren, eiskalt bis in's Herz hinein. Es war dunkel geworden und im matten, fahlen Schein der Ampel leuchtete der Aphroditenkopf geisterhaft. „Wie ein Gespenst wird es dich unablässig verfolgen, wird bei dir stehen — an deinem Bett, am Wasser, ein Denkmal seiner Liebe und deiner Schuld" — rief es in ihr. „Nimmermehr! Ich will nicht erröthen" — schrie sie auf und ergriff den Hammer.

„Schlag' zu" — sagte da eine sanfte Stimme — „dann wird Alles gut sein, Viviane, der Künstler und sein Werk zerschlagen."

„Heinrich!" Und mit dem Hammer, der schallend auf die Steine des Bodens fiel, glitt sie selbst an dem Sockel nieder, mit ihren Armen umschlang sie die Gestalt wie schutz-

flehend und verbarg ihr brennendes Gesicht in die Falten des Marmors. „Zürnest Du, Viviane?“ fragte er, über sie hingebeugt, daß sein Athem wie küssend über ihren Nacken flog.

„Hast Du mir vergeben, liebst Du mich denn noch?“ hauchte sie. Und er hob sanft und zärtlich ihr Gesicht von dem Stein empor. Durch die Dunkelheit des Saales zog das Licht aus der silbernen Ampel, hellgoldig, wie ein magischer Strahl. Aber schöner noch strahlte durch die Thränen, die über ihre Wangen flossen, ihr Auge ihm liebeverheißend und mild entgegen, dem Sterne gleich, der zuerst nach dem Gewitter heraufzieht.

„Was weinst Du so?“ bat er.

„Laß nur, ich begrabe meine Vergangenheit — und sieh', es gibt einen heitren Tag, wenn in der Nacht viel Thau gefallen.“

Mit bunten Kränzen und grünen Guirlanden traten jetzt die Diener im lustigen Lärm in den Saal, Stephan an ihrer Spitze; mit einer Krone von dunkelrothen Rosen in der Hand ging er auf Vivianen zu: „Da, Frau Königin, ist ein Schmuck für Ihre Stirne.“ Sie aber nahm die dargebotenen Blumen und legte sie zu den Füßen der Göttin — „ein erstes Opfer!“ lächelte sie; die Anderen hingen die Kränze an die hohen Fensterbogen der Halle.

Meduse.

I.

Jetzt war die fröhliche Cavalcade von Damen und Herren am Fuß des steilen Berges angekommen, der auf dieser Seite den Tannenwald begränzte. Es war ein milder, sonniger Spätnachmittag und ein goldiger Schimmer lag auf den verschlungenen, stillen Pfaden der Haide, über den Saatfeldern und Wellen des Baches, die sich zwischen sie leise und heimlich hindurchwanden, als wollten sie nicht bemerkt sein. Ein leiser Wind hatte sich eben erhoben, er schüttelte die tiefgrünen Nadeln der Tannen und ließ die Schleier auf den Reithüten der Damen lustig flattern, vor allen den feinen, grünen Schleier, der um das häßliche, lächelnde Gesicht Veronika's wehte. Auf ihrem muthigen Rappen war sie der Gesellschaft um einige Schritte vorausgesprengt und mit der Hand nach dem Gipfel des Berges zeigend, rief sie: „Das müßte schön sein, wenn wir dort oben ständen, Wald und Thal wie ein Teppich zu unsern Füßen."

„Die Aussicht, die Sie auf der Höhe genießen, belohnt die Mühe des Hinaufsteigens nicht", bemerkte einer der Herren.

„Nichts, als was sie von jedem Berge sehen, zwei oder drei Kirchthurmspitzen, die Strohdächer der Scheunen und die Baumwipfel."

„Sie haben nie die Natur belauschen wollen, Baron," entgegnete sie hastig, „und Ihrem diplomatischen Auge hat sie mit Recht ihre Geheimnisse und ihre Schönheit nicht entschleiert. Ich aber, wissen Sie, bin ihr Kind, ihr verzogenes Kind, ich will hinauf."

Und sie lenkte das Roß zu dem schmalen, steilen Pfad, der die Höhe emporklomm.

„Fräulein Veronika, welche Verwegenheit!" riefen Alle.

„Der Weg führt weiter oben an einer jähen Schlucht vorbei, ein falscher Tritt des Pferdes stürzt Sie hinab", sagte der Baron besorgt.

„Wir wollen die Rosse unten im Dorfe lassen", schlug Frau von Werden vor, „und zu Fuß mit Ihnen hinaufsteigen."

„Zu Pferde!" entgegnete sie trotzig. „Was kann da für Gefahr sein? Und wäre sie's wirklich, um so schöner nachher der Genuß."

Mochten nun die Warnungen des Barons, der in der Gegend viel umhergewandert war und für einen unerschrockenen Mann galt, über die Andern Macht gewinnen oder der Uebermuth des jungen, reichen Mädchens sie verletzen, man beschloß, nach dem Dorfe zurückzukehren. Darauf erwiederte sie nichts; mit einem fragenden Blick ihres stolzen, schwarzen Auges schien sie die Herren, einen um den andern, prüfen zu wollen, ob man sie würde allein gehen lassen; sie schaute

nach der Haide hinüber, als suche sie Jemand an deren Rande, dann zog sie die Zügel ihres Renners, der ungeduldig stampfte und aufbäumte, schärfer an: „Ich wag's! Auf Wiedersehen, meine Damen, meine Herren, da mich Niemand begleiten will.“

„Doch, Fräulein, wenn der Pfad Raum hat für zwei — ich“, sagte da ein Cavalier, der im Galopp von dem Waldsaum hergesprengt war. Und während die Gesellschaft rief: „Da sind Sie, Herr von Halden! Wir hielten Sie für verirrt“ — nickte sie ihm nur einen kurzen Gruß zu, aber ihr Auge glänzte von dem Scheine der äußeren, von der Verklärung ihrer inneren Freudensonne. Schon hatte sie ihrem Pferde einen leichten Schlag mit der Gerte gegeben und verschwand hinter den tiefgrünen Gebüschen um den Fuß des Berges; Egidius, der Freiherr von Halden, grüßte noch einmal förmlich zurück und folgte dem Fräulein. „Hoffen wir, daß der Himmel auch diesmal mit den Thoren sein wird“, scherzte Frau von Werden und in Gesprächen über die eigenwillige reiche Erbin und ihren Paladin ritten sie das Feld entlang, die schmale Holzbrücke hinüber in das freundliche, schattige Dorf, wo sie die Rückkehr der Beiden erwarten wollten.

So gefährlich, als ihn der Baron geschildert, bewies sich nun freilich der Weg nicht, den Veronika und Egidius eingeschlagen; wand er sich auch längs der schroffen, von verkrüppeltem Tannen- und Fichtengestrüpp überwucherten Schlucht hin, durch die der Bach hier noch mit wildrauschendem Gewog stürzte, so war er doch von Wurzeln und Steinen frei,

es bedurfte nur der Ruhe und der Besonnenheit der Reiter und diese besaßen Beide in vollem Maße. Jetzt erweiterte sich der Pfad plötzlich und erlaubte dem Freiherrn, sein Pferd neben Veronika zu halten. Wie furchtsam und doch freudig erschreckend schauerte das Fräulein leicht zusammen, als sein Athem ihre schwarzen Haare leise streifte, die in tausend kleinen Löckchen um ihre Stirn spielten, aus ihrem Hute hervorquollen, und ihre Lippen schlossen sich fester zusammen, um ihren Gedanken und dem unruhigen Wallen ihres Herzens keinen Laut zu geben. Erst als sie im langen Schweigen ihrer Bewegung Meisterin geworden war und ihn noch immer stumm, mit dem Zuge tiefer Trauer auf seinem ausdrucksvollen Gesichte an ihrer Seite sah, rief sie: „Wie leicht ist diese Fahrt! Wir werden freilich auch nicht erzählen können, daß wir das Leben dabei eingesetzt haben."

„Aber immer den Ruhm einer kühnen That heimbringen."

„Nichts mehr? Wie wiegt der Ruhm so gering gegen das Glück!"

„Gewiß. Wie schön wäre es, eine Stunde lang Ihr Beschützer sein zu dürfen, aber brauchen Sie einen? So allein mit Ihnen emporzusteigen, ungestört seine Gefühle vor Ihnen in den Glanz des Sonnenunterganges, in das Wehen balsamischer Luft dahinklingen zu lassen — aber Sie lächeln darüber, Sie entzückt die rosige Wolke über uns mehr, als das zärtlichste Menschenwort."

„Mich?" entgegnete sie fast vorwurfsvoll. „Halten Sie mich auch für kalt und wild, wie die Andern? Sie sollten besser von mir denken."

„Und mit welch' strengem, harten Blick wiesen Sie mich im Walde von Ihrer Seite, den Baron anzuhören, obwohl Sie wissen, was mich bewegt und wider meinen Willen fast das Wort auf die Lippen drängt."

„Still davon."

„Nein, hören Sie mich, Fräulein Veronika; mag dann Ihr Zorn mir Stillschweigen oder Verbannung auflegen, ich will nicht darüber klagen. Allein so neben Ihnen hinzugehen, Tag um Tag, Ihre Augen zu schauen, diese gefährlichen, aufsaugenden Augen, Sie jeden Morgen bewundern und jeden Abend mit bitterstem Schmerz verlassen zu müssen, ich ertrag' es nicht länger, denn ich liebe Sie, Fräulein!" Mit einem raschen Druck des Zügels riß Veronika das Pferd von ihm zurück, ihr Schleier, den der Wind zwischen Beide hintrieb, verbarg ihm ihr Erröthen und ihr den kalten, lauschenden Blick, mit dem er sie plötzlich überflog. „Es ist dies unser letztes Zusammensein", fuhr er fort, da sie schwieg, „ich ahnte es gleich. Mich trieb das Geschick im beständigen Schiffbruch auf seinen Wogen einher. Thörichte Eitelkeit, thörichte Hoffnungen, die mir Ihre Liebe als holde Wirklichkeit vorspiegelten! Warum mußte ich Sie auch sehen? Doch nein, ich lästere nicht, Ihr Bild wird mich segnend umschweben, dies Bild der Jungfräulichkeit."

Wie von seinen Empfindungen zu mächtig ergriffen, hielt er inne, sie glühte über und über. „Sie werden nicht gehen," flüsterte sie hastig.

„Fräulein, Sie verstoßen mich nicht?" Daß sie den Kopf tief hinunter neigte und ängstlich seine Blicke vermied, mochte

ihm ein sicheres Zeichen seines Sieges sein — und da waren sie oben auf dem Gipfel. Von den Pferden gestiegen, deren Zügel er um den Ast des Baumes schlang, gingen sie beide zum Rande des Abhanges vor. Ihnen gerade gegenüber brannte die Sonne wie ein langsam verglühendes Feuer in rothgoldenen Wolken zusammen und der Wiederschein zitterte an den schlanken Baumstämmen hinter ihnen gleich einem schmalen pupurnen Streifen nieder, der sich allmälig in die dunkelgrünen Schatten verlor. „Sie lieben mich“, sprach Egidius so leise, als fürchte er von den nickenden Zweigen und dem einsamen Vogel in seinem besten Geheimniß belauscht zu werden. „Welch' goldene Pforte thun Sie mir da auf zu jeder Herrlichkeit des Lebens!“

„O!“ entgegnete sie und das Entzücken, mit dem sein Geständniß ihre Seele überströmte, verklärte ihr Gesicht und schien sie wachsen zu lassen, „jetzt darf ich es Ihnen sagen, Sie haben mir diese Welt mit Glanz und Licht erfüllt, in Ihren Worten ist sie mir doppelt schön wiedergegeben worden. Ein anderes Herz ganz mein zu nennen, mich fest daran zu schmiegen, mit ihm emporzublühen, war schon meiner Kindheit liebster Wunsch. Von meiner Mutter hab' ich's geerbt, so hing sie an dem Vater. Nur im Andern, an verwandter Brust wird mir die Schönheit Genuß und Freude.“

Damit waren sie aus dem Walddickicht auf den freien Rücken des Berges hinausgetreten; aber die Ebene, die Felder, die kleine Stadt zu ihren Füßen boten keine fesselnde Ansicht dar und enttäuscht wandte sie sich zum Freunde. „Der Baron hatte Recht; wie wenig lohnt dieser Anblick

unsern waghalsigen Ritt. Hätt' ich nicht das beste Glück auf ihm gefunden, ich würde mich selbst ausschelten."

„Und kann man glücklich sein, ohne Kosten und Verlust?" fragte da eine tiefe Stimme hinter ihnen, daß sie beide sich überrascht umschauten. Auf dem Rasen, den Rücken an die breitwipflige Eiche gelehnt, saß ein nicht mehr jugendlicher Mann, von feinen, vornehmen Zügen, braunes Haar lag um seine gewölbte, ein wenig gefurchte Stirn, er hatte das Buch, worin er gelesen, bei ihrem Nahen geschlossen, nun sprang er auf und ging ihnen entgegen. „Guten Abend, Fräulein Wildström!"

Veronika konnte ihren Unmuth nicht ganz verbergen, als sie grüßend erwiederte: „Willkommen, Herr Rath!"

„Hier hatten wir uns gegenseitig nicht erwartet, meine lieblichste und verständigste Feindin," sagte er lächelnd. „Mußten wir diesen Winter in der Hauptstadt in so bitterem Streit uns trennen, nur um uns auf diesen traurigen Bergen wieder die Hand zu reichen?"

„Die Hand?" fragte sie und warf den Kopf hochmüthig empor.

„Nun — ich hoffe zum Waffenstillstand auf drei Tage," scherzte er und hielt ihr die seinige hin. Halbgezwungen reichte sie ihm die Fingerspitzen. „Auf drei Tage — es sei! Der Freiherr Egidius von Halden, Herr Rath Bruno Wessenberg, der beste Freund meines Vaters", sagte sie dann. Die Herren begrüßten sich kalt und förmlich, Egidius mit einer Befangenheit, die sich nur langsam in Gleichgültigkeit verwandelte, während der Rath ihn wie obenhin mit scharfem

Auge streifte und der Schatten, der fast unmerklich über sein Gesicht lief, in ruhiger Heiterkeit verschwinden ließ.

„Wie danke ich Ihnen für diese Gnade", sagte er zu Veronika. „Drei Tage Friede! So lange will ich nämlich unten im Badeorte verweilen."

„Sind Sie schon längere Zeit hier?"

„Ich kam heute in der Frühe an."

„Dann begleiten Sie uns zu meinem Oheim, nach unsrer Villa, Sie werden hochwillkommen sein."

Er sah nach der Stelle des Himmels hinüber, wo die Sonne verschwunden und die Wolken, wie von unsichtbarer Hand bewegt, noch gleich einem golddurchwirkten, buntfarbigen Seitenvorhang leise wallten. „In der Dämmerung bleibe ich gern mit mir allein und nachher wäre es zu spät, Besuch zu machen, aber morgen mögen Sie mich erwarten."

„Morgen — gewiß?"

„Hab' ich doch niemals an Ihrem Geburtstage gefehlt, warum am neunzehnten?"

„Sie kamen ja nur, um mich zu quälen", lachte sie nun auch.

„Sie haben zu viel Glück und brauchen einen Quälgeist, der Sie nicht glückselig werden läßt; durch meine Nadelstiche halte ich den schweren Zorn der neidischen Götter von Ihnen fern", meinte der Rath.

Inzwischen hatte der Freiherr die Pferde gelöst, im Augenblick saß sie auf und unter gegenseitigen Abschiedsgrüßen sprengte sie mit ihm davon; Wessenberg öffnete ruhig, als wäre nichts geschehen, sein Buch, las noch einen und den

andern Satz und ging langsam den Berg auf dem jenseitigen Pfade hinab. — — Veronika Wildström war die einzige Tochter eines reichen Kaufmanns und lebte, seit vor drei Jahren ihre Eltern an rascher Krankheit gestorben waren, in dem Hause und unter der Vormundschaft ihres Oheims. Ihre geistvolle, poetisch gestimmte Mutter hatte sie in idealen Lebensanschauungen erzogen, ihre junge Seele mit kühnen Hoffnungen genährt, die Niedrigkeit und die Mühen des Daseins sollten von ihrer Tochter, ihrem verwöhnten Liebling, immer entfernt bleiben und sie auf schwellender Fluth glücklich dahintreiben. Der Reichthum, den Veronika erbte, ihr edles, begeistrungsfreudiges Herz, ihr Wissen und Können — das Alles schien ihr eine glänzende Zukunft zu verbürgen. Sah sie selber doch in der Welt und in den Dingen nur die zur Wirklichkeit gewordene Pracht eines Feenmährchens, kannte sie Unglück und Sorge doch nur den Namen nach und glaubte nicht, daß sie sich auch an ihre Sohlen heften könnten, die sie jetzt noch wie goldene Flügelschuhe durch den Aether des Genusses trugen.

Denn in dem Hause ihres Oheims kamen Alle, er selbst und seine Gattin, ihren Wünschen noch eiliger entgegen, als vor Jahren ihre Eltern, ihr Wort war einem mächtigen Zauberspruche gleich. So entwickelte sich in ihrem Wesen eine fast männliche Entschiedenheit, ein Heraustreten aus den engen Kreisen, in denen sonst ein Mädchen bleibt, ein muthiges Hineingreifen in das Leben. Wie sie selbst sich nur des Edlen bewußt war, setzte sie diese Reinheit der Gesinnung auch in den Andern voraus, nichts erzürnte und betrübte sie

mehr als eine niedrige That und gerne versuchte sie dann die Schuld von dem Thäter auf die Allgewalt der Verhältnisse zu werfen, als wären sie es allein, die den Keim des Guten im Menschen mit rauhem Fuße zertreten. Von allen ihren Freunden trat nur der Rath Wessenberg diesen idealen Ansichten mit heit'rer Laune, öfter noch mit scharfem Witze entgegen und Keiner verstand es besser, in dem prächtigen, rosenfarbenen Bilde, das sie von der Welt entwarf, tausend dunkle Schatten aufzuweisen. Nach ihm gab es kein vollkommenes Glück; das Gewand der fliehenden Fortuna streife zuweilen unsere flehend erhobene Hand, pflegte er zu sagen, das wäre Alles, was wir von der launenhaften Göttin erwarten dürften; wer das Kleid festhalten wollte, flöge eine Secunde mit ihr auf, um in der nächsten sterbend am Boden zu liegen. Unsere Bestimmung sei es nun einmal, mit dem Aufgeben unserer besten jugendlichen Träume ein beschränktes, friedliches Dasein zu erkaufen, nichts Erhabenes zu hoffen, aber auch nicht den gänzlichen Sturz hochbeschwingter Wünsche zu beweinen. Solche Meinungen mit einem Ton selbstbewußter Ueberlegenheit vorgetragen, verletzten Veronika, und je weniger sie ihre Wahrheit bestreiten konnte, desto eifriger warf sie ihnen Niedrigkeit und den Mangel jeder Erhebung vor. Längst betrachtete sie schon den zwanzig Jahre älteren Mann mit einem aus Widerwillen und Neigung wunderbar gemischten Gefühl; erschien er ihr bald als ein Vorbild herzloser, weltkluger Menschen, der die Trockenheit und Leere seines Gemüthes in erkünstelter Laune zu verbergen wußte, so entzückte er sie in andern Augenblicken durch eine geistvolle

Bemerkung, die Theilnahme, die er den neuen, die Begeisterung, die er den alten Schöpfungen der Kunst ganz so innig und hingerissen darbrachte, wie sie, durch die immer gleiche ungetrübte Ruhe in all' seinem Reden und Thun. Nach dem Tode ihres Vaters, dem er ein täglicher und lieber Gast gewesen, waren sie auseinander gekommen, das Haus ihres Oheims besuchte er selten, sie sahen sich fast nur in größern Gesellschaften, wie Veronika glaubte, mit stets tieferer Abneigung. So schroff war er ihr nie entgegen getreten, solchen strengen Ton des Sittenlehrers hatte er nie gegen sie angenommen, wie in dieser letzten Zeit, und in natürlicher Gereiztheit und beleidigtem Selbstgefühl vermied sie ein Zusammentreffen mit ihm. Dies auf dem Berge war ihr unerwartet und unerwünscht; ein anderer Stern stand an ihrem Himmel und unwillkürlich fürchtete ihre ahnende Seele, daß Egidius und der Rath sich niemals in Freundschaft begegnen würden.

Ihre Bekanntschaft mit dem Freiherrn hatte sich erst vor Kurzem im Badeort angeknüpft. Dort besaß ihr Oheim ein romantisch gelegenes Landhaus und vereinigte als ein reicher, genußsuchender Mann, der gut zu leben für die Kunst des Alters hielt, um seine Tafel die vornehmsten Badegäste, die erlesenste Gesellschaft. Unter ihnen zeichnete sich durch männliche Schönheit, adelige Haltung und einen Anflug von Ritterlichkeit, der die Frauen zu seinen Gunsten bestach, Egidius von Halden aus. Vor den Andern gewann sein stilles, melancholisches Wesen, die eigene, in seinen großen, schwarzen Augen brennende Gluth Veronika, eine geheime Sympathie

brachte beide einander unmerklich näher. Nur zu gut erkannte der Scharfblick des Freiherrn die aufkeimende Neigung des jungen Mädchens, die Saiten, die am leichtesten in ihr wiederklangen, und er wußte sie durch zarte Huldigung, heute durch ein kühnes Wagniß, morgen durch ein leidenschaftliches Wort inniger und mächtiger zu fesseln. Dazu waren sie beide scheu, zurückhaltend, und noch jeder Liebe diente das Geheimniß als der wärmste, blättertreibendste Sonnenschein.

Wie sie jetzt den Berg im raschen Lauf hinabritten, jubelten die Lerchen, die aus den Kornfeldern zu den leise näherziehenden Schatten der Nacht aufstiegen, kein stürmischeres Entzücken in den Abend hinein, als es feurig in ihren Herzen schlug. —

„Du liebst mich?“ fragte er noch einmal, als sie in den Weg nach dem Dorfe einbogen. Sie nickte ihm nur mit den Augen zu, denn die Gesellschaft kam ihnen schon entgegen und dämmte mit ihren kalten, neugierigen Fragen den rauschenden Strom ihrer Gefühle ein.

II.

Am andern Morgen hatte Veronika, unter Kränzen und Blumen als die rosigste und duftigste erwacht, schon die Glückwünsche ihrer Verwandten, des ganzen Hauses empfangen, und mit Lächeln und Gruß erwiedert, als ihr Oheim sich zu ihr setzte und ernster als gewöhnlich mit ihr zu sprechen begann. Gottfried Wildström, der ältere Bruder ihres Vaters, war über fünfzig Jahre hinaus, ein hartes, trockenes Kaufmannsgesicht, mit wenigen grauen Haaren um die Schläfe, die Stirn von Falten wild durchfurcht. Sonst pflegte er nach diesem Landsitz nur Lust und Laune mitzubringen und die Sorgen in den Schloten seiner Fabrik zurückzulassen, heute schien es, als hätte sie ihm ein böser Wind alle nachgetrieben. Doch es schien vielleicht nur so, denn an dem heiteren Antlitz Veronika's erhellte sich auch das seine und er fragte scherzend: „Nicht, mein Kleinod, unter den vielen Briefen, die schon in Deinem Korbe liegen, vermissest Du einen? Hab' ich recht?"

„Freilich, mein Vetter hat nicht geschrieben, nicht einen Buchstaben; Herr Papa, Sie werden den unartigen Sohn zur Galanterie anhalten müssen."

Herr Gottfried Wildström lachte. „Armer Junge — Albert! Sitzt drinnen in der Stadt, in Rauch und Staub, und träumt von nichts, als entflohenen Idealen, gerade wie Du. Entflohene Ideale! Narrenpossen, wenn es nicht auf eine sehr bestimmte Person zielte, die freilich eine sehr gefährliche Hexe ist, wie Du."

„Da bin ich es am Ende selbst", rief sie und sprang lustig auf, „und Sie sind gekommen, mir den Proceß zu machen, als einer verlockenden Sirene. Aber wer hätte das von dem hochverständigen Albert erwartet?" In ihrer Arglosigkeit hoffte sie jeden Augenblick, den Vetter aus dem nächsten Zimmer treten zu sehen. Als ihr Oheim indeß ernster wurde und fortfuhr: „Wer hätte es gedacht? Ist es denn wirklich so seltsam, daß er Dich liebt?" erschrack sie und stammelte: „Er liebt mich?"

„Ja, er will Dich zur Frau; er war zu schüchtern, es Dir selbst zu gestehen und bittet die Mutter und mich, für ihn bei Dir zu werben."

Sie verstummte, sie trat weit von ihm bis in die Nische des Fensters zurück, nur ihr Auge hielt sie unverwandt auf ihn gerichtet. „Er trifft am Abend bei uns ein", sprach Wildström weiter, „und wird besser, zärtlicher mit Dir reden, als ich, mein Kind. Welch' Glück Du ihm und uns Allen durch Deine Einwilligung bereiten würdest, fühlst Du. Wir bleiben wie bisher zusammen, Du würdest doppelt meine

Tochter. Selbst wer mich haßte, könnte Dir keine bessere Wahl vorschlagen."

„Doch", sagte sie jetzt gefaßt, „mein Herz. Und das hat nicht für Albert entschieden. Morgen hätte ich es Ihnen doch gestanden, sei's heute — ich liebe."

„Du liebst? den Freiherrn vielleicht?" entgegnete er fast drohend. „Ich habe darüber gestern böse Worte vernommen. Nie werde ich zu dieser Ehe meine Einwilligung geben, zu dieser Grille eines phantastischen Herzens. Es ist Zeit, daß Du diese Träumereien von Dir wirfst, Dich den Formen fügst, die uns Alle beherrschen, zu lange schon hast Du ihnen getrotzt. Wahrhaftig, nicht zum Vortheil für Dich. Die Gesellschaft sieht nicht gern ein junges Mädchen mit keckem Haupt aus der Allgemeinheit hervorragen und durch ein sonderbares Wesen gleichsam mit Vorbedacht die Aufmerksamkeit fesseln. Wer ist dieser Freiherr? Ein Abenteurer, wie ihrer viele durch die Welt ziehen. Du wirst Dich heut noch mit Albert verloben, es ist mein Wille."

Damit ging er; die Hände an die Schläfe gedrückt, verharrte sie noch unbeweglich am Fenster. Wie war sie betrogen, bis in die tiefste Seele gekränkt und enttäuscht. Solche heißblütige Naturen werden am schnellsten die abschüssige Bahn des Argwohns hinabgerissen. Es malte sich ihr Alles in schwarzen Farben ab. Die Freundlichkeit ihrer Verwandten war nur das goldschimmernde Netz gewesen, mit dem sie ihr Herz umstrickt hatten, um es wie eine gefangene Sklavin ihrem Sohne zu schenken, nichts als kalte, kluge Berechnung. Zu tief fühlte sie, daß ihr großes Vermögen allein Albert's

Werbung veranlaßt, daß sie ihm und seinen Eltern nur darum begehrenswerth erschien. So hatte Wessenberg doch Recht, der sie stets Mißtrauen gegen die Menschen und Verschweigen ihrer Gedanken gelehrt? Wie um sie noch lebendiger an ihn zu erinnern, brachte ihr jetzt ein Diener seinen Glückwunsch und eine Schnur lichtweißer, kostbarer Perlen. Mit umflortem Auge durchflog sie die Zeilen, sie nannten sie wie zum Spott — ein Feenkind, und dabei flossen bitterste Thränen des Schmerzes und des Grolls ihre Wangen hinab. „Aber nein!“ rief sie dann trotzig — „er hat doch Unrecht; die Liebe bleibt mir! Bedarf ich mehr zum Glück?“

Das Fest verfloß heiter und ungetrübt und Veronika trotz der Verzweiflung und des Grolls in ihrer Brust war doch in dem weißen Gewande, mit der blühenden, vollen Rose im dunkelschwarzen Haar, in der Mitte ihrer Freundinnen, der Göttin Diana an Adel und Lieblichkeit gleich. Als sie mit Wessenberg in einem einsamen Laubgang des Gartens zusammentraf, hatte es sie an ihn gedrängt, ihm Alles zu gestehen, bei ihm, ihrem ältesten Freunde, Rath und Hülfe zu suchen, aber sie kam nicht so weit — er sah sie so spöttisch an, seine Bemerkungen enthielten so viel Bosheit, daß sich die halbgeöffnete Sinnblume ihres Wesens eiliger schloß, als sie sich aufgethan. „In allen Dingen“, sagte er im Laufe des Gespräches wie hingeworfen, „sich selbst und allein entscheiden, macht des Mannes und des Weibes Werth aus, nichts Elenderes und Jammervolleres zugleich, als ein steuerloses Schiff.“ Ihm beistimmend drückte sie die Hand fest auf den Busen: wenn dem so wäre, solle Niemand gering von ihr denken.

Allgemein vermißte man, und sie am schmerzlichsten, den Freiherrn in der Gesellschaft und die Bemerkung eines der Gäste, er habe ihn auf der Promenade in der Gesellschaft einer fremden Dame getroffen, erhöhte nur das Verlangen nach ihm. „Wer ist diese Frau?“ hieß es von allen Seiten. Zufällig kam der Rath in diesen Kreis. „Ah, das ist die russische Fürstin Uwaroff, eine der liebenswürdigsten Frauen, eine orientalische Schönheit“, entgegnete er. „Sie traf gestern mit dem Abendläuten in der Stadt ein und wohnt mir gegenüber, wir kennen uns von Rom und Neapel her.“

„Und sie ist mit Herrn von Halden vertraut! Eine romantische Geschichte!“

„Vermuthlich“, meinte er trocken. „Sie hat die Augen dazu.“ Mehr aber konnte alles Drängen und Bitten, selbst Veronika's Blick, der wie versengend an ihm hing, nicht von ihm entlocken. Dazu erschien, eben als der Abendstern sichtbar wurde, der lang Ersehnte im Garten, er sah noch anziehender, schwermüthiger aus als in den frühern Tagen, er nannte die Fürstin — mit einem leisen Neigen des Hauptes zu Veronika hin — die theuerste Freundin seiner Mutter, der er diesen einen Tag um so weniger hätte verweigern dürfen, da sie schon morgen den Ort wieder verließe. Die abendliche Stille, die matte, sanfte Beleuchtung, die wie ein feiner aus tausend Goldfäden gewebter Schleier um die duftige Gartenflur wallte, die Stimmung der Gesellschaft ließen den verführerischen Zauber seines Wesens, je länger er sprach, desto schimmernder erscheinen, bis Veronika, angestrahlt von diesem Glanz und dem verlockenden Sonnenfeuer, in Purpur

getaucht dastand und ihr glühendes Herz zuckende Flammen über ihr Antlitz warf. Angst und Furcht hatte sie längst im Anschauen des geliebten Mannes vergessen, sie überhörte das Schlagen der unglücklichen Stunde, in der ihr Vetter eintreffen sollte, und als vom Hügel am Saume des Gartens Herr Gottfried Wildström frohlockend hinabrief: „Da fährt die Eisenbahn!“ blickte sie mit den Andern fast gleichmüthig zu dem aufwirbelnden Dampfe hinüber, als trüge er nicht ihr Geschick mit sich herein. Wirklich, sie war ein Glückskind, denn Minute nach Minute verging, zehnmal hatte ihr Oheim schon die Diener gefragt, war die Tante nach dem Eingang des Hauses geeilt — umsonst, der Sohn kam nicht, und während die Schatten auf Herrn Gottfrieds Stirn sich finster zusammenzogen, stieg ihre Seele, wie von jedem irdischen, niederziehenden Gewicht befreit, immer höher zu dem Göttersitz ihres erträumten Glückes hinauf. Die Anderen lächelten still zu ihrer Freude und ließen, als wären sie im Einverständniß, ihn und sie auf Augenblicke allein; so konnte er sie um ein heimliches Gespräch bitten, sie es ihm zusagen — und als die Gäste das Haus längst verlassen hatten, der Schimmer des Mondes die rauschende Wassersäule des Springbrunnens mit silbernem Lichte anhauchte und hinabglitt bis in das marmorne Becken, worin das zurückfallende Wasser — eine dunkle Masse sich sammelte: gerade wie die Blüthen der Hoffnung verwandelt als der graue Staub der Erfahrungen auf unser Leben zurücksinken, beleuchtete er auch Veronika. Ganz in Weiß gekleidet, den weißen Schleier über den Kopf und um die Wangen gezogen, stand sie, die Hand

auf des Geliebten Schulter gelegt, am Brunnen. Schon hatte sie ihm Alles gestanden und daß sie ihn allein liebe, lieben werde und zum Aeußersten entschlossen sei.

„Oh!“ sagte er, „ich kenne Deinen Oheim. Er hat Dich wie eine Zahl in seine Pläne schon hineingerechnet, er wird unbeugsam sein.“

„Und ich auch! Hat nur die starre Kälte des Verstandes, nicht auch die Wärme meines Gefühls Anspruch auf das Leben? Sind wir denn auf dieser Erde verdammt, nur zu beschränkten Zielen, nicht der Unendlichkeit entgegen zu wandern? Es ist eine solche Fülle von Seligkeit und Liebe in mir, daß sie nicht verdorren kann, wie die Halme des Feldes.

„Du bist ein Heldenmädchen, Veronika“, sagte er hingerissen und umfaßte leicht ihre schlanke Gestalt. „Und doch wieder so zart und sanft, wie die Göttin der Milde! Willst Du mit mir gehen?“

„Führe mich!“ flüsterte sie an seiner Brust und der zerstäubende Strahl des Springbrunnens und das Licht des Mondes streute unzählige Tropfen wie funkelnde Diamanten über sie hin. Unter Liebesschwüren und Küssen gelobten sie einander, sich in der nächsten Nacht wieder hier zu finden, zur Flucht bereit, wenn ihr Oheim ihren Bitten nicht nachgeben sollte.

„Im stillsten Thale“, sagte Egidius, „werden wir fern von dem Weltgetriebe für einander da sein und ineinander hineinwachsen, nur für die Jugend ist die Liebe und nur für die Stille das Glück!“

So wollte er sie nicht lassen, als sie sich seinem Arm entwand.

Aengstliche Träume irrten wüst und verworren durch ihren unruhigen Schlaf; aus seiner klaren Bahn gerückt, trieb ihr Leben wie ein irrender Stern durch die öde Unermeßlichkeit des Himmels und suchte umsonst Stütze und Halt. Wo waren die glänzenden Ziele hin, denen sie nachgerungen? Und auf dem weiten, klippenreichen Ocean allumfassenden Daseins, in den auch wir ohne unseren Willen hineingeworfen sind und den wir einmal gnadenlos durchfahren müssen; entdeckte sie nirgends ein rettendes Feuerzeichen. Das Schweigen der Nacht raubte ihr heimtückisch Muth und Kraft und erfüllte sie mit heimlichen Schauern, ihre eigenen Gedanken rissen sie wie Geister im wilden Wirbeltanz mit sich. Doch war sie entschieden, als der Morgen kam — aber welch' ein Morgen! Ihre Verwandten waren in der tiefsten Bestürzung, Albert war angekommen, aber nicht mit der Miene, noch mit der Laune eines Verliebten, auf seinen entstellten Zügen malte sich die Verzweiflung so deutlich ab, wie auf Veronika's die Kämpfe der Nacht. Anfangs fragte sie umsonst, was es gäbe, welch' Unglück geschehen, bis Herr Gottfried Wildström mit hartem Entschluß sagte: „sie muß es doch erfahren und wird stark bleiben" — die Thüre des Gemaches abschloß, ihre beiden Hände faßte: „Albert hat uns eine böse Nachricht gebracht, wir haben bei einer großen Speculation verloren, wir stehen vor dem Bankerott!" Veronika hatte genug kaufmännisches Blut und den ganzen Stolz des Standes, um nun auch entsetzt wie der Oheim aufzufahren und dann in

stürmischer Hast auszurufen: „Die Ehre, Oheim! Da — nehmen Sie meinen Schmuck, mein Vermögen, Alles — retten Sie unsern Namen!“

„Ich hab's von Dir erwartet“, sprach Herr Gottfried Wildström, und nur das Beben seiner Stimme und seine zitternde Hand, die noch immer die ihrige gefaßt hielt, zeigte von seiner inneren Bewegung. Vergebens stellte ihr Albert nun vor, daß ihr Vermögen nur eben groß genug wäre, den Verlust zu decken, daß sie dies Opfer arm mache und allen Entbehrungen preisgäbe, daß er und der Vater, von ihrer Höhe gestürzt, vielleicht im fremden Lande das Glück auf's Neue versuchen müßten, sie blieb hartnäckig und redete zuletzt nur mit dem Oheim, der allein und entschieden auf ihre Entsagung einging. „Ich danke“, sagte er, als er Sohn und Gattin entfernt, „es läßt sich Alles noch ausgleichen. Eine so große Summe in unseren Händen, wo man uns vielleicht für verloren hält, verdoppelt unsern Credit. Einige Jahre Einschränkungen im Geheimen und die Wunde ist wieder geheilt. Du bist doch ein echtes Bürgerkind, Veronika — bleib uns also!“ Sie aber wollte von Liebesgeschichten an solch' ernstem Tage nichts hören und er, der jetzt von der Zeit und der Verknüpfung der Umstände die fast nothwendig gewordene Erfüllung seines Lieblingswunsches erwartete, bestürmte sie nicht länger und entließ sie mit Dank und Kuß. Die Blumen, die der Sonnenschein küßte, waren nicht freudiger, heller strahlte keine Wolke, als ihr Lächeln. Am Abend, als nach Ueberschlagungen und Berechnungen Albert wieder in die Hauptstadt zurückkehrte, sie den Saal des gastfreien Hauses

von froher Gesellschaft durchwogt sah, und der Oheim ihr heimlich in's Ohr flüsterte: „Die Wildströms bleiben doch oben“ — schien ihr Alles wie ein günstiges, den Triumph ihrer Liebe verheißendes Vorzeichen. Darum schreckte sie das Gewitter, das sich indeß zusammengezogen hatte und schon fern über den Bergen donnerte, nicht ab, nach dem Brunnen zu gehen, dem Geliebten entgegen. Der Wind warf ihr die Wassertropfen, als sie unvorsichtig näher trat, kalt und eisig in's Gesicht, daß sie schaudernd zurückschrack und fast in die Arme des Mannes sank, der durch den Buchengang unbemerkt zu ihr geeilt.

Es war der Rath.

„Um diese Stunde — was wollen Sie von mir?“ rief sie zwischen Zorn und Staunen.

„Ernst mit Ihnen reden, Fräulein Veronika“, antwortete er streng. „Da es Ihr Vormund dem Anschein nach nicht wagt, muß ich es thun, ich bin's Ihrem Vater schuldig.“

„Bin ich ein Kind?“ Meine Handlungen scheuen keinen Richter, aber, Herr Rath, ich brauche auch keinen.“

„Wie sollt' ich richten? Ich glaube nur, Veronika, Sie könnten heut und an dieser Stelle einen Freund nöthig haben.“ Sie meinte, er müsse ihr Erröthen bei diesen Worten, da die Dunkelheit es ihn nicht erkennen ließ, an der Gluth fühlen, die von ihr strömte, und wendete ängstlich das Gesicht von ihm. „Noch Keinem“, fuhr er gelassener fort, „schlugen leidenschaftliche Entschlüsse zum Guten aus, sie erkalten im Wesen des Windes und streuen ihre Asche verderbend auf unser Herz. Und Sie, Veronika, in welchen Wal-

lungen treiben Sie hin! Sie sind sich des Edeln bewußt und halten jede rasche Eingebung des Herzens für göttliche Offenbarung — mein Kind, wie viel Täuschungen erwarten Sie!"

„Ich weiß", sagte sie trotzig, denn sein Ton verletzte sie, „Täuschungen, Schmerzen — das ist das Leben, das brauchen Sie mich nicht erst in dieser Gewitternacht zu lehren."

„Das freilich nicht", erwiederte er nun auch gereizt, „aber meine Pflicht ist's, Sie von einer zweiten Zusammenkunft mit Herrn von Halden fern zu halten."

„Herr Rath!"

„Wahrhaftig, Fräulein Veronika, meine Freundschaft ist nicht eifersüchtig, aber mit diesem Manne werden Sie nicht gehen, niemals, er ist der Gemahl der Fürstin." Sie fuhr zurück, wie geblendet von dem Blitz, der die Himmelsdecke zuckend durchschnitt. „Er mag Sie lieben", sprach Wessenberg weiter und seine Worte drangen wie eben so viele glühende Pfeilspitzen in ihre Brust — „an der Seite der Fürstin unglücklich sein, er ist phantastisch, wie Sie — aber jenes Band kann und wird er nicht lösen."

„Sie lügen oder Sie sprechen meinen Tod aus", hauchte sie und rasch entschieden ergriff sie seinen Arm. „Ich will die Fürstin sehen, Sie sind mit ihr bekannt, führen Sie mich zu ihr."

Der Rath mochte von ihrer Leidenschaft noch schlimmeres befürchten und geleitete sie durch den Garten, zu dessen Pforte sie den Schlüssel hatte, durch die öden Gassen der Stadt.

Der Regen hing noch in den Wolken, nur wenn der heftige Wind sie stärker schüttelte, fielen einzelne, schwere Tropfen auf die Dahineilenden. Zuweilen riß er die Kapuze von Veronika's Haupt, sauste in ihren Locken, die sich wild und wüst von der Stirn zu ihren Schultern hinabringelten, aus dem todtenblassen Gesicht funkelten ihre Augen in das Wetterleuchten hinein. Es war vergebens, daß Wessenberg, um sie zu beruhigen, einen Umweg eingeschlagen hatte, denn sie flog mit dem Sturmwind dahin, Schmerz und Verzweiflung zusammengepreßt in sich tragend. Seit sie seinen Arm gefaßt, war ihren Lippen kein Laut mehr entflohen, stumm traten sie in das Haus der Fürstin. „Bedenken Sie“, flüsterte der Rath ihr zu, als sie dem Diener durch den langen, matterhellten Corridor folgten, „Ihre Ehre und das Alter der Fürstin.“ Da öffnete sich ihnen die Thüre eines Gemaches, Egidius kam ihnen entgegen. Schon hatte sich Veronika von Wessenberg gerissen, die Kapuze zurückgeworfen, ihre ganze Lebenskraft flammte in einem einzigen Blick zur Vernichtung gesammelt, wie das Schwert des Erzengels, und mit erstickter Stimme rief sie ihm zu: „Sie sind vermählt?“ Er rührte sich nicht, wie zu Stein erstarrt, rührte sich nicht, als von dem Schrei erschreckt, nun auch die Fürstin aus dem Gemache stürzte. Mit blitzendem Auge überflog Veronika ihre Nebenbuhlerin — das volle Kerzenlicht des Zimmers strömte in den dunklen Gang und erhöhte die kalte Marmorblässe ihres Kopfes, der sich aus dem schwarzen Seidenkleide geisterhaft hervorhob, und die schwarze, über ihre Stirn herabgefallene Locke glänzte und spielte im grellen Wiederschein wie eine

züngelnde Schlange. Eine dämonische Gewalt hauchte ihren Schrecken um sie hin, so riß sie den wankenden Egidius aus dem Schatten der Nische, vor die Fürstin, in den Schimmer des Lichtes, hoch empor richtete sich ihre Gestalt vor Beiden auf, wie die fackelschwingende, fluchschleudernde Rachegöttin. „Mich haben Sie getäuscht, Ihre Gattin und mich — vergebe Ihnen Gott, ich niemals!" Ihre Stimme hatte einen ehernen Klang. Die Andern standen vor ihr, neben ihr — unbeweglich, festgezaubert, und ehe sie noch diese Erstarrung verließ, war Veronika verschwunden. So geht das schwerste Geschick, die süßeste Freude vorüber, wie ein Schatten, im Augenblick.

Auf der Stufe des Hauses lag sie erschöpft, todesmatt, dort fand sie der Rath. Drüben in seiner Wohnung saß sie dann noch eine traurige Stunde im Lehnstuhl, den Kopf in den Händen verborgen, ohne Worte, ohne Thränen. Er tröstete sie auch nicht, er sagte ihr nur, wie er selbst erst heute Abend von der Fürstin erfahren, daß sie mit dem Freiherrn vermählt wäre, wie große Schmerzen für ein edles Herz nur das dunkle Schattenthor seien, das zum Elysium führe. Eintönig schlug es Mitternacht. „Ich will nach Hause", sprach sie. Aus dem Gesicht strich sie die Haare, aber die eine Locke fiel immer widerstrebend auf ihre weiße Stirn schwarzbeschattend zurück, ein finsteres Lächeln zuckte um ihren Mund: „Das wird eine lang bleibende Erinnerung an diese Nacht sein", meinte sie. Der Himmel hatte sich aufgeklärt und schwebte leichter und höher über der Erde; auf den Bergspitzen leuchtete noch das Wetter, als ob eine

Geisterhand aus dem Gewölk goldflammende Schilde darüber schwänge. Als sie die Gartenpforte öffnete, schaute sie Wessenberg zum erstenmal wieder lang und fest in das Gesicht. „So!" sagte sie. „Nun halt' ich Ihre Züge für die Ewigkeit fest, mein Freund. Gute Nacht!"

„Veronika!" rief er bestürzt, aber er wollte dem bösen Gedanken nicht Raum geben und sprach leichthin: „Nicht doch für die Ewigkeit, bis morgen Abend nur!" Weiter verlang' ich nichts. Den Tag über wird's Regen geben, aber ein schönes Abendroth. Da machen wir eine Gondelfahrt auf dem Flusse und sehen die Wellen zerrinnen, die Wolken, die Träume und unsere Seelen auch. Gute Nacht!" Er wollte sie auf die Stirn küssen, sie aber litt es nicht. „Die Ehre!" murmelte sie vor sich hin und entfloh durch den Garten.

III.

„Und sonst wohnt Niemand mehr hier auf der Höhe?" fragte der neue Besitzer des Schlosses den Castellan, der ihn durch alle Räume seines Erbes bis zu dem Söller hoch über einer tiefen Schlucht geführt hatte.

„Niemand, das Dorf liegt fast eine Stunde weit unten am Gesenke des Gebirges."

„Und dort drüben? Da steht ein Haus." Dem Schlosse gegenüber, durch den Grund von ihm getrennt, erhob sich auf einer steilen Kuppe leicht und keck wie ein Vogelnest ein kleines Gebäude, an den schwarzgrauen Schiefern seines Daches brachen sich die Sonnenstrahlen, während seine Mauern noch von den aufsteigenden Nebeln des Morgens halb verhüllt blieben.

„Das ist Waldstill, ein Lusthäuschen, das Ihr Großoheim, gnädiger Herr, gebaut hat. Es ist lange verkauft und gehört jetzt der Frau Rochau, seit zwei Jahren."

„Waldstill — ein eigener Name. Wie diese Höhen athmet er Einsamkeit aus!" sagte der junge Mann und sah,

die Augen mit der Hand vor dem Morgenschein schützend, lange hinüber. „Eine ältere Frau?“ fragte er dann.

„Fünfzig Jahre und drüber“, antwortete der Diener.

Trotzdem schien das Haus für den Freiherrn nicht an Reiz und Anziehung zu verlieren, er lehnte noch immer auf der steinernen Umfassung des Balkons. Es war heiterer, lichter Tag geworden. An den höchsten Nadeln der Fichten und Tannen flatterten letzte Nebelstreifen, festgesteckt, wie weiße Florschleier in dunklen Haaren, um gleich darauf vom Winde losgerissen im Blau des Himmels zu zerstäuben. Ein rascher Gedanke ergriff den Freiherrn; „ich will hinüber“, sagte er kurz und so, wie er war, die Bemerkung des Castellans, daß die Bewohnerin schwer zugänglich sei, überhörend, eilte er durch das Schloß, den steilgewundenen Pfad in den Grund hinab.

Felswände von Granit, mit Geröll und spärlicher Erde bedeckt, daraus die Tannen übereinander emporwuchsen, unten um ihren Fuß Gesträuche von Erdbeeren und Kränze von Waldblumen geschlungen, umschlossen in zwei großen Bogen das Thal. Im wilden Lauf durchjagte es ein Bach, mit tosender, weißschäumender Welle sprang er über glattes, scharfes Gestein und die schwarzen Baumstämme, die halb zerbrochen mit nackten, dünnen Zweigen ihn aufzuhalten suchten, ein beständiges Stürzen, Rauschen und Schäumen. Wo früher von den Felsen andere Quellen zu ihm hinabgeflossen waren, flogen durch die schmalen Rinnen und das Dickicht der Nadeln die Sonnenstrahlen zu ihm nieder, tanzten auf seiner Fluth zu der jenseitigen Wand und warfen über den weiten

sammtgrünen Rasenplatz, der sich fern am Ende des Grundes friedlich von Blumen, wie von Pfeilern, in einem Halbkreis umschlossen, ausdehnte, ihre goldenen Streiflichter. Der Lärm des Wassers, der Tanz des Lichtes — das war die einzige Bewegung in dieser Abgeschiedenheit. Unermeßlich hoch erhaben schien der Himmel und vor den dunklen Tannen drang der Blick nicht bis zur Hälfte des Berges empor. Auf der andern Seite des Baches boten die Felsen mit wild zersprengten Klüften und emporsteigenden Zacken, die in Pfeilspitzen ausliefen, noch kühnere, gewaltigere Formen. Ein schmaler Weg klomm hier aus der Tiefe über die Höhe, ungesehen stieg er aus dem Schatten auf, oben hatte ihn eine sorgende Hand an dem jähen Rande des Abgrundes mit einem rohgezimmerten Holzgitter geschützt, dessen weißliche Sparren sich deutlich von den grauen Massen des Gebirges abhoben. Weiter empor, wohl hundert Fuß über dem Wasser entzog sich der Pfad wieder im Gebüsch durch die vorspringenden Granitblöcke dem forschenden Auge des Wandrers, so erschien das allein sichtbare Holzgitter wie eine Brücke in die Luft hineingebaut. Der Freiherr wollte den Anblick in größerer Nähe genießen und drang mühsam im Dickicht bis an den Felsrand des Baches vor, auch hier noch behindert, stieg er auf einen Stein, der aus der Fluth moosbewachsen ragte und nur leicht vom umherstäubenden Schaume benetzt ward, als drüben eine Frauengestalt langsam am Gitter entlang ging. Sie war unbedeckten Hauptes, im schwarzen, faltigen Kleide, hoch am Halse umgab es ein schmaler, weißer Kragen; schwarze Locken wogten um ihr blasses, aber ent-

schlossenes Gesicht. Es war mehr als ein Zufall, jener geheime, magnetische Zug von Seele zu Seele, der jetzt ihre Augen und die seinigen sich begnen ließ. Sie schrieen nicht auf, sie regten sich nicht, ob sie sich beide gleich erkannt hatten — er Veronika, sie Egidius. — Es waren mehr als drei Jahre vergangen, seit sie sich nicht gesehen.

Drei Jahre seit jener Nacht — und unwillkürlich griff sie nach der Stirn, auf der noch wie damals drohend die rebellische Locke lag.

Drei Jahre! Glaubte er, daß sie versöhnt sei, daß sie ihn wieder lieben werde? Trug er nicht ein schwarzes Gewand, wie sie, doppelte Trauer um Gattin und Oheim, die ihn unabhängig und reich machte? Darum vergaß er seine Schuld, ihr drohendes Auge, die Gefahr und sprang schnell entschlossen über den Bach. Nicht mit unserm Willen allein, auch mit der Natur spielt die Leidenschaft; wie die Lawine wächst sie durch die Hindernisse, die sich ihr entgegenstemmen, so war er im Augenblick die abschüssigen Felsen hinaufgestürmt, drei -- zwei Schritte von ihr, sie hatte sich nicht bewegt, nicht der Saum ihres Kleides hatte gezittert.

„Veronika!“ sagte er noch athemlos vom Lauf und streckte ihr zitternd, flehend die Hand entgegen. Bei seinen Worten klammerte sie sich fest an das Gitter an, als fürchte sie hinabzustürzen, allein ihre Wangen rötheten sich nicht und der Ausdruck ihres Gesichtes blieb kalt und schrecklich. Und doch war sie schön. Ja — schön, schöner als sie jemals vor ihm gestanden! Wie aus dem Bade des Schmerzes emporgetaucht, hob sich ihre keusche, schlanke Gestalt, ihr Auge glänzte stolz,

siegesgewiß; je länger er sie so anschaute, desto trunkener wurden seine Blicke, endlich trat er ihr noch näher, daß die Luft leise um sie zitterte und ihr Haar sich bewegte.

„Herr von Halden?“ fragte sie streng. „Was suchen Sie bei mir?“

„Ihre Vergebung, meine Ruhe!“ bat er. „Lassen Sie die Qualen, die angstvollen, schlaflosen Nächte, in die mich Ihr Zorn und Ihr Entschwinden stürzten, die genügende Buße meiner Schuld sein; liebe ich Sie doch, wie Sie niemals geliebt worden.“

Ein Lächeln blitzte um ihre zusammengepreßten Lippen, voll von Verachtung und Triumpf, und sie wendete sich langsam um, er aber hatte in leidenschaftlicher Entschlossenheit ihr Gewand ergriffen und hielt sie fest. „Ich lasse Sie nicht; Sie hassen mich so sehr, daß Sie jetzt schon eine neue Flucht bedenken, einen Weg, der Sie wieder auf Jahre, vielleicht auf immer von mir führt. Und Sie verkennen mich, Veronika, gewiß! Wollten Sie mich nur hören, nur in mein Herz schauen.“

Sie hatte sich längst von ihm losgemacht und auf einen der Felsblöcke gestützt, welche von der Höhe herabgestürzt den Pfad fast versperrten, das wilde, höhnische Lächeln lag noch auf ihren Lippen, als sie erwiderte: „Seien Sie kurz, ich höre.“

„Dank Ihnen, Veronika, auch wenn dies Ihre letzte Gunst sein sollte. Ich habe kein leichtsinniges Spiel mit Ihrer Neigung getrieben, ich liebte Sie, seit ich Sie gesehen. Das Wort und der unselige Ring, die mich an die Fürstin

ketteten, haben mein Leben wund gerieben und mein Herz zerrissen. Abenteuerlustig, mit hochfliegenden Plänen habe ich sie alle scheitern sehen, zerstieben bis auf die Atome. Die Fürstin war reich, vornehm, schön, und Sie begreifen, daß die Hälfte von dem Allen hingereicht, einen ehrgeizigen, aber armen Menschen zu blenden. Es vergeht ein Jahr im Rausch des Genusses, auf Reisen, wo die Schönheit der Natur in das junge Liebesglück hineinlächelt — dann erblaßt und verbleicht allmählig der Glanz der Decoration, wie der Regenbogen, die Liebesfackel erlischt und die Reue sitzt bei uns. Ich hatte das Glück gesucht, auf Höhen, in Tiefen, ich hab' es immer nur in der Beschränkung gefunden. Wehe, wem ein wünschendes Herz gegeben! In solch' qualvollen Stimmungen traf ich mit Ihnen zusammen. Sie waren nicht hinreißend schön, aber wer könnte den wunderbaren Zauberschildern, der sie umschwebt, wer ihm entgehen? Ja, ich wollte Sie besitzen, mehr noch als mit den Augen, liebte ich Sie mit der Seele. Was galten mir da die Fesseln, die mich hielten? Und ich hätte sie zerbrochen, wäre jener heimtückische Wessenberg nicht zwischen uns getreten! Wenn er mir je begegnete! Aber genug, schelten, verdammen Sie, Veronika vergeben Sie endlich. Durch die Thäler, über die Berge bin ich Ihnen nachgewandert, im Sande hab' ich ihre Spur gesucht, vom Echo Ihren Namen gefordert. Vielleicht war das Ihre bitterste Rache, daß Ihr letzter Blick beständig wie ein glühender Pfeil in meiner Brust blieb und mich Ihnen nachjagte ohne Ruhe und Rast. O, Sie müssen an Bestimmung glauben, hier in dieser Einsamkeit finden wir uns wieder, in die

wir beide eilten, wund vom Leben und den Täuschungen der Welt entsagend! Hieße es da nicht mit dem Himmel streiten, wenn wir uns auf's Neue von einander losrissen?"

Sie zuckte ein wenig zusammen und erhob sich, ohne ihm ein Wort oder einen Blick zu gönnen, aus ihrer ruhenden Stellung. Drei Steine warf sie in den Abgrund, die an die Felswand schlagend einen lauten Wiederhall weckten, einen weithinziehenden Klang. Aus der Tiefe glaubte Egidius einen antwortenden Ruf zu hören, rasche Schritte, unter denen Zweige knisterten und brachen. „Ich werde erwartet", sagte Veronika da, die wie er hinabgehorcht hatte und winkte ihm mit der Hand einen frostigen Abschied.

„So bleiben Sie unerbittlich?"

Aufgerichtet, unbewegt stand sie vor ihm da, wie in jener Nacht, ein steinernes Bild, wenn nicht der scharfe Wind, der sich eben erhob, ihre dunkeln, im Sonnenschein strahlenden Locken wild durcheinander geschüttelt.

„Sie hörten nicht Alles, Veronika", fuhr er fort und seine Stimme bebte. „Die Fürstin ist todt, dieser Wald, jenes Schloß sind mein, seit mein Oheim vor zehen Tagen starb. Und ich liebe Sie, Veronika, und Sie müssen mein sein, im Guten oder Bösen."

Die Leidenschaft hatte ihn ganz erfaßt und ihr Blick, so drohend er war, fachte sie nur stärker an, statt sie zu dämpfen — und als jetzt von dem Rasenplatz her noch einmal der Ruf tönte und der Schatten eines Mannes zwischen den Baumstämmen hindurch über das dunkelgrüne Gras fiel, umschlang er sie und trug sie in seinen Armen im eiligen

Lauf höher in die Felsschlucht hinauf. Ließ sie seine Gewaltthat erstarren? Freute sie diese Kühnheit seiner Liebe? Nur ganz leise schrie sie auf und blieb widerstandslos an seinem Herzen.

Die schreckliche Entdeckung, daß der Mann, den sie für ihr verkörpertes Idealbild gehalten, sie treulos betrogen, hatte sie damals in eine lebensgefährliche Krankheit gestürzt, aus der sie nur genas, um sich und ihre Familie verarmt, ihr Vermögen verloren zu finden. Die Schulden des Hauses Wildström waren zu groß, die Gläubiger zu hart und drängend gewesen; mit dem Glanz seiner Existenz hatte ihr Oheim die alten Freunde, seinen eigenen Muth dahin schwinden sehen und in diesem traurigen Dasein, unter Ruinen, saß sie, noch dazu mit zerrissenem Herzen. Da hatte sie der Welt, ihren Träumen ein trotziges Lebewohl gesagt, sich gefaßt und war zu einer alten Dienerin ihrer Mutter gegangen, mit der in Beschränktheit, von ihrer Arbeit zu leben. Frau Rochau hatte keine Kinder, keine Verwandte, ihr war Veronika von jeher Liebling und Goldkind gewesen. Sparsam und thätig, von Veronika's Mutter reichlich bedacht, besaß sie ein kleines, genügendes Vermögen, das gerade an dem Tage, wo ihr Liebling in ihr einsames Stübchen trat, durch einen Gewinn in der Lotterie für Frau Rochau zur Höhe eines kaiserlichen Schatzes stieg. Diese Tausende, das gehörte nun Alles Veronika, von Nähen und Sticken könne keine Rede mehr sein, meinte Frau Rochau, aber Veronika blieb ihrem Entschlusse getreu. Fast zwei Jahre lebte sie eingezogen, für sich, arbeitend, mit Clavier= und Sprach=Unterricht beschäftigt,

für Alle verschlossen, ein hartes, schwieriges Leben. Das war ihre Läuterung, so wollte sie den Schimmer ihrer Hoffnungen von sich lösen, die Nichtigkeit des Glanzes begreifen und den Frieden und die Beschränktheit kennen und lieben lernen. In dem beständigen Wechsel der Dinge, von Glück und Elend, was gibt es Besseres, als ihm entronnen sein? Nach dieser Prüfungszeit drang indeß der Wille ihrer Pflegemutter durch, sie verließen die Stadt und kauften das Häuschen Waldstill, in ländlicher Abgeschiedenheit glückliche Tage zu verbringen, deren Faden die Ruhe des Gemüthes, die Lieblichkeit der Natur auf goldner Spindel fortspann.

Von allen früheren Freunden war ihr nur der Rath anhänglich und treu geblieben und hatte niemals ihren Stolz und ihre Unabhängkeit durch ein unzartes Erbieten seiner Hülfe gekränkt, wie ehemals behandelte er sie als ihm ebenbürtig an Stand und Geist, richtete und schalt, wie einst ihr hochmüthiges Hervortreten in der Gesellschaft, so jetzt ihre übereilte Zurückgezogenheit aus gekränkter Selbstliebe. Sie wäre maßlos in Allem, was sie thäte, damit endete gewöhnlich seine Ermahnung. Endlich aber bezwang der Reiz ihres Wesens, der unsägliche Schmerz, der in ihrem Antlitz sich ausprägte, selbst das seltsame, unheimliche Leuchten ihrer Augen seine Kälte, sie zog ihn an, sie fesselte ihn — er liebte. Das war ein Gefühl, das nie in ihrer Brust für ihn aufkommen konnte, die Erinnerung an Egidius lag trennend zwischen ihren Seelen. Im Grund ihrer Gedanken glühte, wenn auch noch so verborgen, ein Funke des Hasses gegen Wessenberg, sie konnte ihm nicht verzeihen, daß er sie aus

ihrer Liebestrunkenheit geweckt habe, denn — dachte sie oft — wäre sie unten im Abgrund des Elends und der Verzweiflung aufgewacht, wie leicht hätte sie da mit dem Knoten des Geschickes auch den des Lebens gelös't! Nun war sie ruhig geworden, glücklich nicht. Sie vermochte ihn nicht zu lieben und schneller, als ihre Pflegemutter erwartet, gab sie darum deren Bitten nach und verließ die Stadt, die Heimath, auch ihn. Und er folgte ihr nicht, zu gut hatte er in ihrer Seele gelesen, daß für ihn keine Hoffnung sei, daß dies stolze Mädchen sich nicht werde erobern lassen, sondern sich und die Fülle ihrer Liebe ungezwungen, vielleicht wieder einem Unwürdigen, schenken würde. —

Wie sie jetzt von Egidius emporgetragen wurde, war es ihr, als läge sie in den Banden eines Traumes, schlaftrunken wie ein Kind. So hoffte sie einst, ihr Leben lang an seinem Herzen zu ruhen, von ihm beschützt; und wie seltsam nun auch die Erfüllung gekommen war, sie wiegte sie ein und beruhigte leise und allmählig die Wallungen ihrer Gefühle. Ihr Kopf war auf seine Schulter gesunken, ihre Locke schmiegte sich in die seinigen und wenn ihre halbgeschlossenen Augen sich öffneten, traf sie nichts als sein heißer Blick. Immer mehr erbleichten die Bilder der Dinge um sie und entschwanden in unendliche Fernen — die Felsen, die Bäume, Sonne und Wolken, im Gefühl eines seligen Wohlseins verloren ihre Sinne die Kraft, ihre Gedanken die Form.

Egidius hatte einen falschen Pfad eingeschlagen, der ihn nur tiefer in das verschlungene Irrsal der Waldung führte,

heißer brannte die steigende Sonne, schwerer ward ihm seine Bürde. Aber hier lag ein versteckter, lauschicher Platz — ein Tannendickicht über tiefgrünem Moos, durch die grauen Granitadern rieselte ein feiner Strahl krystallhellen Wassers hinab. Sanft legte er Veronika nieder, seine Lippen berührten ihre Stirn — ganz leise, doch fühlbar genug, daß sie aufschreckte und im wilden Sprung weit von ihm eilte. Ehe er noch ein Wort sagen, ihre Hand wieder fassen konnte, blitzte es unter ihnen im Gebüsch auf, ein Schuß fiel und die Kugel sauste über sie durch die Baumkronen hin.

„Wird hier gejagt?“ fragte er.

„Niemals.“

Entschlossen eilte Egidius der Stelle zu, wo er den Blitz hatte aufleuchten sehen. Athemlos lauschte Veronika. Ihrem Blick war er bald entschwunden, jetzt verklang auch das Geräusch seiner Schritte. Niedergekniet beugte sie sich über die Schlucht hinab — nichts als ein dunkelgrünes Meer von Laub und Nadeln, das der Wind durchfurchte. Jetzt aber — ein lauter Schrei, hastig gewechselte Worte, die nur verworren zu ihr drangen — und da, wieder ein Schuß. Wie sein Donner nach wenigen Augenblicken im letzten Echo erstorben, war es still, feierlich, öde und ernst, wie vorher, rings um sie. Noch lag sie auf den Knieen, Egidius kam nicht. —

Das Weinen und das Geschrei eines Kindes, das barfuß, in seinem halbzerrissenen, rothen Röckchen zu ihr durch das Gesträuch klomm, weckte sie endlich aus ihrer Betäubung. „O Tante Veronika“, rief die Kleine schon von

Weitem, „da bist Du und er liegt unten und blutet so sehr, komm mit hinab!“

„Er?“ Im Augenblick war sie auf und hatte des Mädchens Hand ergriffen. „Wer, Gretchen, wer?“ fragte sie bebend, indem sie mit ihr den Pfad abwärts eilte.

Ein Fremder, erfuhr sie nun im hastigen, wiederholten Fragen, war in der vergangenen Nacht im Dorfe angekommen, hatte viel nach ihr und dem neuen Gutsherrn gefragt, und war am Morgen, von Gretchen geführt, nach dem Grunde gegangen. Dort an bestimmter Stelle, wo unter dem Holzgitter des Weges eine Tanne, die höchste und älteste im Thal, einsam auf grünem Rasen stand, pflegte das Mädchen Veronika zu erwarten, von ihr Aufträge für sie und ihre Pflegemutter zu empfangen. Dieser Fremde — es konnte nur der Rath Wessenberg sein, er mußte den Tod des alten Grafen, das Glück des Freiherrn, sein Weilen in ihrer Nähe erfahren haben, er liebte — wie hätte er da nicht auf den Flügeln der Eifersucht kommen sollen? Was beflügelte jetzt ihren Fuß, daß sie nicht achtete, wie ihr Kleid an den Nadeln zerriß, ihr Haar sich in wilder Unordnung löste? Zitterte ihr Herz nur aus Sorge für den verwundeten, verlassenen Freund, vor der Enthüllung einer dunklen That? Allein ehe sie sich ihrer Gefühle klar bewußt wurde, war sie ihm schon gegenüber. —

Den blutenden Arm auf einem Stein, halb daran gelehnt, um sich zu stützen, streckte er ihr zum Gruß mit ruhigem Lächeln die linke Hand entgegen. Ihr blieb jedes Wort auf der Zunge gefangen, jetzt erbleichend, jetzt erglühend sank sie

sprachlos neben ihm nieder. „Es ist nichts, Veronika“, versicherte er mit gelassenem Tone. „Der Freiherr ist schon hinauf zum Schloß, Leute und Hülfe zu holen.“ Seine Stimme, sein Auge, das mit dem alten zärtlichen Wohlwollen, mit seinem freundlichen Ernst sinnend auf ihr ruhte, gaben ihr Leben, Kraft und Bewegung wieder. Rasch hatte sie mit ihrem Tuche die Wunde verbunden, Gretchen nach dem Dorfe geschickt, dann erst hielt sie in ihrer ängstlichen Geschäftigkeit inne und fragte mit leisem Vorwurf: „Warum thaten Sie mir das, warum schlugen Sie sich mit dem Freiherrn?“

„Sie irren, Veronika! Als ich Sie trotz Ihres Widerstrebens von einem Manne hinaufgetragen sah, schoß ich unüberlegt, im plötzlichen Zorn, in die Tannenwipfel, jenen zu erschrecken, Ihnen zu verkünden, daß ein Freund in Ihrer Nähe sei. Da, kaum war ich vorgegangen, erschien der Freiherr, athemlos, in heftigster Erregung. Ich warf meine Doppelflinte zur Erde, ich wollte ruhig mit ihm reden. Aber in ihm tobten Wuth und Haß, es fielen laute, böse Worte, wir standen dicht aneinander, er griff nach der Büchse, der Schuß brannte los, mir hart am Arme vorbei — wider seinen Willen, er wurde erdfahl, blässer als ich, wie er mich stürzen sah.“

„Nein, nein!“ brach sie aus, „er hat Sie tödten wollen!“

„Ach“, meinte er, „Sie lieben ihn noch.“

Ihre Zähne schlugen wie vor Schrecken und Entsetzen aufeinander, vor ihm liegend verbarg sie ihr Antlitz niedergebeugt auf seinen Knieen. Sie hatte das Haupt noch nicht erhoben, als die Diener, Egidius selber mit Binden und einem Lehnsessel kamen, den verwundeten Rath in das Schloß zu

tragen. Niemand wagte zu reden, nur der alte Castellan, der im Kriege Wunden genug beobachtet und manchen Verband angelegt, meinte gleichgültig: „Nicht gefährlich!" Und damit erhob sich auch Wessenberg: „Ich danke, Herr von Halden, so aufrichtig, als hätte ich Ihre Mühe in Anspruch genommen, ich komme schon allein in das Dorf." Allein zu erschöpft von Blutverlust, schwankte er, sie trugen ihn in den Sessel und wollten nach dem Schlosse zurückkehren, aber Veronika zeigte herrisch nach der andern Seite des Weges, zu ihrem Hause hinauf. Schweigend nickte Egidius Bewilligung und so, sie rechts und er links vom Armstuhl des Kranken ging der Zug lautlos durch die Waldung, beide hatten den Blick am Boden, nur zuweilen trafen sich ihre Augen, wenn sie unwillkürlich nach Wessenberg schauten, finster, glühend, durchbohrend.

IV.

In der Pflege, die sie ihm nun widmen konnte, wo zum erstenmale der stolze, abgeschlossene Mann, der ihr nie fremden Beistandes, fremder Zärtlichkeit bedürftig erschienen war, in der Heftigkeit des Wundfiebers hülfesuchend ihre Hand faßte und festhielt, entschwand die Strenge und Härte ihres Wesens in weiblicher Milde und Aufopferung. Nur starre Tugend hatte sie bisher geschätzt und in sich ausgebildet, der Welt voll Täuschungen und Verlockungen glaubte sie nur entgegentreten zu können im undurchdringlichen Erzpanzer und selbst ihr Mitleid, wenn sie der Armuth gab und half, war Pflicht, nie Liebe gewesen. Der Freund aber, der bleich, entstellt vor ihr lag, forderte mehr von ihr als aufmerkende, kaltsinnige Sorgfalt, eine Schwester suchte er, eine Geliebte. Und vielleicht schmeichelte es ihrem Mädchenstolze, daß gerade ihr seine Schwäche und Bedürftigkeit offenbar wurde; hatte er nicht vor ihr so viel von Willensstärke, von Herrschaft über

Sinne und Leib gesprochen? Jetzt konnte sie ihm etwas sein, die Schuld ihrer Dankbarkeit zum kleinsten Theil löschen, beweisen, daß auch in ihrer Brust Sanftmuth und Weiblichkeit wohnten. Allmählig löste sich die Eisrinde, die ein finsterer Gedankentrotz um ihr Herz geschlossen, weich und lieb, wie die Glockenblume des ersten Frühlings, brachen ihre Gefühle auf. In liebender Sorge und Hingebung für eines Andern Sein und Wohl, in seinem dankerfüllten Blick, im Alles sagenden Druck seiner Hand glaubte sie das schönste Loos und beste Theil eines Weibes gefunden zu haben. Sie war nicht getäuscht worden, sie selbst hatte sich arg getäuscht, als sie Glück und Wohlsein in der Leidenschaft geträumt. Verzehrte deren Gluth nicht, statt zu erwärmen? Aber getrost, so viel sie gelitten, so entsetzliche Kämpfe sie bestanden — eins war ihr sicher und nicht zu theuer bezahlt, die Erkenntniß des Glückes, daß es nur im Gleichmaaß unserer Gefühle und in der Beschränkung unserer Wünsche liegt. Eine Wanderung zu ihm war ihr Leben bisher gewesen; so jagen Andere dem Ruhme oder der Kunst, dem Reichthum oder ihrer Eitelkeit nach, da Wandern, unbarmherziges, rastloses Wandern die Bestimmung der Sterblichen.

Täglich schickte Egidius entweder einen Boten oder kam selbst hinüber, um von der fortschreitenden Besserung Wessenbergs zu hören. Veronika sah er nicht, Frau Rochau empfing ihn in einem Vorzimmer, Besuche, die wenige Minuten währten. Zuweilen, in den Mondnächten, wenn sie durch den Garten ging oder am geöffneten Fenster Kühle und Duft genoß, tauchte oft aus dem Dunkel des Waldes seine Gestalt vor

ihr auf, unstät, unruhig wanderte er am Rande des Abhanges umher, sein Auge auf das Haus, nach ihrem Gemache gerichtet. Rasch trat sie dann vom Fenster zurück, sie schloß es, sie ließ die Vorhänge nieder — und blieb doch dahinter stehen, als bannte sein Blick, durch alle Hindernisse nur leuchtender und mächtiger lohend, sie unbeweglich an diese Stelle.

Gibt es denn Herzen, die ein zorniges Geschick für einander bestimmte, nur damit sie durch einander leiden und verderben?

Sie aber war festen Willens, diese magische Fessel zu brechen; auch wenn sie ihn nicht liebte, dem Manne zu folgen, der sie sanftere Gefühle, mildere Gedanken gelehrt. Als Wessenberg, genesen, von seiner Abreise sprach, daß er zufrieden und beglückt scheide, weil er sie noch einmal gesehen und in stiller, sorgenfreier Genügsamkeit zurücklasse, war es ihr, als sollte die Sonne für immer hinter den Berghöhen versinken, als drohten aus dem Schooße der Nacht die alten Kämpfe herauf, und zitternd, hingerissen warf sie sich ihm an die Brust, wie ein scheues Kind, das aus Abendgrauen und Walddunkel zum Vater flüchtet, und schluchzte: „Lassen Sie mich nicht allein, nehmen Sie mich mit sich, mein Freund! Hier bin ich gequält, verloren, beständig wie von bösen Geistern umringt. Laß mich mit Dir gehen!"

„Veronika! Sie reichen mir Ihre Hand, Sie wollen die Meinige sein? O, fühlen Sie wohl, daß höchstes Glück auch zu hoch für Dankesworte ist!"

Und als könne jedes fernere Wort ihr zartes Empfinden zerreißen, hob er ihr thränenfeuchtes Antlitz zu dem seinen

sanft empor und strich die Locken von ihrer Stirn. Wie sie unter seiner Berührung hoch aufathmete und wieder lächelte, trat der Freiherr in den Garten, ihnen entgegen. Ohne seine Vergebung zu erhalten, hätte er den Rath nicht abreisen lassen können, und entschuldigte so seine unerwartete Ankunft. Auch er wolle die Ferne, den Ocean, Beschäftigung und Trost für ein halbverfehltes Leben suchen, hier sei es eine Last auf seiner Seele, die als Feinde zu sehen, für die einst vor allen Andern sein Herz geschlagen. Resignirt vernahm er die Eröffnung Wessenberg's und begrüßte Veronika als Braut, in dem ängstlichen, stockenden Gespräch änderte sich keine Miene in seinem Gesicht, verlor seine Stimme niemals ihren traurigen, gewinnenden Klang. Um eins bat er, sie möchten in der Kirche seines Dorfes ihre Trauung feiern, am Sonntag schon, das würde für ihn das sicherste Zeichen ihrer Versöhnung sein. Einen langen, schmerzlichen Blick noch auf Veronika, einen förmlichen Gruß für Wessenberg, dann verließ er sie.

Auch andere Gründe bestimmten den Rath, seinen Vorschlag anzunehmen. Veronika's Drängen nach der Abreise, ihre Freundschaft und Verehrung für den würdigen Pfarrer, der in den Jahren ihres Aufenthaltes in Waldstill fast allein ihr Unterhaltung und Lehre gewährt. Die Vorbereitungen zu der ernsten und stillen Ceremonie — denn Jubel und laute Freude lag diesen beiden schwergeprüften, geläuterten Herzen fern — waren bald getroffen. Es war am Abend vor der Feier und die Junisonne schon untergegangen, als Veronika noch vor dem Pfarrhause auf der steinernen Bank saß, halb von den Blättern der Weinreben verborgen, die an die Wand

hinauf und um die Fenster sich schlangen, und die Wiederkehr ihres Verlobten aus der nächsten Stadt erwartete, nach der ihn Geschäfte gerufen. Drüben, an der Kirche, waren die Mädchen des Dorfes, die Diener des Schlosses beschäftigt, ihr steinernes Portal mit Laubgewinden zu schmücken und um das goldene Kreuz darüber einen Kranz blühender Rosen zu hängen. Ueberall Blumen und Duft, vor dem Abendwind war die drückende Schwüle des Tages entflohen und die Fahne auf dem Schieferthurm knarrte ängstlich in seinem Rauschen. Eintönig, langsam schlug es die achte Stunde, die Kränze hingen, und wohlgefällig beschauten die Arbeiter ihr Werk, auch der Freiherr, der vom Schloß herabgekommen, die Ehrenpforte zu sehen, fand Alles zierlich und schön. Seitdem er um Veronika's Verlobung wußte, hatte er sich ihr nicht wieder genaht, heute konnte er nicht ohne Gruß vorübergehen, er blieb unter der Linde vor der Pfarrwohnung stehen. „Sie werden morgen nur über Blumen wandeln", sagte er mit halbem Lächeln, „möchte jede Blume zur goldenen Frucht für Ihre Zukunft reifen."

„Das ist zu viel gewünscht", entgegnete sie und senkte das Haupt. „Wir wissen's ja Alle, je heißere Wünsche, desto größere Schmerzen."

„Ich sehe, Fräulein, Sie wollen nie die Vergangenheit vergessen, wenigstens nicht vor mir, und doch ist sie jetzt für Sie in einer glanzvollen Gegenwart untergegangen, in einem neuen Liebesglück, da sollten Sie dem die Erinnerung nicht durch Groll und Haß vergiften, die Erinnerung an eine Zeit, die er seine Sonnentage nennt."

„Ich sprach ohne Absicht", bemerkte sie kurz. „Nur dies noch, ich habe die Vergangenheit überwunden und denke, Sie haben es auch gethan."

Der Hufschlag eines eilendenden Pferdes klang aus der Tiefe, der sich bergabwärts windenden Dorfstraße herauf. „Er ist's!" sagte sie freudig und stand auf. So kam sie ihm ganz nahe, daß er ihre Hand ergreifen konnte: „Sie lieben ihn?" In seiner Stimme, so leise sie klang, lag es wie eine schreckliche Drohung. Als sie nicht antwortete, preßte er ihre Hand stärker zusammen: „Ein Wort will ich, ein einziges — lieben Sie ihn?" Zornig und beleidigt von seiner Kühnheit biß sie auf ihre Lippe, entriß ihm ihre Hand und ohne ihm ferner Laut und Blick zu gönnen, wandte sie sich dem nahenden Verlobten zu.

„So sei's denn aus'" murmelte Egidius.

Der Wind hatte dunkle, trübe Wolken heraufgejagt und da der Mond erst gegen Mitternacht aufging, waren Diener mit Fackeln vom Schloß gekommen, ihrem Herrn auf dem steilen, gefährlichen Wege zu leuchten. „Da müssen Sie mir nun schon erlauben", sagte der Freiherr zu dem Rath, „Sie zuerst nach Hause zu geleiten, am liebsten durch den Grund. Es ist näher, als um die Bergspitze herum und der Wiederschein des Fackellichtes auf den Felswänden wird uns einen herrlichen Anblick gewähren."

Nach kurzer Ueberlegung war man einig, obwohl Veronika zusammenschauerte und ihren Shawl fester um den Nacken zog. „Sie fürchten doch nichts?" fragte Egidius, welcher

ihre Bewegung gewahrte. „Von Ihnen nichts", entgegnete sie."

Am Eingange des Grundes machte Wessenberg den Vorschlag, die Diener nach dem Hause Veronika's auf dem obern Weg zu senden und allein, ungestört durch die Schlucht zu wandern — damit nahm er eine Fackel, der Freiherr eine andere.

Tief hingen die schwarzen Wolken der Nacht herab, eine Finsterniß und Stille, die nur selten das Licht und ein schärfer über die Tannenkronen hinfahrender Windstoß unterbrach. Roth glühten die Fackeln an Baumstämmen und Granitbrüchen hinauf und hinab, im eiligen Tanz, und wenn die Beiden sie an die Steine schlugen, sprühte ein Funkenmeer wie unzählige blitzende Sternschnuppen durch die Waldung. In diesem beständigen Wechsel von tiefsten Schatten und grellem Lichte wuchsen alle Formen der Landschaft zu riesenhaft phantastischen Gebilden auf und der Bach, der unter ihnen von röthlichem Feuerhauch überdeckt dahinrauschte, schien ein Strom der Unterwelt zu sein. Sie selber gingen von Dampf und Dunkel wie in eine Wolke gehüllt, die ein stärkeres Lodern der Fackeln oder der Wind bei einer Biegung des Pfades zerriß. Dies prächtige Schauspiel befreite Veronika's Gedanken aus ihrer Beklommenheit und lenkte das Gespräch von den Fragen des Herzens auf die Erscheinungen der Natur. Es war, als hätten alle Drei vergessen, was ihnen geschehen, wie sie zu einander standen. Jetzt wurde der Pfad enger, steiniger, der Regen, der am Morgen gefallen und den die Sonne in diesem Walddunkel noch nicht

getrocknet, lag auf den Steinen und ließ den Fuß der Wanderer ausgleiten.

„So neben einander hindern wir uns", sagte der Rath. „Ich werde vorangehen, Veronika in der Mitte, Sie, Herr von Halden, schließen den Zug."

„Nein, nein!" rief sie. Bleiben wir zusammen, bis wir über die Bretter gegangen, die den Abgrund überbrücken, dann ist keine Gefahr."

Egidius lächelte.

„Kind!" scherzte Wessenberg. „Hier wachen beschützend die Geister über uns; wie am Tage, so in der Nacht. Die Fackeln hoch!

Er ging voran; Veronika hatte das Holzgitter gefaßt und folgte.

„O", sagte Egidius, „wenn jetzt Fräulein Veronika meine Bitte erfüllen würde und ein Lied sänge — in dieser Einsamkeit, in solchem Lichte, es würde uns Allen ein unvergeßlicher Genuß sein."

„Ja, Liebste, singe", wandte sich Wessenberg halb zurück, „auf den Flügeln Deiner Töne schweben wir über den Abgrund."

„Ein melancholisches Lied", fuhr Egidius fort und seine Stimme zitterte. „Zum Abschied!"

„Traurig? Gut!" Sie nickte mit dem Kopfe und sang:

Komm, düst'rer Fremdling,
Leg' Dein müdes Herz
An des Waldes einsamen,
Ungemess'nen Schmerz.

Silberfluth'gen Bergbach's
Wilde Elegie
Weckt in deiner Seele
Stillste Harmonie.

Ach! in seinem Wallen,
Auf der Tannenflur
Seufzt: „ich kann nicht sterben!"
Niobe Natur.

„Seh' die Kinder fallen
Von dem Pfeil der Zeit,
Trau're, wie ein Steinbild,
In Unsterblichkeit."

„Und Gewitterrauschen,
Der Orkane Weh'n
Bebend hin als Boten
Meines Grames geh'n."

„Find' in meinen Küssen,
Fremder, Ruh und Rast,
Liebend hält Verzweiflung
Beide uns umfaßt."

Leise erstarb der Gesang auf ihren Lippen, jedes Wehen des Windes, nichts regte sich mehr, daß sie plötzlich in entsetzlicher Angst aufschrie: „Wessenberg!"

Sie sah seine Fackel nicht mehr vor sich durch die

Dunkelheit schimmern, sie konnte nicht weiter, der Freiherr hielt sie am Gewand zurück. „Es ist vorbei!“ sagte er dumpf. „Er wird Sie nicht besitzen.“

„Himmlische Barmherzigkeit!“ rief sie und preßte die Hände gegen die Stirn, als wollte sie gewaltsam die Besinnung festhalten, die ihr zu entfliehen drohte.

„Bleiben Sie“, fuhr Egidius fort, „ich gehe ihm nach. Dort ist Ruhe und Rast, Sie hatten Recht.“

Mit beinah übermenschlicher Gewalt entriß sie ihm die Fackel und schwang sie wild empor, daß die Tannen und der Pfad einen Augenblick wie mit Purpur übergossen dalagen. Und ihre Augen blieben starr am Rande des Felsens haften, der jäh abstürzte, von keinem Brett mehr mit der jenseitigen Spitze verbunden. Ihr war Alles klar; lautlos, das Gesicht halb gewendet, die flackernde Fackel fest in der Hand, starrte sie ihn an. Wieder züngelte auf ihrer Stirn wie eine drohende Schlange die Locke nieder und aus dem Rauch, der um sie aufstieg, blickte ihr in Schmerz wie zu Stein erstarrtes Antlitz gespensterhaft hervor. Eisige Kälte drang mit diesem Anblick und dem Bewußtsein seiner That in Egidius Seele, entsetzt, gebannt, wie sie selbst verharrte er am Abgrund, umsonst wollte er die Augen von ihr abwenden. Immer rothglühender wurde die Fackel, immer starrer ihr Haupt, zu unzähligen Schlangen schienen sich ihre schwarzen, glänzenden Haare zu verwandeln, wie die auf dem Haupte der Meduse, welches die Götter ihren Beleidigern entgegenhalten, seine Knie wankten, er glitt aus, er fiel, rollend wie ein Stein, den Fels hinab. „Ah!“ schrie sie auf, in Ver-

zweiflung triumphirend — und schleuderte ihm die Fackel nach. —

Eine Stunde später fanden die Diener, welche das Ausbleiben des Freiherrn und der Verlobten, voll Angst und Besorgniß in den Grund hinabzusteigen trieb, die beiden entstellten, zerschmetterten Leichen, Veronika lag auf dem Pfade, blutend, besinnungslos an einem Stein.

Sie blieb in Waldstill, noch einsamer, eingezogener als früher, ihr blasses Gesicht röthete sich nie mehr und trug in seiner erschreckenden Starrheit unveränderlich die Erinnerung an jene Nacht. Die Leute im Dorfe schrieben dem bösen Zufall das entsetzliche Unglück zu, sie widersprach ihnen niemals.

Amor's Erwachen.

Am Abend dieses Tages legte Emma Amberg eine welk gewordene Alpenrose in ihr Tagebuch und schrieb mit zitternder Hand daneben: „Welch' köstliche, himmlisch schöne Stunden! Ich habe ihn gesehen! Und meine Träume von Glück werden sich nun erfüllen, länger werde ich nicht freudlos und einsam dastehen, die Entzückungen Julia's — auch ich werde sie erleben, denn —"

Hier war ihr vor einem plötzlichen Zucken ihres Herzens die Feder entfallen und durch den gelben Schimmer, den das Lampenlicht über das Papier warf, glitten die Strahlen des Mondes durch das offene Fenster von den jenseitigen Kuppen der Berge wie feine, silberne Streifen, rings um ihre Worte hin. Sie schob die Lampe beiseite und führte, den Kopf auf den Arm gestützt, den unvollendeten Satz wenigstens in Gedanken aus. In Gedanken, die flammten und glühten und ihr ihren Widerschein hochroth über Antlitz und Nacken woben. Nun ja, sie liebte ihn; in diesem stillen Gemach, wo sie Niemand belauschen konnte, in nächtlicher Ruhe durfte

sie es sich wohl gestehen, offen und ohne Rückhalt. In diesem Bekenntniß war keine Schuld, sie hatte nichts an ihm gesehen, was nicht die Achtung und Freundschaft aller Guten verdiente und es gab keine Fessel, die sie hinderte, an seiner Brust zu liegen und ihn mit ihren Armen zu empfangen. Wenn er sie nur liebte! Aber wie ungerecht erschien ihr schon im nächsten Augenblick ihr Zweifel, ungerecht an ihm, der sich so sichtbar um ihre Gunst bewarb, ungerecht an ihrer eigenen Liebenswürdigkeit. Denn sie brauchte nur zur Hälfte so selbstgefällig zu sein, wie ihre Schwestern von achtzehn Jahren, um ihr reiches braunes Haar, ihre feine, rosige Hand schön und ihr mildes, längliches Gesicht mit den schwärmerisch leuchtenden Augen anziehend zu finden. Weiter erwog sie nichts und vergaß ganz daß sie die Tochter eines angesehenen Mannes war, der durch seine Stellung in der Welt auf einen Bewunderer Emma's vielleicht noch einen verlockenderen Zauber, als ihre Schönheit und Anmuth ausübte. Sie aber hatte ein poetisches Gemüth, sie glaubte an die Wirklichkeit der Ideale und schon oft war sie, von plötzlich erregten Gefühlen ergriffen, von ihrem Claviere oder dem Buche, das sie las, aufgesprungen, und unruhig über den Teppich ihres Zimmers gegangen, sich fragend, warum sie allein denn die großen, erhabenen Worte: Liebe, Leidenschaft und Idealität noch nicht kennen gelernt, ihre Bedeutung an sich selbst erfahren hätte. Laut ließ sie diese Fragen und Selbstgespräche nicht werden, sie fürchtete den Spott des Vaters, die Zurechtweisung der Mutter, und es konnte ihr auch nicht verborgen bleiben, daß es in der Seele ihrer

Eltern keine Saite gäbe, die bei diesen Worten erklingen würde. Was sie umgab, war ein bürgerlich behagliches, sorgenfreies Dasein, gutmüthige edeldenkende Menschen, aber ohne jeden Schimmer der Poesie und so weit sie zu urtheilen vermochte, ohne große Leidenschaften, streng allein in der Erfüllung ihrer Pflichten. Es fehlte auch in diesem Kreise nicht an Anregungen, die beschäftigten, an Geselligkeit, die ein Mädchen erfreuen konnte, nur das war es nicht, was Emma forderte — jenes unbestimmte, namenlose Glück, das alle Entzückungen und die ganze Trunkenheit ihrer Träume einschloß.

Da hatte für diesen Sommer, seine Gesundheit wieder herzustellen, ihr Vater in gebirgiger, lieblicher Gegend ein Landhaus gemiethet und schon zwei Monate in ungestörter Ruhe darauf zugebracht. Der große Strom der Reisenden berührte das tiefe, zwischen den Felsen versteckte Thal nur wenig und kaum Einer hatte im Hause auf der Anhöhe bei den Linden vorgesprochen. Mit dem ersten Tage des Augusts aber bekam Herr Amberg einen Nachbar, der unter ihm auf einer schmalen Landzunge, die sich in den grünschimmernden See ausstreckte, sein Asyl aufschlug. Es war aber recht ein Asyl zu nennen, weil es hart neben den Ruinen einer Kapelle, die vor Zeiten die Spitze der Landzunge schmückte, von moosbewachsenen Baumstämmen aufgebaut lag, wie ein Blockhaus im Walde. Als der neue Besitzer sein Haus bezogen hatte, schickte er noch desselben Tages seinen Diener zu den Bewohnern des Lindenhofes hinüber und ließ ihnen seine Karte überreichen, auf der nichts stand, als „Franz

Arnheim". Es werde ihm angenehm sein, Herrn Arnheim bei sich zu sehen, hatte Emma's Vater geantwortet und Emma, die stickend am Fenster saß, hatte einen Augenblick inne gehalten und nach den Trümmern und dem wunderlichen Hause hinüber geblickt, das jetzt bei Sonnenuntergang wie in einem braungoldenen, hier und da von rothen Lichtern flammenden Dufte lag. Diesen ganzen Abend sprach man im Lindenhofe nur von dem Fremden und malte sich seine Gestalt und seine Verhältnisse in allen möglichen Formen aus, unten bei der Dienerschaft, die ihn für einen Prinzen hielt, nicht weniger als im Obergeschoß bei der Herrschaft, wo Herr und Frau Amberg das Register aller Arnheims durchgingen, die ihnen je im Leben begegnet. Emma sprach kaum ein einsylbiges Wort dazwischen; wer an solch' romantischer Stelle, in tiefster Einsamkeit sich anbaute, hatte sicher einen großen Schmerz auszukämpfen, für viele süße und traurige Erinnerungen den heilenden Balsam der Naturschönheit zu suchen — und selbst, wenn sie sich hierin irrte, so zeigte doch die Wahl dieses Ortes von einem Herzen, das in geheimer Sympathie mit dem ihrigen sein mußte, denn auch sie liebte jene Stelle. So träumte sie — und je tiefer sie sich versenkte, desto höher wuchs der Fremde aus der Alltäglichkeit hervor und als sie in ihr Zimmer tretend das Piano zufällig offen fand — das Fenster auch, stürmte sie auf den Tasten in wogenden Harmonieen ihre Gefühle all' aus und sie glaubte, die Klänge mit den Mondstrahlen über die mattschimmernde Fläche des See's bis zu seinem Hause ziehen zu sehen, hoffte auf ein antwortendes Lied oder den melancholischen Ton

einer Geige — natürlich umsonst, denn gerade als sie zu spielen begann, verlöschte drüben das Licht.

Das war vor vier Tagen geschehen und der erwartete Besuch auf dem Lindenhofe nicht eingetroffen, als ein zufälliger Windstoß Emma dem Ziele ihrer Wünsche näher trug. Gestern nämlich fuhr der Vater mit ihrem muntern zwölfjährigen Bruder über den See und als sie bei den Binsen und dem hohen Schilf an der Spitze der Landzunge vorüberkamen, brauste von den Höhen plötzlich mit Regen und Blitz ein gewaltiger Sturm über die rauschende Fluth. Der Kahn schlug um und während die eine Welle den Vater in das Schilf am Ufer warf, schleuderte die andere den Knaben weit hinaus in die Mitte des Wassers. Da war es nun der Fremde gewesen, der auf der Schwelle seines Hauses dem Ausbruch des Gewitters zusehend rasch entschlossen ihm nachgesprungen und nach kurzem Kampfe mit den Wellen ihn glücklich an's Ufer zu dem verzweifelnden Vater brachte. Erst spät am Abend kehrten Beide nach dem Lindenhofe heim und konnten nicht aufhören, den Muth und die Gastfreundschaft des Herrn Arnheim zu preisen, ja — Arnold, an die Kniee der Schwester gelehnt, entwarf immer auf's Neue seine glänzenden Schilderungen von den kostbaren Pflanzen, Steinen und Muscheln, die das Blockhaus, wie ein Schatzkästlein, verberge.

Nicht er allein, auch Emma glaubte in ihren unruhigen Träumen diese Herrlichkeit vor sich zu sehen; die wunderbaren Blumen mit ihren großen, purpurnen Blättern schauten ihr so fragend bis tief in's Herz, die Edelsteine funkelten

so eigenthümlich, wie blitzende, Alles durchdringende Augen, deren Glanz nur von den seinen übertroffen wurde. Morgen, hatte er versprochen, wolle er gewiß zu ihnen herüberkommen — wie lange währte es, ehe die Dämmerung dieses Morgens heraufstieg!

Tiefblauer, leuchtender war ihr der Himmel nie erschienen, als in dieser Frühe. Einem überschäumenden Becher glich ihre Seele, so voll von Hoffnungen, Freude und Lust. Ihr Gang selbst, wie sie den Hügel hinunter, an den Linden vorbei, in die Felsschlucht niedereilte, hatte etwas Beflügeltes und Schwebendes. Drinnen im Zimmer hatte sie es nicht länger ausgehalten, sie mußte hoch aufathmen in der Morgenfrische, im Sonnengold, gleichsam Herz und Haupt frei machen und weit öffnen für den Einzug des Glückes.

Immer enger wurde der Pfad, darüber wölbten sich die graurothen Steinmassen des Gebirges wie zu einem mächtigen Portal zusammen und hindurchschreitend fand sich Emma auf einer kleinen Ebene, unter schattigen Buchen, an ihnen vorbei wandte sich der Steg auf Stufen, die man in den Fels gehauen, noch tiefer abwärts, während auf der andern Seite die Felswand fast senkrecht abstürzte. Aus dem Gebüsch rings am Rande der Senkung ragte ein schwarzes Holzkreuz hervor, einem Wandrer errichtet, der vor Jahren zum Lindenhof hinaufsteigend hier fehltretend in den Abgrund gefallen. Das junge Mädchen aber schritt unverzagt zu ihm vor und die Hand auf den einen Arm des Kreuzes gestützt, genoß sie das prächtige Schauspiel, das sie immer wieder zu dieser gefährlichen Stelle hinlockte. Denn gerade wo die

beiden Felswände, welche die Spalte umschlossen, im schiefen Winkel aneinanderstießen und zwei Baumstämme als Brücke über die schmalste Oeffnung gelegt waren, brach schäumend ein Bach aus den Steinen hervor, sprang mit einem Satze wohl an die hundert Fuß über die Zacken und vorspringenden Absätze des Gebirges hinunter in den Thalgrund. Heute lag der hellste Morgensonnenschein auf ihm und die einzelnen, abspringendeu Tropfen glichen Perlen, welche er freigebig als Kette um die Spitzen der Steine schlang.

Wie sie noch so im Anschauen verloren dastand, kam über die Baumstämme Herr Franz Arnheim mit scharfem Schritte daher und blieb verwundert in der Mitte der schwebenden Brücke stehen, als er Emma in ihrem weißen Kleide, mit dem blauen, lang darüber hinflatterndem Flortuch, das Kreuz halb umfangend, bemerkte. War's eine Täuschung? war's Wirklichkeit? als sie den Kopf ein wenig emporhob, ihm entgegen, glaubte er dies braune Haar, das sich um Stirn und Wangen in Locken ordnete, diese feuchten, schmachtenden Augen schon einmal gesehen zu haben. „Sie ist es," sagte er heimlich zu sich selbst und eilte hinüber. Auch Emma war von dem Kreuz zurückgetreten und kehrte langsam zu den Buchen zurück, so langsam, daß sie ihm Zeit gab, sie zu erreichen. Sie grüßten sich und errötheten beide unter ihrem Gruße. Das Gespräch, das sie nun begannen, stockte häufig, unterbrochen von den forschenden Blicken, die sie verstohlen auf einander richteten, aber je mehr Franz das junge Mädchen vor ihm, ihre Haltung, den weichen, melodischen Klang ihrer Stimme mit dem verglich, was er von der

Dame seiner Gedanken kannte und wußte, desto fester wurde er in der Ueberzeugung, daß sie und Emma eins wären, und ebenso fand Emma mit jeder schwindenden Minute neue Aehnlichkeiten zwischen Franz Arnheim und ihrem Ideale heraus.

Nicht, daß Franz durch irgend eine Gabe der Schönheit oder Rede hervorgeragt und die Aufmerksamkeit leicht gefesselt hätte, seine Erscheinung und sein Auftreten glich dem aller Männer, aber Emma glaubte bald zu bemerken, wie hinter dieser Außenseite sich ein eigenes, unabhängiges Wesen verberge, voll künstlerischer Anschauungen, voll Kraft und Feuer. Die Erregung, in die ihn das unerwartete Wiederfinden Emma's gestürzt, erhöhte die Wärme seiner Worte und verlieh den Huldigungen, die er ihr darbrachte, zugleich etwas Zärtliches und Leidenschaftliches. Wie schmeichelte es ihrem Stolze, als sie aus seinen abgebrochenen Reden entnehmen konnte, daß sie schon mondenlang, ohne es zu ahnen auf das Treuste und Innigste geliebt worden wäre. Wie glücklich mußte es ihn machen, sie hier auf dieser einsamen Bergkuppe zu treffen, die Hoffnung, sie nicht wieder zu verlieren, sondern viel glückliche Tage mit ihr zu verleben! Sie ließ es sich nun auch schon nicht mehr nehmen, ihn mit nach dem Lindenhofe hinauf, zu den Eltern, zu führen und das Band so fester zu knüpfen, das der Zufall geschürzt.

Diese Stunden schienen ihr eine fröhliche, festliche Zukunft zu eröffnen. Franz Arnheim entwickelte im Gespräch mit ihren Eltern so viel Feinheit und Lebenserfahrung, war auf der Höhe, von der sie die Sonne untergehen sahen, ganz

so hingerissen von diesem Anblick wie sie, daß die Zeilen, die sie in der Nacht ihrem Tagebuche anvertraute, nur den verschwiegenen und doch lauten Jubel ihres Herzens ausathmeten.

Und auch wer ihn beobachtet hätte, würde keine geringere Bewegung, sondern eben solch' heftiges Wallen und Ringen in ihm wahrgenommen haben. Eins allein kam ihm seltsam vor, daß die Dame seiner Gedanken, die er sich als romantisch und leidenschaftlich vorgestellt, nun in Wirklichkeit sich als schlichtes Veilchen erwies, eine Mädchenblüthe vom reinsten, unentweihten Schmelz. Aber er sagte sich selbst, daß in der langen Zeit, wo er jede Spur von ihr verloren, seine Einbildung sie wahrscheinlich in diese lebhafteren Farben gekleidet habe und daß er — Alles erwogen — mit dem Schicksale zufrieden sein müsse, das ihm sein Ideal so morgenfrisch und jungfräulich entgegenführe. Franz Arnheim war sonst kein Schwärmer, ein Mann von dreißig Jahren, mit blondem, kurz geschnittenem Haar um ein offenes, kluges Gesicht, stahlgrauen, verständigen Augen und schön gewölbten Lippen, um die oft das Lächeln des Humors spielte. Seit Jahren hatte er Vater und Oheim beerbt und lebte in Reichthum und Unabhängigkeit ein Wanderleben, seiner Neigung zur Naturforschung und zur Malerei. Er wäre, hatte er im Lauf des Gespräches zu Emma's Vater geäußert, ein rechtes Beispiel von der Macht der Erziehung, bei seinem Oheim, einem Maler, hätte er die Kunst liebgewonnen und halbwegs den Pinsel führen, bei dem Arzt, seinem Vater, Namen und Eigenschaften der Pflanzen kennen gelernt, so sei

im Grunde nichts Eigenes, Angeborenes in ihm und er denke, auch den meisten andern Menschen wären Neigungen und Abneigungen ein Angelerntes und kein Ursprüngliches.

Der günstige Eindruck, den er auf Emma gemacht, setzte sich bei allen Bewohnern des Lindenhofes fort, ein Jeder hatte eine andere Tugend an Herrn Franz Arnheim zu rühmen und es währte nicht lange, daß ihn Alle, wie zu ihnen gehörig und eng verbunden betrachteten.

Da konnte es auch weniger scharfen Augen nicht verborgen bleiben, daß Fräulein Emma und Herr Franz am Altare die Ringe wechseln würden. Wenn sie so zusammen durch den Wald gingen oder in den Dämmerungen des Mondes auf dem See fuhren, mußten sie es sich selbst sagen, daß sie für einander geschaffen zu sein schienen und in ihnen beiden eine und dieselbe Harmonie wirke. Als Emma daher, eines Tages gegen den Ausgang des Monats, von dem hölzernen Balkon des Hauses Herrn Franz eiligen Schrittes, mit freudigem Gesicht, den Bergsteg hinaufkommen sah, wie er ihr zuwinkte, grüßte und ihr schon von fern einen mächtig gesiegelten Brief zeigte, merkte sie an der fliegenden Röthe, die über seine Wangen wallte, daß er endlich aus der Stadt die Dokumente seines Vermögens erhalten habe und mit ihnen in der Hand bei den Eltern um sie werben wolle.

Wie ein Messer schnitt ihr der Gedanke kalt durch das Herz. Sie drückte die Hand darauf, als müsse sie sein Bluten stillen, ein Schauer lief über sie hin und hastig verließ sie den Söller, durch den langen Corridor, die Treppe

hinauf in ihr stilles Gemach mit dem grünen, von Rosen durchwundenen Tapeten. Den Riegel an der Thür vorschieben, die weißen Fenstervorhänge niederlassen — es war wie ein Blitz, der funkelt und vorüberzuckt. Sie warf sich in den Lehnstuhl und weinte bitterlich. Nun war also auch ihr Schicksal entschieden, ganz so wie das aller andern Mädchen, durch den Willen der Eltern, durch ihr Ja. Wie bereute sie schon, es ihm halb und halb gegeben zu haben! Denn von all' ihren Hoffnungen — welche war in Erfüllung gegangen? Liebesklagen, Liebes-Lust und Leid schmückten sie allein die poetische Welt und waren längst aus der dürftigen Wirklichkeit verbannt? Ihre Liebesgeschichte, die so golden anfing, verlief ohne große tragische Ereignisse, ohne stürmische Entzückungen, sie wollte Thäler und Höhen darin haben und es blieb alles so eben und glatt, ein weicher Rasenteppich, drüber die Sonne ruht. Wenn sie zurückdachte, konnte sie die Maschen in dem Gewebe zählen, das sie jetzt umschloß, wie eine allmählig sich an die andere gefügt und ach! erkennen, daß ihr Wille so wenige und Zeit und Gewohnheit die meisten verknüpft und verschlungen. Was ihr Eigenstes und Kostbares war, die Freiheit ihres Herzens, damit spielten lächelnd und spöttisch ihre Verhältnisse.

Vielleicht liebst Du ihn gar nicht, sprach es einmal in ihr, leise wie eine Jugenderinnerung, und sie hob die Hand, um die Thränen an den Wimpern zu trocknen. Sind Herzensirrungen so selten und nicht eben so häufig wie Augentäuschungen? Noch bist Du ungezwungen, wag' es seine Werbung auszuschlagen! — Sie sah durch die großen

schweren Tropfen wie durch einen Schleier im Zimmer umher, durch die Vorhänge gedämpft glitten die Strahlen der Nachmittagssonne matt golden über die Wand, ihren reich geschmückten Blumentisch, so viele Liebespfänder, die er ihr gegeben. Jedes rief eine andere Erinnerung wach, Worte, die er gesprochen, und die damals Rosen auf ihre Wangen gezaubert, Gefühle, deren Schwingungen noch in ihr forttönten. Sie mußte ihn also doch wohl lieben und es war nur die Unbill des Geschickes, welches ihr die Leidenschaft und ihre Trunkenheit versagte. Und als nun an der Thür geklopft ward, sie mechanisch öffnete, er hereintrat und sie mit tausend guten und zärtlichen Worten bestürmte, sein Auge ihr noch mehr Glück versprach, als seine Zunge — legte sie ihre Hand in die seinige, duldete seine Küsse darauf, ganz bleich und verstummt und doch lieblich, wie ein Bild vom feinsten Marmor.

Sie war namenlos elend und glaubte sich verstoßen von allem Glück und dem Glanz des Daseins, aber es mußte ertragen werden. Anfangs wollte sie über Kopfschmerz und Herzweh klagend, oben einsam in ihrem Gemache bleiben und mit sich allein ihren Kampf ausmachen, aber die dringende Bitte Arnheims, nun auch einmal in sein Asyl hinüber zu kommen und die Neugierde, es zu sehen, besiegte endlich in so weit ihre melancholische Stimmung, daß sie in den Besuch einwilligte.

Es wollte Abend werden, vor ihnen leuchtete weithin die Oberfläche des See's und spiegelte die rosigen, silberumrandeten Wolken, die sich an den bläulich aufragenden

Kegeln und Kuppen der Bergkette in tiefere Farbenschattirungen wandelten, Bäume und Höhen, durchsichtig wieder. Auch Emma's Gesicht verklärte ein rosiger Schimmer und unwillkürlich erwiderte sie den Druck seiner Hand.

„Diese Stätte ist so lieblich, daß man sie nie verlassen möchte," meinte sie.

„Und sobald wollen wir es auch nicht. Im nächsten Frühjahr muß hier eine Villa aufgebaut werden, nicht groß, aber zierlich, Spielwerk und Kraft zusammen, für Sie, Emma. Ich habe schon Egbert Waldau, dem das Thal gehört, um diesen Erdenfleck gebeten, und ich denke, er läßt ihn mir."

Sie sind zu fürsorgend, Franz!"

„O warten Sie doch, bis das Geschenk fertig aufgebaut ist und nicht mehr ein Schloß auf Wolken; dann mögen Sie mir mit Ihrem Blicke danken und ich werde nicht so uneigennützig sein, ihn zu verschmähen."

Indeß hatte der Diener ihnen entgegenkommend die Thüre des Hauses geöffnet.

„Nicht ohne Bangen lasse ich Sie ein," sagte Arnheim auf der Schwelle zu ihr. „Etwas von unserm eigensten Wesen und Charakter drückt sich auch unsrer Umgebung auf, sie verwächst mit uns, wir mit ihr. Wie wird meine Einsiedelei sich in Ihren Augen abspiegeln? Ich kann jetzt keinen Schleier über alles Störende und Unharmonische mehr werfen, nur Sie noch, den Mantel der Liebe."

Zum ersten mal war sie in der Wohnung des Freundes.

Die rohen Holzwände wurden von buntfarbigen, lang hinabwallenden Vorhängen fast ganz bedeckt, zuweilen waren

sie aufgebauscht und von beiden Seiten zurückgeschlagen, daß zwischen ihnen ein alter, kunstreich geschnitzter Schrank sichtbar wurde oder Glasspinden, in denen Steine und Muscheln zu Klippen und Gebirgsformen im kleinsten Maaße aufgethürmt und zusammengelegt waren. Um die innere Seite der Thür, über die Balkendecke schlangen und wanden sich breitblättrige Rankengewächse mit blauen Glockenblumen, hier bildeten sie einen Arabeskenkranz, dort hingen sie wie umgestülpte Becher hinab. Ein einziges hohes Fenster gewährte die Aussicht auf den See, hinüber nach dem Lindenhofe. Jetzt, im Abendroth, nahmen alle Gegenstände eine wunderbare, rasch wechselnde Beleuchtung an, in der sie noch mehr einem Spiele der Phantasie glichen. Ein freudiges Erstaunen ergriff Emma, einen Augenblick vergaß sie ihre Schmerzen und Klagen und bewunderte nur die sinnige Einrichtung, den feinen Geschmack des Freundes.

„Getrennt, vereinzelt," sagte sie, „sieht man das Alles in jedem Hause, aber so zusammen, so umrahmt in diesem Schimmer hab' ich es nirgend gefunden, als bei Ihnen. Und ich sollte böse sein, daß Sie damit so lange zurückgehalten haben."

„Nein," erwiederte er, „so war's das Beste, Emma. Ihre Freundschaft für mich gibt diesen Dingen Werth und Bedeutung, wenn die nicht wäre, wie armselig lägen sie da! Dafür danke ich Ihnen, denn Sie begreifen wohl, welch' eine Lebensfrage es für mich ist, wie sie meine Welt betrachten. Wie wir ein Ding ansehen, das ist am Ende für uns und Andere wichtiger, als sein Inhalt und Begriff."

Um ihren Mund flog ihr schönstes Lächeln. „Muß ich Ihnen noch sagen, daß ich das versprochene Luftschloß nur annehme, wenn dies Gemach darin ist?"

„Das soll es sein, zum Andenken an diese Stunde."

Sie seufzte, beinahe wider ihren Willen: „Wie sie so rasch verfliegt!"

„Um so schöner wird sie darum in unserer Erinnerung bleiben. Denn hoffentlich geht es ihr besser, als den armen Blumen dort, die Sie gar nicht wieder zu erkennen scheinen! Freilich, wie welk sind sie geworden und staubig!" Dabei zeigte er ihr einen Strauß verblühter Maiglöckchen und Rosen, von einer blauseidenen Schnur umwunden.

„Diese Blumen?" fragte sie erstaunt.

Ein herzliches Lachen Arnheims antwortete ihr, so gab er ihr die Hand. „Ueber unsere Eitelkeit und unsere Träume! Sie waren zu Pfingsten, im vergangenen Jahre, in der Gemäldegalerie zu Dresden — nicht wahr?"

„Ich hab' es Ihnen oft gesagt und auch gesucht, Sie in den Erinnerungen von damals zu finden —"

„Ich merk' es schon, vergebliche Mühe! Sie standen auch vor dem Liebesgarten von Rubens?"

„Ich zeichnete ihn sogar."

„Oh!" Und er fuhr über die Stirn. „Sehen Sie, das hab' ich wieder vergessen. Aber genug; ich war in demselben Zimmer, zwei, drei Minuten allein mit Ihnen; Sie schauten sich nach mir um, so dachte ich, vermuthlich suchten Sie nur Ihre Begleiter. Dann verlor ich Sie, dann fand ich Sie wieder, Ihr blaues Seidenkleid, Ihren Strohhut mit

Veilchen. Endlich am Portal war ich dicht neben Ihnen — ach, Sie hatten in böser Laune den Schleier über Ihr Gesicht gelassen, da verloren Sie diesen Strauß."

„Ich, mein Freund?"

„Sie haben es ganz vergessen, als ein Nichts. Ich aber wähnte selbstgefällig, Sie hätten mir mit diesen Blumen eine Erinnerung zurücklassen wollen. Gottlob, wie süß enttäuschen Sie mich! Für diese welken Rosen geben Sie mir Ihre Liebe, Ihr Herz, sich selbst! Welch' reiche Gabe für mein geringes Verdienst, denn ganz verdienstlos bin ich nicht, meine Freundin, ein wenig müssen Sie es schätzen, daß ich in unseren wetterwendischen Tagen selbst Ihrem Schatten unverbrüchlich treu geblieben bin."

Während er so scherzte, lag sie mit halbgeschlossenen Augen im Lehnstuhl und durchforschte und quälte ihr Gedächtniß nach jenem Strauß. Aber für sie war er verschollen, wie nie dagewesen. Freilich trug sie gern frische Blumen, so mochte es auch an jenem Tage geschehen sein. Damit beschwichtigte sie gewaltsam ihr lautschlagendes Herz, die wilden auf sie einstürmenden Gedanken, nur einer wollte nicht weichen, wie eine Schlange bäumte er sich im Grund ihres Innern auf. Wenn nicht Du, wenn eine andere seine Blicke gefesselt hätte, wenn er nicht Dich, sondern sie in Dir liebte. Eine Angst ergriff sie.

„Was ist Ihnen, Emma?" fragte Arnheim einmal über das andere. Sie schützte das Kopfweh vor, das sie wieder mit erneuter Heftigkeit quäle; wenn sie in der Kühle am See entlang gingen, würde ihr leichter werden. Damit nahm sie seinen Arm.

Draußen rauschte das Schilfrohr, nachtmüde, schlaftrunken; ein einsamer Wasservogel flog dicht über den Wellen seinem Neste zu. Aus dem Walde klang noch ein Axtschlag der Holzfäller — noch einer, dann ward es drüben still. Und auch sie wurde ruhiger und schmiegte sich an ihn. Warum hatte sie aber auch so viel Argwohn und Gespensterfurcht, sie hielt ihn ja in den Armen, keine Andere. Thörichtes Kind! schalt sie sich selbst. Den See entlang, unter den Weiden gingen sie, die Landzunge hinauf, über die duftende Waldwiese dem Hügel zu, der auf seinem Gipfel das Kirchlein des Dorfes trug. Emma's Stirn und Herz waren freier geworden, sie sprach davon, welch' eine tiefere Andacht und Weihe um solch einsam gelegenes Gotteshaus schwebe, als um die Tempel auf den belebten Märkten der Städte, wie hier in den Gottesdienst sich auch zugleich ein Dienst der Natur mische und Franz fragte lächelnd, ob sie in dieser Kirche ihre Trauung feiern sollten — da begegnete ihnen von oben herabkommend Egbert Waldau, der Gutsherr, mit einer Dame im schwarzen Seidenkleid und schwarzem Schleier. Man begrüßte sich gegenseitig, doch schien Egbert über dies Zusammentreffen nicht wenig verlegen und bestürzt, und Emma, die es mit dem feinen Sinne der Frauen sogleich von seinem Gesichte las; sagte, um ihn von dem Gespräch mit Franz loszumachen: „Wir wollten von der Höhe das Abendglühen drüben auf den Bergen sehen und ich denke, wir müssen eilen, um den Anblick noch zu genießen."

Egbert verstand sie und dankte mit den Augen. „Gewiß, das müssen Sie, und es ist unverzeihlich, daß wir Sie so lange aufhalten."

„Gute Nacht denn, Egbert, auf Wiedersehen!“ sprach Franz mit innerlichem Widerstreben.

„Gute Nacht, mein Freund! Ich komme morgen nach Ihrer Einsiedlerhütte, ich bin begierig auf Ihr neues Bild.“

So schieden sie; mit leichtem Fuße war Emma schon einige Schritte voran den Hügel hinaufgegangen, Franz stand noch auf der alten Stelle und die Dame an Egbert's Arm wandte sich um. Dabei riß das Band ihres Schleiers, er fiel herab und Franz sah ihr Antlitz, ganz frei, ganz nahe. Die Dame ward glühroth, er senkte den Kopf, als hätte ihn ein Schwerthieb getroffen. Wie eine Offenbarung wurde es laut in ihm: nicht Emma, jene Dame hatte er in Dresden erblickt und Monate lang geliebt.

„Franz, wo bleiben Sie nur?“ fragte Emma zurück.

„Da bin ich, meine Freundin, immer bei Ihnen,“ erwiederte er. Wie ein Verzauberter kam er sich vor.

„Warum drängten Sie sich so an Waldau?“ sprach sie fort, beinahe wie mit leisem Vorwurf. „Und ein Gemälde haben Sie vollendet? Ihre Freunde sprechen darüber, freuen sich darauf — und ich! Nicht eine arme Sylbe haben Sie mir von Ihrer Arbeit gesagt, nicht einen Schattenriß gezeigt! Darf ich so wenig an ihren Sorgen und Plänen theilnehmen, wie werthlos müssen Sie mich und meine Freundschaft da achten!“

„Sie thun mir Unrecht, Emma! Wer spricht gern von Dingen, die er noch nicht vollendet, vor Allem, wenn er damit zu überraschen hofft! Ich male ein Portrait, das erste und letzte, fürchte ich, das ich malen werde, davon redete Egbert.“

„Ein Portrait — vom wem?“ forschte sie erröthend, denn sie ahnte es.

„Von wem?“ Wenn er es nur selbst gewußt hätte!

Da war er nun, vielleicht weniger durch eine täuschemde Aehnlichkeit, als von einem geheimen Zuge der Seele fortgerissen, in eine Irrung hineingerathen, die schwerlich zum guten Ausgang führte. Ein Zusammentreffen Emma's mit der Fremden, sollte sie noch länger im Thal verweilen, war unvermeidlich — und dann? Ein einziger Blick würde dem reizbaren Mädchen Alles aufklären und sie noch viel Schlimmeres argwöhnen lassen. Und durfte er selbst seinem Herzen so sicher vertrauen? Hatte es ihn nicht schon einmal getäuscht, war jene nicht seine Jugendliebe, eine stumme, langgenährte?

Ja, dies Portrait! Wessen Bild war es denn nun?

Er hatte nur ein Schweigen als Antwort auf die Frage seiner Verlobten. Ein beredtes Schweigen für Beide, Jedem im andern Sinne. Inzwischen hatten sie die Spitze des Hügels erreicht, die Sonne war hinabgegangen, ein einziger schmaler purpurner Wolkenstreifen umschloß noch im Westen den blaugrauen Himmel.

Es traf ein, was Franz vorahnend gefürchtet.

Heimgekehrt in den Lindenhof fand Emma Herrn Egbert Waldau und seine Begleiterin bei ihren Eltern im vertraulichem Gespräch. Diesmal sahen sich die beiden jungen Mädchen, denn Fräulein Mathilde Greifen, so wurde ihr die Fremde vorgestellt, mochte nur drei Jahre älter sein als Emma, ohne Schleier, im vollen Glanz des Lichts, nicht ohne einige Be-

fangenheit, die zwar allmälig schwand, aber sich nur in eine kalte Höflichkeit verwandelte. Sie glichen einander wohl in dem äußern Schnitt ihres Gesichtes, der Pracht ihres Haares, aber Mathilde hatte einen leuchtenderen Blick, einen Ausdruck von Leidenschaft und Erregung, der nicht von ihr wich. Sie sprach laut und bestimmt, wenig um die Meinung der Andern bekümmert und immer siegesgewiß. Dies muthigere Auftreten verletzte die feine Sinnigkeit Emma's auch darum, weil es sie in Schatten zu stellen drohte, und einmal in diesem Gefühl der Kränkung vermochte auch Mathildens Freundlichkeit ihr kein gutes Wort abzugewinnen. Sie hörte kaum hin, als die Mutter ihr sagte, daß Fräulein Mathilde Greifen einige Tage bei ihnen im Lindenhofe verweilen würde, da sie unten im Dorfe keine Wohnung mehr gefunden, die ihr zugesagt; ihre Verstimmung durch Alles, was ihr an diesem Tage begegnet, war so groß, daß sie mitten im Gespräch der Andern, über Ermüdung klagend, aufstand und das Gemach verließ. Draußen schalt die Mutter, die sie begleitete, über ihre wunderliche Laune und wie kühl und hart sie ihre neue Hausgenossin behandelt hätte, Emma entgegnete kein Wort zu ihrer Vertheidigung, was sie quälte, ihr wie eine Schlinge den Hals zuschnürte, konnte die Mutter weder verstehen noch ändern. Lautlos kam sie in ihre Kammer, nun war sie frei, mit sich allein, in ihrer Welt.

Welch' ein Anfang ihres Brautstandes!

Nun fuhr sie im Zimmer heftig auf und ab, von ihren Blumen riß sie die Blüthen und zerpflückte sie wie im wachen Traume. Zwecklos, unruhig blätterte ihre Hand in den

Büchern, in ihren Musikalien, einmal streifte sie mit dem langen, faltigen Aermel ihres Kleides über die Tasten des Claviers, daß sie leise klangen: so wäre ihre Seele zerbrochen, dachte sie bei sich, und wandte sich schauernd ab. Aus dem Schatten tauchte eine längst vergessene Gestalt vor ihr auf und verfolgte sie mit sanft mahnendem unbeschreiblichen Blick, daß sie furchtsam die Finger auf ihre Augen drückte, um ihn nicht zu sehen. Um ihre Angst los zu werden, trat sie an das Fenster und öffnete es. Aber die Gestalt verließ sie nicht, immer war sie in ihrer Nähe. Warum schlug ihr Herz so laut, liebte sie Franz nicht mehr? Allein, was sollen diese Fragen ihr noch helfen? Sie hatte ihr Loos selbst entschieden. Wie der Kaufmann seine Schiffe über's Meer sendet, Gold und Perlen zu holen, so vertrauen wir unsere Hoffnungen, unser Glück und unsere Liebe dem Strom des Lebens an und klagen, wenn er sie leicht wie Strohhalme davon spült, statt sie reich beladen uns zurückzuführen.

Gewaltsam verdrängte sie die Erscheinung aus ihren Gedanken und am Morgen triumphirte sie mit dem Siege, den sie über sich selbst errungen zu haben glaubte, es schmeichelte ihrer Eitelkeit, eine Märtyrerin der Pflicht zu sein. In diesem Stolz schien sie größer und schöner zu werden, so sollte sie der Freund sehen, heimlich gedachte sie ihn zu überraschen. Die Pforte des Blockhauses war offen, er mußte eben hinausgegangen sein, da lagen noch Pinsel und Palette; die Staffelei war an das Fenster gerückt, der Eintretenden abgewendet. Ein Bild stand darauf, ihr eigenes, sagte sie sich heimlich, und eilte rasch vor. Das Gemälde war vollendet, zart und fein,

wie in einem silbergrauen Duft getaucht: das Brustbild einer Dame im weißen Kleide, Rosen am Busen, braungelocktes Haar um Schläfe und Wangen, eine und die andere Locke voreiliger und kecker mit ihren Spitzen die weiße Schulter berührend.

Von fern lächelte es Emma wie ihr eigen Bild im Spiegel an, in der Nähe war sie es nicht, da glich jeder Zug — Mathilden. Anfangs glaubte sie, der Sonnenschein gäbe dem Gesicht eine höhere Färbung, den Augen diesen strahlenden Glanz — sie trat beiseite, umsonst, es blieb Mathildens Bild, von welcher Seite sie es betrachtete. Und nun kam es wie eine schmerzliche, unabänderliche Gewißheit über sie: Franz hatte Mathilde gesehen und geliebt und sie selbst ihm nur dazu gedient, diese Erinnerung wieder frischer und lebendiger zu gestalten, und mit neuer Glut zu beseelen. Wer Mathilde nie gesehen, konnte in jenem Brustbild freilich nur sie erkennen und höchstens bemerken, daß der Maler ihrem Gesicht mehr Ausdruck und Wärme gegeben, und was es dadurch an Treue und Aehnlichkeit verloren, durch einen schärferen, interessanteren Zug ersetzt habe. Andere Mädchen würden ihm heimlich dafür gedankt haben, sie wußte jetzt besser, was es bedeutete, sein Herz war treuer als seine Hand gewesen und hatte die ungetreue gezwungen, in der Huldigung der neuen nur die alte Liebe zu malen. Ein Mißverständniß hatte sie und Franz zusammengeführt, er hatte sich in ihr so gränzenlos — und sie in ihm vielleicht nicht minder getäuscht. Wie sanken da alle Blüthen ihrer Hoffnung schon als Knospen abgedorrt nieder! Und in dem Schmerz, der ihre Brust zerschnitt, fühlte sie erst,

wie innig und zärtlich sie ihn liebte, da erst wurde diese Neigung, die so lange in ihr geschlummert, ihr selber bewußt und zu einer mächtigen Flamme. Ihr Wiederschein glühte ihr über das Gesicht, ihre Gedanken verwirrten sich und in der unwillkürlichen Regung ihrer Eifersucht, die zugleich mit ihrer Liebe erwachte, griff sie nach dem Bilde, verbarg es unter ihrem Flortuch und eilte dann, als züngelte eine Natter unter ihrem Fuß, hinaus in's Freie.

Noch war sie nicht weit gegangen, da klang aus den Ruinen der Ton seiner Stimme an ihr Ohr, hastige Worte, auf denen eine weichere, eine Frauenstimme, antwortete. Es mußte Mathilde sein — und schon wollte Emma, zu Allem entschlossen, durch den Thorbogen der Kapelle treten, als ihr Franz entgegenkam.

Er war allein, erregt — und die Ueberraschung, sie hier zu finden, vermehrte noch die Unruhe seines Wesens, seine unbehagliche Stimmung. Alles bestätigte Emma's Argwohn. Sie zog ihren Shawl fest um ihre Beute zusammen, das Bild, an dem die wilden Schläge ihres Herzens pochten, von der Hast und dem Drang ihrer Seele zitterte und wogte Alles an ihr, die Volants ihres Kleides, die Veilchen auf ihrem Strohhut. So war sie ihm noch nie erschienen, als wäre sie über Nacht verwandelt worden; doch faßte er sich zuerst und gab ihr die Hand.

„Guten Morgen, Emma! Wie schön, daß Sie zu mir an den See herabgekommen sind. So friedlich und still, sonnenbeschienen war er lange nicht. Sein Spiegel ist heut wie das Auge

eines Glücklichen, noch einmal so duftig spiegelt sich die Landschaft in ihm."

„Sind Sie so glücklich?" fragte sie gereizt.

Der Klang ihrer Stimme erschreckte ihn noch mehr als ihre Worte. „Ist Ihnen etwas geschehen?" entgegnete er darum und beugte sich vor, ihr Gesicht zu sehen. „Ja, ja — Sie haben einen Schatten im Gesicht."

„Lassen Sie," unterbrach sie ihn heftig und drängte ihn mit der Hand zurück.

Nun gingen sie eine Weile schweigend neben einander von den Ruinen zum Ufer. Die Morgennebel waren alle aufgestiegen und zerflatterten wie zerrissene Gespinnste an den Wipfeln der Bäume und den Zacken der Felsen. Wie ein leiser warmer Athemzug hauchte der Sonnenschein über das Wasser und auf seine ebene, glatte Fläche streute das Schilfrohr, wenn es sich wiegte, die blitzenden Thautropfen von seinen Spitzen, daß sie einen Augenblick darüberhin zu tanzen schienen. Dicht am Ufer, im niedrigen Gebüsch, lag der leichte Kahn, in dem Franz zuweilen auf dem See zu fahren pflegte. Jetzt kam er ihr wie ein Mittel vor, sie von ihrer gegenseitigen Verstimmung und Befangenheit zu befreien.

„Darf ich Sie ein wenig auf dem Wasser umherrudern?" fragte er. „Vielleicht weht da der Wind die Schatten und die bösen Träume fort."

Sie glaubte, er wolle sie so nur von seinem Hause fern halten, damit sie das Bild nicht sähe, doch erwiederte sie nichts und stieg in den Kahn. Mit wenigen Ruderschlägen waren sie in der Mitte des See's. Schimmernd stieg auf der bewal-

deten Anhöhe der Lindenhof vor ihnen auf, die Fenster waren geöffnet, die Vorhänge flatterten lustig halb hinaus, und von den Scheiben und den Schiefern des Daches prallten die Strahlen der Morgensonne wie glühende Pfeile von stählernen Schilden zurück, während sie die Wände des Hauses, Söller und Gesimse in durchsichtigen Golddust kleideten.

Das ängstliche Schweigen zwischen den Verlobten dauerte noch und auch um sie war es still, als athme die Natur nach erstem Erwachen in der Frühe Kühle und Frische ein. Halb von Franz abgewendet schaute Emma rückwärts nach der breiten silbernen Furche, die der Kahn durch die Wasserfläche schnitt, sie achtete nicht darauf, daß die Zipfel ihres langen Tuches über den Rand in die Fluth hingen, die mit den seidenen Franzen spielten, als jetzt ihr Verlobter sagte: „Sie haben gestern lange gewacht, Emma, ich sah das Licht in Ihrem Fenster.“ Er zog das Ruder ein wenig aus dem Wasser und die Tropfen fielen von ihm langsam plätschernd in den See zurück.

„Wir haben Besuch im Lindenhofe,“ gab sie zur Antwort und kehrte sich so rasch und gewaltsam zu ihm hin, daß der Kahn schwankte. „Fräulein Mathilde Greifen — der wir gestern Abend mit Herrn Egbert begegneten und die Sie“ — er erblaßte und sie im Aerger über sich selbst, daß ihr Herz ihre Zunge so vorlaut gemacht, preßte die Lippen zornig zusammen und folgte wieder mit dem Auge den Wogen des Wassers.

„Ich?“ fragte endlich Franz. „Was meinen Sie, Emma?“

„Nichts.“

Nun schwiegen sie wieder und in eiligen Schlägen, als wäre das Ruder zur Geißel geworden, peitschte Franz das Wasser, daß ihr Fahrzeug pfeilschnell über die aufschäumenden Wellen und durch den Sonnenschein flog. Die Verschlossenheit und der Trotz des jungen Mädchens erzürnte ihn um so heftiger, je seltsamer und auffälliger sie ihrer früheren Sanftmuth und Zärtlichkeit widersprachen. Ein Dämon schien über sie Macht gewonnen zu haben und sie mit jedem Augenblick mehr in eine Furie zu verwandeln. Daß die Schuld im eigenen Herzen auch ihn beunruhigte und verstimmte und so im wechselseitigen Abstoßen die Kluft zwischen ihnen sich nothwendig, gleichsam von selbst, erweitern mußte, mochte er sich nicht gestehen. Sie waren indeß aus dem Glanz des Lichtes einer schattigeren Stelle zugefahren, wo ein vom Ufer weit herüberragender Fels seinen breiten, dunklen Schatten über den See warf. Langsam glitt der Kahn längs des grauen Gesteins auf dem grünlichen stillen Wasser hin. Erschreckt fuhr Emma unter der Felswölbung in die Höhe und sagte, wie im Verfolgen ihrer geheimsten Gedanken, die Gegenwart ihres Verlobten vergessend: „Ich glaube, sie ist eine Künstlerin, sie hat solch' keckes, selbstbewußtes Wesen."

„Wer denn?" fragte Franz zurück. Aber endlich schämte er sich seines furchtsamen Schweigens und einer so langen Verheimlichung der Wahrheit, sah sie noch einmal an und sagte: „Sie haben recht, Emma, Fräulein Mathilde Greifen ist eine Sängerin."

„O!" athmete sie hoch auf und zitterte in ihrem Schmerz doch freudig zusammen, daß sein Wort jetzt den Stein von

ihrer Brust wälze und dem Strom ihres Zornes, ihrer Liebe und Eifersucht freien Lauf ließe. „Sie kennen also die Dame?“ entgegnete sie und zum erstenmale blitzte ihn ihr Auge durchbohrend an.

„Ich sprach sie sogar in dieser Frühe, zufällig, ehe wir uns trafen, in den Ruinen.“

„Und ich störte Sie wohl?“

„Emma, welch' ein Wort!“ Und er wollte sie wie sonst mit einem ernsten, strafenden Blick besänftigen und beherrschen. Sie aber ertrug ihn und nur um ihren Mund zuckte es zornig und heiß; und als er fortfuhr: „Ich sah das Fräulein heute —“, brach sie leidenschaftlich aus: „Nicht zum erstenmal, Franz, nicht zum erstenmal!“ Sie war von ihrem Sitz aufgesprungen und wehrte mit der rechten Hand gleichsam die Lüge von sich ab, die auf seiner Lippe saß, während ihre Linke krampfhaft das Bild an die Brust drückte, diesen sichersten Zeugen seiner Treulosigkeit. Ihre Augen, ihr Gesicht hatten einen strahlenden, feurigen Glanz, wie getaucht in die Flammen beleidigter Schönheit, verrathener Liebe; mit einem Schlage hatte sich das stille, in sich geschlossene Mädchen zur Jungfrau entfaltet — Psyche, die den Amor sieht. Und wie geblendet schlug Franz die Augen vor ihr nieder, hob sie dann, starrte sie trunken an und rief: „Was sind Sie schön, Emma!“ Er hatte das Ruder eingezogen, er wollte ihren Arm fassen: „ich liebe Dich, liebe Dich unaussprechlich!“ sagte er noch, da stieß sie ihn heftig zurück, sich selbst vergessend, mit beiden Händen, daß ihr Shawl von ihren Schultern glitt und das Bild aus seinen Falten schallend in den See fiel.

Sie schrie erschrocken auf und beugte sich über den Kahn, um es wieder zu haschen, so weit, daß Franz für sie fürchtete und sie hastig am nackten Arm ergriff, von dem sich der weiße Aermel verschoben. „Lassen Sie doch, Emma, lassen Sie doch!“ rief er wiederholt, ohne recht zu wissen, was sie verloren. Und erst als er sie aus der gefährlichen Stellung gerissen, sah er über ihre Schulter, daß sein Gemälde — Mathildens Portrait — ein Raub der Wellen geworden sei, sie trugen es schon hinaus in die Mitte des See's.

„Mein Bild!“ murmelte er und seine Blicke hingen fragend und unwillig an ihrem glühenden Gesicht, das sie wider ihren Willen ihm jetzt zuwenden mußte. So hatte er sie gemalt, in diesem Glanz, mit diesen leise zuckenden Lippen, so hatte er sie in der Galerie gesehen, so zuerst geliebt.

„Ihr Bild, ja — und das Luftschloß meiner Liebe; nun sind beide dahin,“ sagte sie noch immer in Schmerz und Empörung, „wir haben keine Schuld mehr aneinander.“

Nur lieblicher und begehrenswerther machte ihr zorniger Ausruf ihren Mund und Franz neigte sich, um ihn ihr mit einem Kusse zu schließen und allen Streit zu beendigen.

Sie aber blieb unversöhnlich, sie versuchte ihren Arm aus seiner Hand zu befreien, sie bog sich ringend von ihm zurück. „Gehen Sie von mir,“ rief sie schluchzend, „oder ich lasse den Kahn umschlagen!“

Ihren Arm, den er bisher noch umfaßt gehalten, hob sie rasch empor, daß die goldene Armspange daran klang und beide auf sie sehend das kleine Medaillonbild gewahrten, das wie ein Schild das Schloß bedeckte. Franz sah sie erstaunt

an, denn sie erbleichte im Augenblick, als wäre ihr ein Gespenst erschienen. Das Bild — es war das Antlitz, das sie diese Nacht geängstigt.

„Sie lieben mich nicht mehr," sagte Franz still und setzte sich ihr gegenüber auf seinen früheren Platz. Er nahm das Ruder — noch ein, zwei heftige Schläge und sein Wesen gewann den Gleichmuth, den milden, in sich gefesteten Ernst wieder, der ihn auszeichnete. Diese Ruhe demüthigte das junge Mädchen, es war ihr, als betrachte er ihre Erregung wie eine Jugendthorheit, die man vorübergehen, eine wilde Laune, die man austoben lassen müsse. Unzufrieden mit sich selbst, wollte sie sich vor dem eigenen Herzen entschuldigen, aber all' ihre Gedanken wurden zur Anklage wider sie. Verstohlen blickte sie zuweilen zu ihm hinüber, er schien ganz in seiner Arbeit, dem Spiel der Wellen verloren. Sie band ihren Strohhut los, sie zog ihr flatterndes Kleid näher an sich, er merkte nichts. Dann verbarg sie das Gesicht mit den Händen, wie vor den grellen Sonnenstrahlen, aber die Thränen hingen an ihren Wimpern. Darüber kamen sie dem Lindenhofe wieder nahe und als sie die Hand von den Augen nahm, lenkte Franz das Fahrzeug eben, um in die kleine Bucht am Fuß des Hügels einzulaufen. Schneller, wie sie selbst gehofft, reiften der Anblick ihres Hauses, die Furcht, so vor Mathilden zu erscheinen, Liebe und Zärtlichkeit ihren Entschluß, alle Empfindungen wallten in ihr über. Die Spange am Arm drückte, unwillig faßte sie danach, so — jetzt hatte sie das Schloß geöffnet, eine Thräne fiel schwer und langsam auf das Bild und verbarg es wie mit einem Schleier.

„Franz," begann sie schüchtern, mit bebender Stimme, „zürnen Sie mir?"

„Nein, Emma."

„Sehen Sie, Franz" — und sie beugte sich zu ihm hinüber — „dies Medaillon, ein Jugendfreund hat es mir gegeben, es ist sein Bild, mein erster, und wenn Sie mich nicht mehr lieben, mein einziger Freund. Wir waren Nachbarskinder, wir spielten zusammen, Sommer und Winter, unzertrennlich. Er war zwei Jahre älter als ich, er brach mir Blumen, er schützte mich, wir lernten zusammen tanzen. Denken Sie nur, Franz, ich habe den ersten Walzer mit ihm getanzt. O, er war mir lieb, so werth und lieb, als Ihnen nur je die Dame in der Galerie gewesen sein kann."

Er lachte ein wenig und zog sie zu sich. „Und dann gingen Sie beide auseinander, wie ich und mein Ideal, wie es so das Geschick im Leben ist?"

„O nein! Es ist nun zwei, drei Jahre her, an meinem Geburtstage, da schenkte er mir dies Armband und sagte: ich möchte ihn nicht so bald vergessen. Und dann schickte ihn sein Vater nach einer fernen Universität, ach, Franz! ich war damals sehr unglücklich, es war mein erster, großer Schmerz."

„Aber Sie überwanden ihn, mein Kind?"

Sie senkte den Kopf: „Seit Jahren habe ich nicht mehr seiner gedacht, noch er meiner. Es vergißt sich so leicht, ein Jugendtraum! Die Spange, die mir erst ein Heiligthum gewesen, ward mir werthlos, wie ein anderer Schmuck. Aber bis heute nur! Diese Nacht war ich treulos gegen Sie, Franz, da hab' ich ihn herbeigesehnt!"

„Wie ich mein Ideal! Wir sind in gleicher Schuld, wie Sie selbst vorhin gesagt, Emma," scherzte er und legte seinen Arm leise um ihren Nacken.

„Du liebst mich?"

„Nur Dich, Emma, Dich allein!" Sie blickte scheu auf „und ich habe mich auch nicht getäuscht," sprach er weiter, „Du bist, wie sie war. Und ich liebe Dich doppelt, seit Du das Phantom zerstört."

„Das Bild, das Ideal!" rief sie. „Ich habe es Dir geraubt — da," und sie gab ihm das Armband — „es ist das Theuerste, was ich nach meinem Herzen habe, wirf's Deinem Bilde nach!"

Schluchzend lag sie an seinem Halse, diese Rührung und Hingebung des eben noch so stolzen Mädchens bewegte auch ihn; lange hielt er sie so schweigend in seinem Arm. — „Laß nur," sagte er dann sanft und legte ihr die Spange wieder um das Handgelenk, „ich habe ja Dich! Und nun lieben wir uns erst, da wir unsere Herzen ganz erkannt."

Und wie noch unter Thränen auf Emma's rosigen Lippen das Lächeln wieder aufblühte, stieß der Kahn schaukelnd an die Weidengebüsche des Ufers.

Gläubig.

Das war der unruhigste Abend, dieser zweite Januar 1677, den Jean Racine, der berühmte Poet, das Orakel des Hofes und der Liebling der Damen, noch einsam in seinem halbdunkeln Zimmer zugebracht. Der Sturm, der gegenüber die Jalousieen des Hotel des Ursins aneinander schlagen ließ, die Unruhe und Ungeduld seines eigenen Herzens, alles das trieb ihn an das Fenster, das er trotz der Januarkälte heftig aufriß. Er starrte in die finstere Straße hinaus, bald ging er zurück an den Tisch, zu dem aufgeschlagenen Folianten des Sophokles, worin er umsonst zu lesen versuchte. Geheimnißvoll war es um ihn her, gespenstisch, als wenn Geister wandelten und rauschten, die Gestalten seiner Tragödien: Junia, Berenice, Atalide. Aber heute winken und necken sie umsonst, sie erfreuen ihn nicht, denn auf dem zweiten Theater von Paris, auf der Bühne Guénégaud spielen sie, zwei Tage nach der ersten Aufführung seiner Phädra —

Doch acht Schläge, dumpf, eintönig vom Thurme Notre=

Dame — hastige Schritte auf den Stufen — die Thür wird aufgerissen — hoch auf vom Windzuge flackert das niedergebrannte Licht.

„Da bin ich," ruft ein Eintretender und wirft den schwarzen Mantel beiseite, den Federhut. In prächtiger, silbergestickter Kleidung ist es Henri, Graf von Clermont-Tonnerre. Und ohne den Dichter zu schonen, begann er: „Sie hat gefallen, die Versammlung entzückt, hingerissen — die Phädra des Pradon! Aber trösten Sie sich, Freund, Sie bleiben doch die Ehre des französischen Parnaß!"

O ihr großen, vornehmen Seigneurs, was empfindet ihr von dem Schmerze eines Dichters, der sich, den Lorber, um den er in Müh und Drang mit dem Blute seines Herzens warb, schmählich und hinterrücks geraubt, entrissen sieht! Diese Phädra! Es war Racine's Lieblingstochter, reicher hatte er nie eine Gestalt mit Versen von Gold und Purpur ausgestattet; was er Großes gedacht, Tiefes gefühlt, hier legte er es nieder. Niemals, sagten ihm die Freunde, der strenge Boileau sogar, ist die Liebe leuchtender, leidenschaftlicher, wahrer und ergreifender gemalt worden, niemals werden um eine schuldlos vom Geschick Getroffene soviel Thränen fließen, als um die schuldige Phädra. Und nun — gestern, vorgestern ist das Theater im Hotel Bourgogne bei diesem Stück fast leer, lautlose Stille beim Aufgehen, beim Sinken des Vorhangs! Der Herzog von Nevers, ein Feind Racine's, hat die Plätze im Voraus gekauft, für die ersten sieben Vorstellungen! Pradon hatte denselben Stoff gewählt, läßt auf einer zweiten Bühne auch eine Phädra aufführen, die alten

und neuen Poeten hat er zu abscheulichen Versen geplündert — und wird doch der Mann des Tages, der Ruhm von Paris.

Graf Clermont-Tonnerre bestätigte Alles. Das Theater Guénégaud war voll, gedrängt voll bis auf den letzten Platz. Vorn in den Logen des ersten Ranges saßen die Herzogin von Bouillon, Madame Deshoulières und die anderen Freundinnen Pradons, alle in Perlen und Diamanten, ihre Elfenbeinfächer nannte der Graf die Fackeln der Furien; auf den Bänken der Bühne der Herzog von Nevers, sein Bruder, ein Gefolge von Marquis, Vicomtes — — „Was wollen Sie, Freund?" sagte der Graf. „Die Furien schlugen mit ihren Fächern nach jeder Tirade begeistert in die Hände, der Herzog schrie nach jedem Akte sein: „„Unübertrefflich! Wie Sophokles!"" in das Parterre zu seinen Lakaien. Was Pradons Verse noch von den Nerven meines Gehörs übrig gelassen, zerriß das Beifallsgeschrei. So ging's zu Ende. Aber Muth, Freund! Die Zukunft ist die Ehre! Diese Cabale, die jetzt Pradon auf ihren Schild hebt, wird mit all ihren Sonetten und Calembourgs vergehen, Ihre Phädra bleibt. Solche Thaten thun sich nur einmal und dann für die Ewigkeit!"

Als ob der Dichter nicht vom Ruhme lebte, leben müßte! Was ist ihm die Nachwelt? Wenn die hundert und aber hundert Köpfe, die sich bis jetzt seinem Lied geneigt, gegen ihn in die Höhe fahren, was ist er dann? O dies Theater! Wie hat es schon den Dichtern das Mark aus den Gebeinen gesogen und das Herz verdorrt! Und sie können nicht von ihm lassen! Einen Ruhm von zehn Jahren gegen einen unglücklichen Augenblick opfern?!

Und auch Racine raste! Wuth und Zorn ließen seine Augen funkeln. Er warf sich aus einem Stuhl in den andern, er zerknitterte seine Feder, sein Papier. So zog ihn der Graf in das hellerleuchtete Café Procope, gegenüber dem Hotel de Bourgogne, mit sich fort aus dem engen, düstren Gemach. Dort saß und lärmte unter Becherklang eine lustige, wilde Gesellschaft, Poeten, Schauspieler, vornehme Herren. Neben dem gutmüthigen, lächelnden Lafontaine im Lehnstuhl, der wenig sprach und stillselig die auf- und niedersteigenden Perlen des Weines zu zählen schien, rief Boileau mit dem finstern, zornigen Gesicht den Vers des Juvenal: „facit indignatio versum — der Unwille, die Empörung in mir dichtet Verse!"

„Wohl!" schrie Floridor, der Schauspieler. „Schreib' eine Satire!"

„Gegen den Herzog von Nevers", fuhren Andere fort.

„Ja," entgegnete Boileau:

Er schätzt sie hoch, die Musen ihn nur wenig
Und Melpomene lacht, wenn sie ihn trifft,
Denn die Aeneïs ist ihm Rattengift
Und Pradon nennt er des Theaters König!"

„Krieg gegen alle Feinde Racine's," schrieen sie durcheinander.

„Fortan keine Schonung!" sagte er nun selbst, heftig aufspringend. „Haben sie mich zum Haß und zur Rache gereizt — wohl, so sollen sie's haben."

„Graf," rief Floridor dem jungen Seigneur zu, „morgen läßt Du all' Deine Freunde zusammenblasen, wie zu

einem Turnier, Du bewirthest sie, Du führst sie in's Theater — und dann Beifall gejubelt."

„Beifall bis zu den Sternen!"

„Ich spiele Theseus, den Athenerkönig, vergiß das nicht," bat Floridor.

So schwärmten, so tobten sie in rauschender Leidenschaftlichkeit. Nach manchen Stunden müde, wirre, wüste Gedanken im Haupte, kehrte Racine in sein Gemach zurück.

Es war still, einsam, wie vorher, der Diener hatte ihm eine neue Kerze angezündet, auf dem Sophokles lag ein kleiner, enggefalteter Brief. Mechanisch riß er ihn auf, er kam von seiner Tante, der Schwester Agnes aus dem Kloster von Port-Royal, diesem berühmten Kloster, in dessen Schule er selbst gebildet war. Er warf den Brief weg, er mochte ihn nicht lesen. Er sagte nur: „Diese ewigen Litaneien!" warf sich auf sein Bett, entschlummerte langsam, gefoltert von den quälendsten Gedanken — des Neids, der Rache, der Verzweiflung.

Die Januarsonne blieb aus. Racine hätte sie auch erst gegen neun Uhr begrüßt. Ach, wie zerschmettert fühlte er sich, als er sich auf Alles besann. Es war Alles wahr; Pradon hatte gesiegt, seine Phädra war der Racine's vorgezogen! Auch der Brief lag noch da, er erbrach ihn bitter lächelnd und las:

„Als ich erfuhr, o mein geliebtester Sohn, daß Du zu uns kommen wolltest aus dem Geräusch der Welt in die Stille der Betrachtung und den Frieden Gottes, wie klopfte mein Herz in Freude, daß die Gnade Gottes Dich gerührt.

Nun liege ich weinend vor dem Altar, weinend über Dich, für Dich! Kennst Du doch die Zärtlichkeit, die ich für Dich empfinde, daß ich nur einen Wunsch habe, Dich ganz Gott hingegeben zu sehen. Was aber höre ich! Mit welchen Personen verkehrst Du! Mit ihnen, denen die Kirche ihre Segnungen selbst auf dem Todbette nicht spendet, sie müßten denn ihr vergangenes Leben wie Magdalena bereuend, die Brust sich zerschlagen und rufen: mea culpa! Habe doch Mitleid mit Deiner Seele und erkenne den Abgrund, in den Du Dich leichtsinnig gestürzt, erkenne, daß vor Gottes Auge das Irdische nichts ist als zerfließender Morgennebel. Ich wollte, es wäre eine Lüge, die man mir gesagt — aber wie kann ich zweifeln? Deine Leier, die einst zu Gottes Ehren erklang, wem klingt sie jetzt? Hast Du noch nicht einen Umgang gebrochen, der Dich vor Gott und den Menschen entehrt, dann darfst Du unsere Schwelle nicht überschreiten. Ach! statt in das verführerische Sirenenantlitz der Welt zu schauen, richte Deine Blicke des Morgens und des Abends zu jenem wunderthätigen Bilde der heiligen Katharina, das Dir Deine Mutter einst sterbend gab und wie Dein eigen Herz zu hüten befahl. Sonnenschein und Frieden wird es in Deine verfinsterte Seele lächeln — o meine Thränen verlöschen, meine Worte, könnten sie es also thun mit Deiner Sünde!"

Racine stützte den Kopf auf die Hand. Er lächelte und doch mußte er sich sagen: „Welch eine Welt der Stille und des Glückes blickt in das Chaos meiner Leidenschaften und Gedanken hinein, wie Palmenfächeln fährt es über ihr Stürmen dahin." Eine ganze unendliche Reihe von Bildern, von

halberloschenen Bildern der Jugend stieg ihm aus diesen Zügen auf, die Federstriche wurden zu langen, unzerreißbaren Fesseln, die sich um ihn schlangen und ihn mit fortzogen zu den heiligen Bäumen im Klostergarten von Port-Royal. Hatte er sie nicht auch besungen, diesen Park, die Wiesen, den See — als er noch selber in der Klosterschule die Lehre des heiligen Hieronymus und die Verse des Euripides auswendig lernte? Wie lange war das her! Länger als fünfzehn Jahre! Und diese Jahre waren ihm verflossen im tollsten Karneval des Lebens, auf dem Theater, vor und hinter den Coulissen, bei guten Freunden und Freundinnen! Was waren da alle Bücher des Origenes und anderer Kirchenväter gegen einen Witz von Molière, gegen La Fontaine's Lachen und einen Blick von der schönen Damenwelt gewesen? Wie nichtig schien ihm heute diese ganze, langgesuchte Herrlichkeit, nichtiger als rinnende Wassertropfen, blässer als die Abenddämmerung! In diesem Kampfe des Lebens, in dieser Liebes- und Ruhmesjagd — was hatte er denn erworben? Er wollte den Brief noch einmal lesen, da kamen die Boten, die alles Gestrige bestätigten. Wieder knirschte er die Zähne, wieder ballte er die Faust, wieder sann er auf Rache. Seine Leidenschaft drohte ihn zu ersticken und um sich zu fassen, einigermaßen zu sammeln, ging er zur berühmtesten Schauspielerin der Zeit, zur Champmeslé.

Marie Champmeslé hatte am frühen Morgen noch kein Puderstäubchen im Haar. In freien, losen Locken flatterte es um ihre Wangen und fiel auf ihre Schultern, die aus dem weißen, mit Spitzen besetzten Kleide sich hervordrängten.

So mit ihren schmachtenden Augen, mit dem rosigen Lächeln um ihren kleinen Mund war sie schön, trotz ihrer fünf und dreißig Jahre. Doch lag ein Schatten auf ihrer Stirn, ein Schatten des Unmuths, denn nicht der Dichter allein, auch sie litt unter der Undankbarkeit und dem Widerwillen, welche die Pariser der Racine'schen Tragödie bewiesen. War es doch doppelt ihre Rolle, diese Phädra! Ihre Bitten hatten Racine bewogen, diese oft begonnene und wieder aufgegebene Tragödie zu vollenden. Wie sie als Iphigenia alle Herzen hingerissen, jeden Blick in Thränen getaucht, so hoffte sie auch als Phädra Kränze zu gewinnen und hochgefeiert zu werden. Und wie war ihre Hoffnung in Erfüllung gegangen.

Da saß sie weit zurückgelehnt in dem hohen Sessel und lernte noch einmal: Ils s'aimeront toujours! Sie ließ den lieblichen Kopf in die Hand sinken; das Papier entglitt ihr, glitt auf den Teppich des Fußbodens, sie merkte es kaum, die langen Wimpern fielen über ihr Auge, sie flüsterte noch einmal leise: „Ils s'aimeront toujours!"

Was sie träumte? Unzweifelhaft dachte sie an ihren Freund, ihren Dichter Racine. Es waren gerade sieben Jahre her, daß sie, eine unbekannte, wenig genannte Künstlerin aus Rouen, mehr durch den Zufall des Glückes und die Schönheit ihrer Gestalt, als ihr Talent, am ersten Theater Frankreichs im Hotel Bourgogne eine Stellung bekam. Wenn sie den Grazien ihre unvergleichliche Anmuth und der Muse des Gesanges die Melodie ihrer Stimme verdankte, so war ihre Kunst und ihr Ruhm Racine's Werk. Mit ihm hatte sie ihre Rollen eingeübt, Ton und Haltung von ihm gelernt,

jedes Jahr brachte ihr, als das beste Weihnachtsgeschenk, eine neue Herrin des Alterthums zu ihren Königinnen und Heldinnen, so war sie nacheinander Hermione, Berenice, Atalida, Monime, Iphigenia gewesen, es ließen sich die zusammen emporgeblühten, ineinander verschlungenen Lorbeerzweige des Dichters und der Künstlerin nicht mehr trennen, sie gehörten zu einander, inniger als Bruder und Schwester, zärtlicher als Mann und Weib. Daß sie sich auf den Höhen des Helikon liebten, wie andere Staubgeborene, erklärt und entschuldigt sich freundlich aus der Schwäche des Irdischen, das — wenn auch noch so leicht beschwingt — sich nie von der Erde trennen kann, noch mag, noch darf! Denn was wären die zärtlichsten Gefühle, sprächen sie nicht im Klang des Wortes, im Drucke der Hand? Welche Tage, hätten sie ewig gewährt! Es klangen da zwei so melodische Akkorde ineinander, wie selten, zwei edle, feinbesaitete Herzen; das des Poeten zur Schwärmerei, zur schwermüthigen Beschaulichkeit geneigt, der Musik vergleichbar, die aus der Ferne gedämpft über stille Wasserfluthen in der Dämmerung tönt, ein Gemüth, das sich über die Tragik des Lebens unter Thränen beruhigen und langsam zerbrechen wird. Mariens Herz glich der Schaumperle, die auf der Woge sonnenbeschienen blitzt, ein leichtmüthiges, frisches, köstliches Herz! — Sie hatte ihm jede Sorge und den finstern Glauben von Port-Royal von der Stirne weggetändelt, weggelächelt! —

Und dennoch, ach! so treu wie Racine ihr, war sie ihm nicht geblieben! Nicht Jedem war sie von Marmor gewesen,

sie war eben eine Schauspielerin, ein zu warmes Blut rollte in ihren Adern, Racine glaubte es nur nicht.

Marie Champmeslé senkt den Blick, es zieht heute ein anderer, plötzlich ein ganz anderer Schatten an ihr vorüber, gerade das Gegentheil von dem sanften, sinnenden Racine, ein lebensfroher, rasch thätiger, zugreifender Mann, er wird ihr nicht so schöne Verse dichten, nicht so zärtlich an dem Wink ihrer Augen hängen, aber sie braucht Leidenschaft, Aufregung, Genuß, um in ihnen ihre fünf und dreißig Jahre zu vergessen. Ja, sie selber ist die Phädra, sie merkt es wohl, die den Theseus-Racine verräth in wilder, verbrecherischer Glut, denn ihr Hypolyt ist —

Der arme Racine! Er eilt in ihr Gemach, zu ihren Füßen.

„Wie ein Schiffbrüchiger komme ich zu Dir, Marie — zu dem rettenden Eiland, auf das mich die Woge des Sturmes wirft!“

Noch lagen die wüsten Gedanken einer schlaflosen Nacht auf seinem zuckenden Antlitz. Sie strich mit der feinen, weißen Hand eine rebellische Locke zurück, die ihr immer auf die Stirn fiel — was war sie schön! Racine's Auge blitzte, als das Lächeln der Geliebten wie ein Sonnenstrahl über ihn hinflog, blitzte auf durch all die Nebel und den Dunst, den Verstimmung darübergehaucht.

„Nein, ich will nicht verzweifeln, Marie, so lange ich Sie noch habe, meine einzige Freundin, Dank, tausend Dank Ihnen, daß Sie noch gerettet haben, was zu retten war und nicht verzagten.“

„Es bleibt doch Ihr größtes, bewunderswürdigstes Gedicht. Dennoch! Dennoch!“

„Wie gern glaube ich Ihnen! Ach! Es ist etwas um das Leben, wenn wir noch eine Seele unser nennen und besitzen, die uns versteht! Dann sind wir noch nicht ganz arm und verlassen, der Klang unsers Wesens hallt in ihr wieder und mit diesen Akkorden geht durch die todte, erstarrte Welt wieder ein Hauch des Lebens, ein melodischer Strom. Gestern, als Pradon über mich siegte, ich hätte ihn und mich zerschmettern, tödten können.“

„Vergessen Sie, Racine! Warten Sie, ich will dazu helfen! So lange haben Sie mir kein liebes Wort gesagt, kaum ein Blick ging von Ihnen zu mir hinüber. Wie sollte ich auf die Musen und die Ruhmesgöttin eifersüchtig sein!“

„Nicht doch, Marie! Himmel und Erde! Wie gering und farblos ist jeder Kranz gegen die Rosen Ihrer Wangen — alles Gute und Schöne — wie nichtig und vergänglich gegen Ihre Liebe.“

Die Champmeslé spielte mit den Franzen und Quasten am Lehnstuhl, spielte mit ihren Locken, ihren Spitzen. „So lagen Sie vor mir auf den Knieen, als Sie mich zum erstenmal sahen, wissen Sie noch?“

„Sie spielten Hermione, es war der zehnte Oktober, und wider Willen fast zogen mich die Freunde in's Theater; ich meinte, Sie —“

„Ich wäre eine Schauspielerin aus der Provinz und das war ich auch — übertrieben, schlecht.“

„Sie waren bewundernswerth.“

„Und Sie ein Schmeichler."

„So mußten wir uns finden!"

„Und so uns lieben! Ich saß bei Ihnen in Ihrem Zimmer, Sie lasen mir Berenice vor und alle Verse, die der römische Kaiser an die Fürstin richtet, was waren sie Besseres, als Liebeserklärungen des großen Jean Racine gegen die kleine, arme Marie Champmeslé? Und Sie merkten es und ich — und zuletzt noch eine Dritte. Da die heilige Katharina! Als ich plötzlich einmal aufblickte, war es mir, als lächle die Heilige mich an und Sie schenkten mir das schöne Bild, weil es mir glich. Bei diesem Bilde sagten Sie mir, Sie liebten mich, würden mich immer lieben."

„Ich gab Ihnen dies Bild," sagte Racine, unwillkührlich von einem seltsamen, angstvollen Gedanken befallen. „Sie besitzen es noch?"

„Verliert man solche Pfänder?"

In diesem Augenblick ertönte ein Geräusch, die Schauspielerin erschrack. Noch einmal, als wenn ein Schlüssel ging. Sie erblaßte. Kaum noch hatte sich Racine umgewandt, so trat aus einer verborgenen Tapetenthüre, deren Zweck er von früherer Zeit und wie gut! kannte — sie führte auf einen Garten hinaus — ein Besuch, der Racine heute hier nicht erwartet hatte. Denn gestern Nacht im Café Procope hatte Racine versprochen, in aller Frühe zu Boileau zu gehen, mit ihm die Maßregeln zu überlegen, Pradon in der Gunst der Pariser Gesellschaft zu stürzen; so hatte der Graf Clermont-Tonnerre ihn nicht zu dieser Stunde bei der Champmeslé vermuthet, der Freund nicht den Freund!

O Gott, wie schlug dieser Anblick in seine Seele! Wie ein Blitz, der den Vorhang vor seiner Seele mitten durchriß. Verrätherei von ihr — von ihm! Frauengunst, Herzensfreundschaften, Ruhmeskränze — giebt es etwas Nichtigeres auf der Welt? Man hatte es schon lange gesagt, schon lange davon geflüstert. Er hatte es nicht glauben wollen. Und nun.

Nun war er aufgesprungen, Clermont, der sich am schnellsten zu fassen wußte, hielt ihm lachend die Hand entgegen. Sie umschlang ihn. Er riß sich los und stürmte aus dem Zimmer. Sie folgte ihm nach, während der Graf rief: „Sei kein Narr!" Er aber drückte die Thür zu, daß sie ihm nicht folgen konnte. Sie wollte mit Gewalt, er stemmte den Fuß an, er wollte sie nicht wiedersehen. Darüber fiel im Vorgemach ein Bild von der Wand. Er blickte hin, es war die heilige Katharina. Er ergriff es und stürzte von dannen.

Und wohin?

Es ist doch ein leichtes, zerbrechliches Boot, auf dem wir über das Meer des Lebens schiffen! Von Hoffnungen und Illusionen gezimmert, gab es je leichtere Planken? Die Wellen kommen und gehen, sie zertrümmern eine nach der anderen, bis das buntbewimpelte Fahrzeug zu dem schmalen Brette geworden ist, auf dem ein Verzweifelnder mit dem Sturm nicht um Ruhm und Glück, sondern um das Leben ringt. Wer wollte die Tiefen des Schmerzes schildern, die Racine's Herz durchmaß? Qualen der Eifersucht, betrogene Liebe, Qualen verletzten Ehrgeizes! Diesem Theater, dieser Frau hatte er Alles geopfert: seine Erinnerungen, seine Leh-

rer und Freunde, den Frieden seines Gemüthes, nichts war ihm zu kostbar und zu heilig gewesen, was er nicht ihnen geweiht hätte. Gewiß, glückliche Stunden waren ihm geworden, Stunden überwältigender Trunkenheit, wo das Glück nicht karg, in Tropfen, sondern wie Danae's goldener Regen auf ihn strömte, wo er der Liebling des Königs und des Volkes, das Schooskind des Ruhmes gewesen! Herzöge und Prinzen hatten ihn umarmt, der große Condé, der Schlachtensieger, hatte über seine Tragödie geweint; was konnte ein Mensch mehr von dem neidischen Geschick verlangen? Allein tief im letzten Grunde seines Herzens lag von jeher eine dunkle Schwermuth verborgen, welche der frühe Tod seiner Aeltern, eine einsam verlebte Jugend und die christlichstrenge Erziehung in Port-Royal noch gesteigert. Der Rausch und der Lärm des Daseins mochte ihre heimlich mahnende Stimme übertönt haben; jetzt, wo er wich und verstummte, klang sie um so stärker aus dem Innern herauf.

Es ging damals ein finsterer Glaube durch die Welt. Die Freigeister spotteten über ihn, die Leichtlebenden suchten ihn im Genuß zu vergessen, aber immer war er da, und wenn auch nur auf dem Todbett, zog er eine ernste Falte über jede Stirne, das war die Lehre von der Gnadenwahl, die Lehre, daß nach Gottes Rathschluß die Einen zur Seligkeit, die Andern zur Verdammniß von Ewigkeit vorherbestimmt seien. Racine hatte sie oft gehört, ganz Port-Royal war voll davon und mit geheimem Schauer gedachte er oft der Worte, worin der fromme, beredte Antoine Arnauld das Elend der Verworfenen geschildert. Da war es nicht zu verwundern, daß in seiner jetzigen Stim-

mung diese Schauer ihn mächtiger und gewaltiger, denn je ergriffen. Die Saiten seiner Harfe, die einst der Liebe einen leidenschaftlichen Psalm gerauscht, waren zerrissen, zersprungen; er hatte mit so Vielem gebrochen, was Gut und Schön auf Erden heißt. Getäuscht in seinem Talent, getäuscht in seinen Neigungen, erwiesen sich ihm Ruhm, Freundschaft und Liebe, um die er das Jenseits gelassen, als Nichtigkeiten, um so gefährlichere, vernichtendere Nichtigkeiten, je mehr Glanz und Schmelz auf ihnen lag. So sind diese irdischen Dinge! So lange wir noch in Lebenskraft und Muth nach ihnen greifen, schimmern sie, wenn aber unsere Augen matt und unser Herz stumpf geworden, haben sie sich in graue, farblose Schemen verwandelt — was ist da die Wahrheit, was ist unsere Schuld?

Racine war auf seinem Zimmer viel eingeschlossen. Er las den Brief der frommen Schwester von Port-Royal mit ganz eigenen Empfindungen; er sah auf das Bild der heiligen Katharina mit einer eigenen Wehmuth. Es kam ihm so schmerzlich vor, daß er, der in seinen Schöpfungen der Sonne zuflog, doch so an die Erde gebunden, so abhängig von einem blindwaltenden Geschick sein konnte. Oder war dies Geschick, das ihn unter Pradon demüthigte, die strafende Hand Gottes, dieselbe, die an Belsazar's Wand im Schloß zu Babylon einst feurige Worte geschrieben?

Racine's Freunde sahen ihn seitdem nicht mehr, er ließ sie nicht zu sich. Im Boulogner Wäldchen hatte ihn der Eine und der Andere trübsinnig umherirrend, den Blick am Boden, des Abends bei Sonnenuntergang gefunden; er redete mit Niemand. Seine Gedanken zogen weit ab von denen der alten

Genossen, eine einsame, beschwerliche Straße — den Fegefeuerberg hinauf zum Paradies, durch alle Nichtigkeiten des Seins zur Wahrheit. Wenn es eine Stelle gegeben, so einsam, daß nie das Licht und der Klang irdischen Treibens dorthin gedrungen wäre, so unberührt, wie die höchsten Berggipfel, dort hätte er weilen mögen, weit hinweg von Paris, hinter undurchdringlichen Mauern, um in der Stille Vergessenheit und Frieden zu suchen mit Gott und sich selbst. Oft lag er im Gebet vor dem Bilde seiner Heiligen, dem Pfande der Mutter, das vor vielen Jahren ein Priester aus Italien heimkehrend der Familie geschenkt. Dann war es ihm, dem Poeten, als spräche ihm diese Katharina wie eine Lebendige Worte des Trostes und des Segens zu, als wenn sie ihm den Ort nennte, der ihn von allem Irdischen erlösen und auf mühseligen, steilen Stufen endlich zum Himmel führen würde. Das Kloster! Da lag es im Frieden des Mondes, jungfräulich wie eine nie betretene Insel. Die Glocken läuten zur Abendmesse, leise und heimlich durch die schweigende Landschaft; eine Stätte der Beschaulichkeit, eine Stätte des Gebets! Bricht der Sonnenschein auch nicht voll und goldig durch die schmalen, trüben Fenster Deiner Zellen, eine andere, heiligere Sonne leuchtet hinein; keine irdischen Rosen blühen am Fuße Deiner Mauern, andere, himmlische streuen Engel über Dich, auf Dich hin! Stätte der Ruhe, Stätte des Gebets! Wurde doch so manches Herz, wenn nicht heil, doch still in Dir! Nimm Du den Dichter auf, den Dichter der Liebe, und laß die irdische sich zur göttlichen verklären!

So war es denn entschieden — er wollte nach La Trappe,

aus dem Gewühl der Welt schnell und spurlos verschwinden — in ein steinernes Grab, in ewiges Schweigen versinken. Auf einem Spaziergange hatte er Alles überlegt, bedacht; dies sollte der letzte Abend sein, den er in Paris verlebte. Mit welchen Gefühlen betrat er darum heimkehrend sein Gemach. Er wird es nie wiedersehen, in diesem traulichen Halbdunkel der Dämmerung, nie mehr am Fenster sitzen und den Blick über die Giebeldächer schweifen lassen und mit ihm die Gedanken — zu ihr. Zu ihr? Wie? Regt es sich da nicht hinter dem Vorhang? Wird er zurückgeschlagen? Da ist sie! Marie Champmeslé!

Welch' ein Wiedersehen! Er starrte sie an, als ob er eine Erscheinung sähe, er wich zurück. Aber wie konnte er ihr entgehen? „Was hab' ich um Sie gelitten, Racine!" sagte sie schmeichelnd. „Sie vermeiden mich, all Ihre Freunde. Ist diese Welt für Sie nicht mehr die alte? „„Wo ist Racine?"" fragen sie im Theater, am Hofe, fragt selbst der König. Da hielt es mich nicht länger, da bin ich bei Ihnen! Nun schelten Sie mich!" Vielleicht hatte sie nie reizender und lieblicher ausgesehen, ihre Stimme hatte nie melodischer geklungen.

Racine wagte kaum, sie zu betrachten, so sehr fürchtete er noch die Gewalt ihres Blickes.

„Zürnen Sie nicht mehr!" bat sie. „Weg mit den Runzeln von Ihrer Stirn! Während Sie im Bois de Boulogne Klagelieder an Mond und Sterne gerichtet, hab' ich für Sie gehandelt und Anhänger geworben."

Racine lächelte nur, halb in Bitterkeit, halb in Wehmuth. „Woran mahnen Sie mich, Marie?" sagte er endlich. „Das ist vorbei!"

Ein Strahl des aufgehenden Mondes zitterte auf seinem bleichen, schmerzzerwühlten Antlitz, daß ein leiser Schauer über sie hinrieselte. Sie waren beide allein im Zimmer, es regte sich nichts, nur der Vorhang am Fenster wehte leise.

„Sie sind krank, Racine!“ flüsterte Marie Champmeslé — krank im Herzen, krank an Gedanken; Sie bedürfen des Scherzes, Luft und Zerstreuung. Kommen Sie mit mir, in das Theater, in's Leben. Soll die Phädra Ihre letzte Tragödie sein?“

„Ja!“

„Und Ihre Zukunft?“

„Jenseit der Thürme!“ entgegnete er und wies hinaus, wo die Spitzen von Notre-Dame sich in den Abendwolken verloren — „jenseits ist meine Welt! Es war ein harter Kampf mit allen Engeln der Finsterniß, nun ist's gut! Leben Sie wohl, Maria, leben Sie glücklich! Zieh' Jeder seine Straße — ich geh' in's Kloster.“

„In's — Kloster?“

Sie hätte gelacht, wenn nur seine großen, starren Augen nicht unheimlich glühend in die ihrigen gesehen. Doch fuhr sie nach einer Weile muthiger fort:

„Nein, so lasse ich Sie nicht, ich entführe Sie! Morgen ist wieder Ihre Phädra, an die man sich gewöhnt, die man schon zu fassen anfängt. Es gilt Ihren Triumph wie den meinen. Vorwärts Racine! Schatten der Trübsal hängen über jedem Dasein, darf ich sie von dem Ihrigen verscheuchen?“

Sie legte ihm liebkosend ihre weiße Hand auf die Stirn, das schönste, mildeste Lächeln spielte um ihre rosigen Lippen. Trotz ihrer Treulosigkeit war sie ein Geschöpf voll Reiz und

Magie. Er aber drängte sie sanft zurück und hob gleichsam zum Schutz seine Hand zu dem Bilde der Heiligen empor. Und wie sie nun in Erinnerungen und im Angedenken ihrer Treulosigkeit erblaßte, zurücktrat, sagte er: „Auch in Ihr Leben wird einst durch zerrissene Freudenwolken die Erkenntniß irdischer Hinfälligkeit, wie Wetterleuchten, hineinblitzen; o Marie, lassen Sie es nicht zu spät sein! Denken Sie der Heiligen, die uns beide in Gottes Gnade hineinretten wollte!“

„Der Heiligen?“ Und sie blickte auf. Ein Lächeln verwischte rasch den plötzlichen Ernst ihres Gesichtes. „O Gott ist gnädiger und milder, als Sie meinen! Sehen Sie, dies engelreine Antlitz — nicht blos der heiligen Katharina, auch einer Sterblichen hat er's gegeben!“

„Es lebt ein Weib, das aussähe wie sie?“

„Gewiß, gestern in der Messe kniete sie wenig Schritte vor mir nieder. Glauben Sie nun, daß auch das Irdische nicht ganz ohne den Hauch des Heiligen sei? Auf, Racine! Vielleicht rauschen vor Gottes Ohr Ihre Tragödien wie melodische Gebete dahin.“ Aber es war aus mit dem Dichter. Die Hand auf die Augen gedrückt, war er in einen Sessel gesunken. So bemerkte er nicht den Blick, den Marie voll alter Liebe und Mitleid über seine gebrochene Seele auf ihn warf, fühlte kaum den Kuß, den sie auf sein Haar hauchte — vorbei! Als er aus seiner Erstarrung auffuhr, war sie längst verschwunden und in dem Mondschimmer, der im Gemach an Wand und Decke spielte und goldene Netze webte, schien es ihm, als ob der Kopf der heiligen Katharina von plötzlichem

Lebenshauche beseelt werde. Ihr Ebenbild wollte er sehen, bevor er von Paris schied.

In solchen Stimmungen ging er am nächsten Morgen nach der Kirche St. Sulpice. Eben wollte er die Treppe zum Portal hinaufsteigen, da begegnete ihm eine junge Dame im schwarzen Sammtkleide, schwarzen Mantel tiefverschleiert. Herren vom Hofe in glänzenden Kleidern mit stolzen Federhüten folgten ihr und drängten sich um sie. Der alte Diener, der sie begleitete, blickte ängstlich wie hülfesuchend, in diesem Gedränge umher, die Dame selber aber schien es kaum zu bemerken; nun aber — sie war noch wenige Schritte von Racine entfernt, auf den obersten Stufen — mochte einer der Herren, verwegener als die Andern, eine Anrede an sie gewagt haben, denn sie erschrack und bebte ein wenig und Racine eilte hastig hinauf, um ihr seinen Schutz anzubieten — da hatte sie den Schleier mit rascher Bewegung aufgeschlagen, daß er ihr Gesicht bis über die Augen hin freiließ. Dies Antlitz — es war die heilige Katharina!

Wenn je auf einem, so lag auf ihm sichtbarlich der Stempel der Heiligung, einer kindlichen, hingebungsreichen, ergreifenden Frömmigkeit; ernst und still brannten diese großen, schwarzen Augen aus den blassen, von leichter Röthe angehauchten Wangen hervor, nicht funkelnd, wie das Licht einer Liebesfackel in Amors Hand, sondern wie krystallhelle Spiegel, die das Sonnenlicht, das Licht des Jenseits, gedämpft zurückstrahlen; Augen, vor denen jeder irdische Gedanke sich erröthend neigte, in den Staub hinab neigte, dem er entsprang. So traten die Cavaliere wie von einem Gefühl ergriffen beiseite

und nahmen huldigend die Federhüte vom Haupte. Schweigend, den Blick gesenkt, längst war schon der Schleier wieder darüber gefallen, ging sie an ihnen, an Racine, vorüber, die Kirchentreppe hinab. Das war die lebendige Katharina, das Ebenbild seiner Heiligen! Wie ergriff ihn dieser Anblick! Er gedachte, wie er als Knabe oft von der Mutter gehört, daß sie — noch ein Mädchen — einst aus Siena aus dem Vaterhause gehend, weit über das Feld, ihren Erscheinungen und dem Ruf des Geistes folgend, einem mächtigen Grafen des Gebirgs begegnet sei, einem verbrecherischen, gewaltthätigen Manne, der auf seinem Wappenschilde die Worte trug: „Gottes und der Menschen Feind." Keine Ermahnung der Priester, nicht die Drohung ewiger Strafen, noch ihr Bannfluch hatten seinen Frevelmuth gebändigt; da, auf engem Waldpfad, diesem Mädchen gegenüber, sei er vor ihrem flammenden Antlitz geblendet niedergesunken, wie von dem Blitz des Gerichts getroffen, sein Schwert und seinen Schild habe er zerbrochen und in öder Einsiedlerhütte der Andacht und dem Gebet gelebt. Solch ein Blick war jetzt auf ihn gefallen und dies Mädchen mit bezwingender Gewalt in sein Leben eingetreten. War's die Aehnlichkeit mit dem Bilde, war's das Seltsame ihrer ersten Begegnung, das sich in seiner aufgeregten Phantasie noch zauberhafter und wunderbarer gestaltete, die ihm diese stille, sanfte, beschränkte Katharina von Romanet — wie er später erfuhr — in Himmelsglanz und Rosenduft malte? Genug, sie wurde die Herrin seiner Gedanken, eine milde, ausgleichende, beruhigende Herrin. Ein Geistlicher führte ihn bei ihrem Vater ein, einem Finanzpräsidenten, der nichts vom Theater kannte, es

mied, einem frommen Manne, der nur in seinem Amte und der Devotion lebte. Da sah er seine Katharina wieder. Stickend saß sie am Fenster und horchte auf die Reden des Vaters; zuweilen, wenn Racine in seiner beredten, hinreißenden Weise die Freuden der Einsamkeit pries, von seiner Jugend erzählte, ließ sie die Arbeit niedersinken und richtete ihre schwarzen Augen sinnend auf ihn. Daß dieser weichgestimmte, betrübte Mann mit der hohen, blassen Stirn ein großer Poet wäre, Tragödien geschrieben und schon ein reiches Leben genossen, sie wußte es nicht, sie ahnte es nicht. Weder der Vater noch Racine selbst hatten jemals von dieser Vergangenheit gesprochen; dem Einen lag sie zu fern, der Andere wollte sie vergessen, bis auf die Erinnerung daran vergessen. So war ihr dieser Mann nur ein Heilsuchender, ein Unglücklicher, dem ihr Wort und ihr Blick jetzt dieselbe Tröstung gewährte, wie einst die Stille im Klostergarten von Port-Royal.

Und wie gerne tröstete sie, wie lange hatte sie sich nach einem ihr verwandten Herzen gesehnt! Das war ihr verschwiegenster Wunsch gewesen. Denn es war einsam auch um sie, früh raubte ihr der Tod die Mutter, unter der Obhut einer Verwandten verfloß ihr die Jugend, die stillste, freudenloseste Jugend. In Gott leben, wie der Vater und die andern Hausgenossen, das war ihr Bestreben und ihr Vergnügen gewesen. Ihr Blick reichte nicht weit hinein in die Welt und suchte nicht mit den ziehenden Wolken andere Länder, andere Menschen. Wenn ihre Seele Schwingen hatte, waren es nur Schwingen der Andacht und Inbrunst, die sie gen Himmel, aber nicht in das Treiben und Wogen menschlicher Bestrebungen und Ir-

rungen trugen. Nie jagte eine leidenschaftlichere Wallung, ein heftigeres Verlangen die Wellen ihres Blutes eiliger durch ihr Herz. Ihr gefiel die Beschränktheit ihres Seins und ihres Wesens, sie fühlte sich heimisch und sicher darin. Wie klein, aber wie goldig war diese Welt! Liebte sie Racine? In so vielen Tagen des Beisammenseins wurden sie sich Beide allmälig unentbehrlich. Ihn fesselte der Zauber, mit dem sie das Geschick nun einmal in seinen Augen umgeben, fesselten die Sinnigkeit und Klarheit ihres Wesens, die Keuschheit ihrer Erscheinung. Sie forderte nicht wie Maria Champmeslé ein Aufgeben all' seiner Gedanken, ein immer neues leidenschaftliches Werben, den Rausch der Liebestrunkenheit in jeder Stunde von ihm. Wie so gar nicht hätte dies ihrer besonnenen Ruhe entsprochen? Ihr genügte seine freundliche Rede, der Gruß, den er kommend und gehend an sie richtete, die Veilchen, die er ihr brachte. Wenn er plötzlich nicht mehr in der Dämmerung bei dem Vater erschienen, mit ihr, durch den eben im ersten Frühlingshauch und Frühlingslicht aufblühenden Garten Hand in Hand gegangen wäre, hätte sie gemeint, ein Sonnenstrahl sei erloschen, der bisher schimmernd auf ihrem Leben geruht. So wuchsen sie in einander, leidenschaftslos, in bescheidener Neigung. Die Freunde in Port-Royal schlossen sich täglich inniger an den reuigen, geistig geknickten Dichter, mit der Eifersucht der Gläubigen hielten sie ihn von jeder Berührung mit der Welt des Theaters fern, verhinderte sie jede Annäherung, die Marie der Graf von Tonnerre und die andern Genossen und Bewunderer Racine's versuchten. Sie brauchten nur den Kreis zu schließen, den das Schicksal selbst um ihn gezogen, brauchten

diese gebrochene Seele nur fester mit den Psalmen des Glaubens in Frieden zu wiegen — er war eine niederbrennende Kerze. Von La Trappe hielt ihn die Neigung zu ihr — und endlich der Befehl des Königs zurück, der ihm immer wie ein Halbgott erschienen war, damals ernannte ihn der zu seinem Geschichtschreiber. Es war am 17. Juni 1677, daß Jean Racine in St. Sulpice vor dem Hochaltare mit Mademoiselle Katharina von Romanet durch die Weihe der Kirche verbunden wurde. Nie gab es eine stillere, christlichere Ehe, ihr Haus war eine Stätte des Friedens. Nur zweimal noch griff Racine in die Saiten seiner verstummten Leier, es geschah auf Bitten der frommen Marquise von Maintenon, welche den jungen Mädchen, die sie in St. Cyr erziehen ließ, das Vergnügen und den Nutzen eines theatralischen Schauspiels gewähren wollte. Diese beiden Gedichte sind „Esther" und „Athalie", nicht mehr Dithyramben entfesselter Leidenschaft, sehnsüchtige Liebeselegieen, sondern Psalmen von den Wassern Babylons, von der Höhe des Salomonischen Tempels, Rosen von Jericho, Rosen von Saron; „Esther" — das Kind der Demuth, der Hoffnung und Inbrunst; „Athalie" — der Schlachtgesang der Gläubigen gegen die Nichtigkeit der Welt. Wie diese stolze Königin vor der Macht Jehovah's zusammenbrach, so war auch seine Freude an der Herrlichkeit des Lebens, seine Liebe zu Marien vor dem Rufe Gottes dahingeweht. Noch lange nach seinem Tode haben seine Freunde versichert, er hätte nie das Aufgeben seines Ruhmes, das Verlassen seiner Laufbahn bereut. Wie gern glaubt man ihnen! Dem starken Herzen steht die Welt offen, dem gebrochenen der Himmel allein.

Unstät.

I.

Auf der Morgenseite der Stadt, wo sie mit Giebeln und alterthümlichen Schieferdächern, mit den steinernen, bildverzierten Marktbrunnen und dem gewölbten, dunklen Thorbogen noch an das Mittelalter gemahnte, zog sich die breite von hohen Linden beschattete Fahrstraße weit in das Land hinaus, zunächst an freundlichen Häusern und Dörfern vorüber, wo die Spaziergänger des Sonntags und an Sommerabenden ihren Ruhesitz fanden. An einem dieser Häuser, das auf großem Holzschilde ein anspringender Löwe, freilich in schon verblaßten Farben, als Gasthof zum goldenen Löwen bezeichnete, bog ein schmaler Fußsteg von der Landstraße in eine kleine, stille Waldfläche ab, welche wie ein schützender Wall die reichen Getreidefelder der Stadt umschloß.

Eine halbe Stunde etwa führte der Pfad in dem bläulich schimmernden Schatten der dichtstehenden Tannen und Fichten fort, deren Ordnung zuweilen auf freierer Stelle eine einsame, hochgewipfelte Eiche unterbrach, bis dann allmälig die Strahlen der Sonne immer leuchtender und voller in das

Dickicht hineinbrannten, die Stämme auseinander traten und eine Aussicht in die Ebene, auf die Triften und den Fluß gewährten, der hart am Rande der Haide vorbei der Stadt zuströmte. Vor Jahren hatte der sonst so ruhige Fluß, vom Winterschnee der Berge geschwellt, einen Theil des Waldes überschwemmt und das halb ausgetrocknete Moor darinnen wieder gefüllt, so daß sich jetzt ein dünner Streifen trüben Wassers langsam durch den sandigen Boden vom Sumpfe bis zu dem Flußbette fortschlich. Diesmal, in einem kühlen Frühlinge, hatte das Wasser einen schnelleren, lebendigeren Zug, reichlicher Regen hatte das Moor gefüllt, daß es einem Teiche glich, Gräser und Sumpfpflanzen in Menge emporschießen lassen. Wie brennende Pfeile schossen die Sonnenstrahlen schräg über seine grünliche Oberfläche hin und verloren sich bald an den Nadelkronen der Tannen, bald tief unten im Gestrüpp und dunkelfarbigem Moos. Diese Stelle hatte einen eigenen, phantastischen Reiz. Nur das Summen der Käfer störte ihre Stille und Oede. Leise bogen sich die dünnen Spitzen des Schilfes, wenn die Schmetterlinge, die auf ihnen gesessen, aufflogen, hin und her, die gelblich weißen Blüthenblätter der Wasserlilien schwankten unter dem Sonnenschein, der über sie hinzitterte, während sonst auf dem röthlich braunen Boden der Haide sich nichts regte.

Fast hundert Schritte von dem Rand des Sumpfes lag auf einer geringen Erhöhung des Bodens ein seltsames, dunkles, verwittertes Gebäude. Lang hingestreckt, drei Bogenfenster zu jeder Seite der gewölbten Thür, der eine kleine, von vier zerbröckelnden Pfeilern von Sandstein getragene Halle zum

Vordach diente, mit seinem geräumigen, mauerumschlossenen Hofe, in den die eiserne Gitterthür einen Blick gestattete, glich es fast einem ehemaligen, jetzt längst verlassenen herrschaftlichen Jagdschloß. Einsam und freudlos stand es da, Trümmersteine von Mauern und Pfeilern, herabgeschleuderte Dachziegel rings umher, die Fenstern alle mit ihren Laden dicht geschlossen. Wo noch eine und die andere Scheibe sichtbar wurde, hatten sie die Spinnen mit ihren feinen Netzen dicht umsponnen, war ihr Glas trübe und dunkel geworden. Jetzt kleidete der Nachmittagssonnenschein, der von den Getreidefeldern her durch die hier kunstvoll wie zu einem Säulengang gelichteten Bäume auf Moor und Haus fiel, die alten, grauen Mauern in einen strahlenden Golddust und gab ihnen dadurch, wenn sie auch sonst all' ihre Zerfallenheit und Verlassenheit bewahrten, in den Augen der Männer, die durch die Haide daherkamen, einen freudigeren, farbigeren Ton.

„Da sind wir!" rief der Voranschreitende und warf jubelnd rasch den Hut zur Erde. „Stätte meiner Jugendträume sei mir gegrüßt!" Dann aber, als ergriffe auch ihn die Trauer der Landschaft, eine melancholische Stimmung, verstummte er und schaute mit verschränkten Armen über das schweigende, lautlose Moor, wo die Binsen sich jetzt tiefer neigten und die Wasserblumen dunkler glühten.

Darüber kamen die beiden andern näher, der Wirth des goldenen Löwen mit dem Schlüsselbund in der Hand und der noch jugendliche, schmächtige Herr Vinzenz, der reichste Fabrikherr in der Stadt.

„So ist es geblieben," sagte der Wirth zu ihm, „die

zehn Jahre lang, seit der alte Herr Jodocus Lohrbach in den Tod gegangen. Seine einzige Erbin, seine schlechte Tochter — Gott vergebe ihr vor Allem, daß sie seine Tochter gewesen! — ist mit ihrem Manne gekommen, hat Alles durchsucht, vermuthlich nach verborgenen Schätzen, und da sie nichts gefunden als alte, staubige Bücher und wurmstichige Schränke, haben sie das alte Haus wieder zugeschlossen und mir die Schlüssel und das Schloßvogtamt übergeben."

„Und das haben Sie so treu verwaltet, Herr Wirth," erwiderte ihm Vinzenz freundlich, „so treu, daß Sie bei dem Auferstehungsfest des alten Gebäudes, das wir zu feiern gedenken, die Hauptrolle spielen müssen."

„Zu viel Ehre! Aber so still es hier rings umher auch ist, romantisch, wie die Fremden sagen, wenn ich sie hierher führe, curioser Geschmack doch von dem Herrn Wilde da," setzte er leiser hinzu und zeigte verstohlen auf den am Ufer Stehenden, „sehr curios, für schweres Geld die Ruine zu kaufen."

„Ach!" lachte Vinzenz, „Sie thun meinem Freunde Unrecht, Herr Wirth; es ist nichts Curioses an ihm, werden sich mit ihm gefallen."

„Nun, Gott befohlen, ihr Herren. Was ist heut, was ist morgen, wer weiß es? Hier sind die Schlüssel, Jeder sieht sein Eigenthum zuerst am liebsten ohne fremde Augen." Damit legte er das Schlüsselbund in Vinzenz's Hand, steckte die seinen in die Vordertaschen seines grauen Rockes und ging pfeifend den Weg zurück.

Erst jetzt kam Vinzenz dazu, seinen Blick auf die Land-

schaft zu richten, ihren Eindruck ungestört zu empfinden. Seit so manchem Jahr auch diese Gegend seine zweite Heimath geworden war, hierher hatte er nie den Fuß gesetzt, in diese Einsamkeit. Drüben, auf der anderen Seite der Stadt, wo vor dem Thor an dem dort schon breiten, durch Nebenbäche gewachsenen Strom seine Fabrik lag, trug Alles den Charakter der tiefen, norddeutschen Ebene. Feld an Feld gedrängt, von einer Allee Pappeln durchschnitten, hier ein fruchtbares, reich angebautes Bruchland, dort drüben die Wassermühle, Weidengebüsche am Ufer des schäumenden Baches, dahinter eine leichte, ansteigende Höhe, zwei, drei Buchen darauf — zuletzt die endlose, unabsehliche Schienenbahn: so, in diesen einfachen Abwechselungen verschmolz die Ebene eintönig grau in der Ferne mit dem blaugrauen Horizonte. Hier aber fand Vinzenz eine ursprüngliche, unberührte Natur, Farbe, blendende Lichteffekte. Unwillkürlich strahlte sein Auge von dem Glanz umher wieder, allein mehr noch als die Spiele des Schattens und der Sonne erfreute ihn die abgeschlossene, harmonische Rundung des ganzen Landschaftsbildes, das in sich selbst eine gewisse künstlerische Vollendung trug.

„Du hast gut gewählt, Gregor," sagte er darum zu dem Freunde und legte ihm die Hand auf die Schulter, um ihn seinem stillen Sinnen zu entziehen.

„Meinst Du?" entgegnete der und wandte ihm sein trotziges, wettergebräuntes Gesicht zu. „Ein Stillleben in der Natur; ich dachte es mir, daß es Dir zusagen würde. Für mich ist es zu eng, zu beschränkt; indeß die Erinnerung schwebt über diesem Moor, und welche Erinnerung! Und dann

ist's immer gut, eine stille Stätte zum Ausruhen zu haben, — wenn man einmal die Flügel gebrochen hat. Nichts Einförmiges, Langweiligeres als die Natur! Das hab' ich nun hier vor zwanzig Jahren genau so gesehen, wie heute, jeden braunen Moosfleck auf der Erde, jede Binse, jeden Schmetterling — es sind alle gute Bekannte. Auf dem Tannenast, der dort über dem Wasser hängt, so tief, daß seine Nadelspitzen es berühren, hab' ich, wie oft! mich gewiegt, das Sonnenroth auf ihm hat auch mich beschienen. Denke nur, mich! Und was hab' ich seitdem gelebt, erlitten, überstanden! Ja, diese Vergangenheit selbst, bläst man sie nicht auf wie eine Feder? Nicht ganz zwar, etwas von ihr verwächst mit uns und bildet die Ringe um unser Leben, unser Herz; so Deine Freundschaft, guter Vinzenz!" Und er faßte zärtlich des Freundes Arm. „Vorwärts, die Stelle ist nicht gut für Träumer und sanfte Gemüther, sie macht sie nur noch stiller und trüber; komme nun mit in mein neues Besitzthum." Hastig, wie Alles an ihm war, hatte er die Schlüssel ergriffen, die Thür geöffnet, eine Staubwolke flog ihnen entgegen und bedeckte sie ganz. „Luft und Sonnenschein," rief er ärgerlich sich schüttelnd: „herein! herein!" Sie waren von der mit hellgrauen Fliesen bedeckten Hausflur in das eine der Zimmer getreten und öffneten die Laden der Fenster; wo die verrosteten Riegel nicht gleich weichen wollten, schlug Gregor mit seinem Stock die Scheiben entzwei, klirrend fielen die Scherben des kostbaren, mattgeschliffenen Glases auf die Steine draußen. Aber nun blickte auch die Sonne in voller, wärmender Pracht herein und spiegelte sich selbstgefällig in den Messingplatten

und Griffen und Löwenköpfen der alten Schränke, der hochlehnigen Sessel.

„Kannst Du es glauben," fragte Gregor den Freund, der neugierig forschend umherging, die Bücher auf dem Tisch aufschlug, die Quasten an den rothseidenen, verblichenen Vorhängen befühlte, „daß der alte Jodocus, der Himmel mag wissen, wie lange, allein in dieser Trödelkammer gelebt hat? Allein, ohne Thier oder Mensch um sich, denn sein Diener war wie eine vertrocknete Mumie und ich habe ihn nur einmal: Ach Gott! rufen hören."

„Vielleicht hat ihn ein herbes Geschick in die Einsamkeit getrieben, sie ihm ihre Ruhe, er ihr seine Liebe geschenkt."

„Ach!" lachte der Andere und zog ihn an das Fenster. „Wie durft' ich auch von dem milddenkenden, sanften Vinzenz eine andere Antwort erwarten. So recht, werft nur Alles auf das Schicksal, die Verhältnisse, andere Menschen, nehmt nur nichts auf Euch! Ein Narr war der alte Jodocus, meinetwegen ein edelherziger, großmüthiger — aber zuletzt doch ein Narr, der anders hätte leben und wirken können und sollen."

„Du hast ihn gekannt?"

„Geliebt, Vinzenz! — Das ist bald erzählt. Drüben im Dorfe wurde ich geboren; mein Vater war in seiner Schmiede reich geworden und ich sollte Tüchtiges lernen, in die große Welt gehen und wo möglich auch Dampfmaschinen erfinden. Nun weißt Du, wie solche Plane im Sande und in der Zeit verlaufen. Die Eltern starben mir früh und ich kam in die Stadt zu einem Verwandten, einem Kaufmann. Ein trockner, grämlicher Bursche, eine lebendige Illustration des Geizes.

Es kann mir Niemand verdenken, daß ich alle Tage von ihm fort und in die Haide lief, Käfer zu suchen und im Tannenschatten zu schlafen. So fand mich einmal der alte Herr, als er von seinem Abendspaziergang heimkehrte, am Sumpfe in den Binsen, im wachen Traum. Ein Gewitter brach gerade über uns aus und er, in einer seltenen Anwandlung von Güte, nahm mich mit in sein Haus. Ich habe nie einen besseren, freundlicheren Lehrer gehabt, als ihn, den Herrn Jodocus. Erzählen, unterrichten war seine Freude, ich glaube, seine einzige. Aber freilich, ehe es dazu kam, welch' harte Rinde von Argwohn, Eigensinn und Verschlossenheit mußte man durchbrochen haben, es war ein dorniger Weg zu seinem Herzen. Frag' mich nur nicht, wie ich ihn gegangen; ich weiß es nicht mehr. Nun, wir gewannen uns lieb, halb wie Vater und Sohn, halb wie zwei Freunde. Er sprach zu mir von seinen Reisen, zeigte mir seine Bücher, seine Sammlungen, wir wurden unzertrennlich. Wie oft bin ich mit ihm durch die Welttheile auf den Schwingen der Phantasie geflogen, welche Abenteuer hab' ich mit ihm bestanden, weit schöner, bunter, großartiger, als sie mir jemals in Wirklichkeit geworden. Methode war in seiner Lehrweise nicht, Wort und Gedanke irrte ihm oft von dem Nächsten zu dem Entlegensten und so mochten die Leute wohl Recht haben, wenn sie sagten: er hätte einen Span zuviel im Kopfe. Er war eine lange, knochige, verwitterte Gestalt, viel älter in den Furchen seines Gesichtes und mit seinen greisen Haaren, als er es der Geburt und seinem Herzen nach war. Vielleicht hatten ihm die Menschen übel mitge-

spielt, am schlimmsten aber seine eigene harte, argwöhnische Natur. Und so ist's am Ende mit uns Allen, nicht unsre Thaten, die nur Folgen unberechenbarer Verhältnisse sind, sondern unser Wesen, unsre Eigenart büßen wir. Daß sich die Stoffe so und nicht anders in uns gemischt, das gilt für unsre Schuld. Genug, zwei Jahre hab' ich täglich an diesem Tische gesessen, bald seine Mineralien geordnet, ihm zugehorcht oder mathematische Aufgaben gelös't. Mein Kopf brannte, wenn ich von ihm spät Abends heimkehrte, von all' den Wundern aus seinen Schilderungen; in meinen Träumen wogte fort und fort das Meer, rauschten die Urwälder, eine unbezwingliche Lust zu wandern, immer Neues zu sehen, Abenteuerliches zu erfahren, ergriff mich — das war gleichsam der Segen und das Erbe, das er mir gab, damit schieden wir von einander, wir weinten beide. Ich kam in die Hauptstadt, in das Gewerbeinstitut, in die Fabrik Deines Vaters, nur in langen Fristen sah ich den alten Freund. Er verwitterte immer mehr, sein Antlitz wie sein Herz. Es schlug seine letzten, feurigen Schläge aus, sein graues, scharfes Auge sandte seinen letzten warmen Blick, als ich den großen Abschied von ihm nahm für die längste, ewige Trennung, vor meiner Reise nach Amerika. Bald darauf starb der alte Jodocus und nun ist das Gras auf seinem Grabe zehnmal verdorrt und zehnmal wieder gewachsen, so lustig und gleichmäßig, als hätte jeder Halm seine Ewigkeit besonders verbrieft und versiegelt. Er aber da unten — ah, vorbei! Er war doch nur ein Narr!"

Vinzenz schwieg eine Weile; er wußte, welch' tiefe,

innige, schmerzliche Empfindung der Freund unter seinen herben Worten verbarg und ließ sie, erst leise nach- und ausklingen, ehe er sagte: „Und hast Du nie erfahren, warum Jodocus sich in diese Einsamkeit zurückzog und in ihr verscholl?"

„Niemals, darüber öffnete sich weder sein Mund noch sein Herz. Und was die Leute erzählten von falschen Freunden, einer leichtsinnigen Tochter, die mit ihrem Geliebten von ihm geflohen sei, mag wenig Wahrheit und viel Geschwätz gewesen sein. Ein Auftritt fällt mir ein, die vier Menschen, die ihn erlebt — zwei liegen nun schon unter uns, und die beiden andern werden ihn nie vergessen. Da ich einmal in der Beichte bin, sollst Du auch das noch wissen."

Er schob zwei von den dunkelbraunen Ledersesseln an das Fenster. „Komm, sitz nieder, Vinzenz! So, es wird Abenddämmerung draußen." Wie sinnend schaute er den Windungen des Rauches nach, der bläulich von seiner Cigarre aufstieg und endlich mit dem breiten, in der Sonne glänzenden Staubstreifen verschmolz. „Alles ist doch dieselbe Nichtigkeit, dasselbe Zerfließen, Rauch wie Schall! Warum zerrinnt die Erinnerung so schwer?" meinte er dann und warf die Cigarre hinaus.

„Hier war's", begann er, „in diesem Zimmer mit der blauen Tapete, dort liegt der graue Teppich noch mit den drei großen, blaßrothen Rosen inmitten. Schau sie Dir an, Vinzenz, das ist auch eine heilige Stelle, darauf hat das schönste Weib gekniet, das ich gesehen! Eines Sonnabends vor Pfingsten, um diese Stunde, ging ich zu Herrn Jodocus,

singend, in fröhlichster Stimmung. Ich kam aus der Hauptstadt, ich hatte Dich kennen gelernt, die Welt mir eben ihre Pforten geöffnet und wie geblendet starrte ich auf all' das Herrliche, was sie mir freigebig mit segnender Hand auf den Weg streute. Was hatte ich dem Alten nicht Alles zu erzählen! Ich trete unter das Vordach, die Thür ist offen, der Diener, noch abgezehrter als gewöhnlich sitzt weinend, händeringend auf der steinernen Schwelle und seufzt: „„Ach Gott!““ Es war der erste Laut, den ich von ihm vernommen; ein Gedanke, Jodocus sei plötzlich gestorben, durchzuckt mich, wie ein Stich in's Herz, mit wildem Sprung bin ich im Hause, in diesem Gemach, dort an jenem Thürpfosten blieb ich erschreckt, athemlos stehen. Hoch aufgerichtet, mit wirrem, flatternden Haar, stand Jodocus in der Mitte, am eichenen Tisch, die rechte Hand fluchend oder schwörend erhoben. An seinem Schlafrock von längst verschossenem, schwarzen Sammet war das rothe Gürtelband zerrissen und das weite Gewand wallte lose wie ein Mantel um ihn. Halb sah er wie ein toller Hexenmeister, halb wie Don Quixote im Streit mit dem Pfarrer aus, und überall an den Wänden, um sein Haupt, über den Boden hin spielte und flammte das Abendroth. Ein Weib lag zu seinen Füßen, auf jenen Rosen, sie hatte seine Kniee flehend umschlungen und blickte angstvoll, mit weinenden Augen zu ihm empor, schön wie die Liebesgöttin und zerknirscht wie Magdalena. Sie mochte schon viel gesprochen, ihr ganzes Herz vor ihm ausgeschüttet und ausgeweint haben, doch erschütterte und rührte sie ihn nicht. Mich aber bewegte mächtig der Blick ihres Auges, das sie

bei meinem Hereinstürmen auf mich gewandt. „Erbarmen, Herr Jodocus!“ rief ich und eilte auf ihn zu. Da ward ein kleines Mädchen — es war seine Enkelin — das bis jetzt neben der Mutter vor dem zürnenden Großvater gekniet, ungeduldig und sprang hastig auf. So jung es war, hatte es doch schon ein hartes, trotziges Gesicht. „Steh' auf, Mutter,“ sagte es leidenschaftlich, „was knieen und weinen wir vergeblich vor dem häßlichen, zornigen Mann da, den der liebe Gott nicht liebt und ich auch nicht!“ Und es wollte gewaltsam seine Mutter emporziehen. „Böse Natter!“ schrie darüber Jodocus auf und that mit wild verzerrtem Gesicht einen Schritt gegen die Kleine vor, die entsetzt davonfloh und ausgleitend an dem eisenbeschlagenen Fuß des Tisches sich die Stirne zerschlug. Entsetzt sprang nun auch die Mutter auf, dem Kinde zu Hülfe; das aber erhob sein Köpfchen, ganz mit Blut überströmt, mit dem alten Ausdruck des Hasses gegen Jodocus, der krampfhaft meinen Arm gefaßt hielt und immer wiederholte: „Das ist mein Sohn! Fort mit Euch, Natterngezücht!“

„Ich that das Mögliche, den Alten zu beruhigen, während Mutter und Kind sich entfernten; sie haben nie wieder seine Schwelle betreten. Häuslicher Jammer! würde mir ein Anderer als Du, Vinzenz, mit mitleidigem Lächeln sagen, was liegt daran? Mir blieb der Vorfall, dessen Zeuge ich einmal geworden, wie ein Schatten auf der Stirn, wie eine Schuld auf der Seele und bestärkte mich nur in meinem Entschluß, mit keiner neugierigen Frage in diese Geheimnisse einzudringen. Trägt man doch schon an seinen Thaten

und seinem Wesen ein Bündel, auch für den Stärksten schwer genug, wozu sich mit dem der Andern beladen? Darum war's gut, daß der Alte plötzlich starb, als ich weit fern von ihm in Amerika lebte, und mich nicht in einem tollen Testamente bedachte; so fiel Alles, sein Vermögen, seine Güter, seiner einzigen Tochter zu und nach deren Tode seiner Enkelin, dem zornigen Kinde, das er Natter gescholten. Die Mutter, mein Ideal, hab' ich nicht zum zweitenmal gesehen, dies Haus aber konnte ich nicht in den Händen jenes Mädchens lassen, es schien mir wie eine Beschimpfung des alten, theuern Freundes, wie eine Schmach gegen mich selbst, wenn sie hier walten sollte. Lache nur, mein verständiger Kaufherr, diese Narrheit hat mich ein schönes Stück Geld gekostet, denn der Notar des Fräuleins merkte bald, daß er mir einen hohen Preis abfordern dürfe. Indeß, es ist nun mein! Und gewiß, wir wollen lustiger darin hausen, als Jodocus, mit Champagner und schönen Weibern! Deine Hand her, Vinzenz — es lebe die Freundschaft!"

„Wenn sie Dich nur festhalten könnte, Gregor! Lange genug bist Du nun auf Abenteuer und Wanderfahrten umhergestreift, Du hast die Jugend genossen, ein reiches Glück; ich möchte fast sagen, Du habest Deinem Wesen genug gethan."

„Und ich soll nun hier mein Asyl suchen und finden? Thatlos in Ruhe verkümmern?" lachte Gregor. „Lieber ziehe ich schon morgen weiter."

„Thatlos? Als ob nur beständiges Umherirren, die fieberhafte Thätigkeit eines Tages, Dein rasches Ergreifen und Fallenlassen aller Dinge Arbeit wäre!"

„O, ich wollte mit meinem Wort nichts gegen Dich und Deine Weise sagen, Vinzenz. Mir sind die Dinge und meine Bemühungen nicht so werth wie Dir, Alles ist im Grunde doch nur Spielzeug für den Augenblick, nennt's Ruhm, Liebe, Arbeit. Im Fluge genießt sich das Leben am Besten, das Stillsitzen lehren uns erst die Weiber, und Du weißt, wie schlecht ich von ihnen denke. Wenn ich Dich dann aber ansehe, ist es mir immer, als fehlte an Dir, an Deinem schlichten Wesen etwas zur Harmonie, eben ein Weib, Du bist für die Ehe geschaffen. Allein danke trotz alledem dem Schicksal, daß Du keine Frau hast!"

Er war aufgestanden und trommelte an den Scheiben eine lustige Melodie; plötzlich trat er vom Fenster zurück, sein Gesicht zuckte. „Halt da, gibt's hier Gespenster?"

„Was denn?" fragte Vinzenz, der bis dahin, den Kopf zur Erde geneigt, den Worten des Freundes nachgesonnen.

„Still — sie kommt näher. Hörst Du nicht draußen auf den Fliesen der Hausflur einen leisen Schritt, ein Rauschen wie von einem Seidenkleid? Wahrhaftig, da ist sie!"

„Wer?"

„Sie!"

Beide traten aus der Fensternische, auf der Schwelle des Gemaches in der halb offenen Thür, stand eine Dame, das blasse, jetzt erröthende Gesicht ihnen gerade zugewandt. Unwillkürlich zögerte sie weiter zu gehen und konnte doch auch nicht zurück, wie festgehalten von den flammenden Augen Gregor's, die er starr auf sie geheftet hielt, mit einem Ausdruck von Staunen, Haß und Schreck zugleich.

Vinzenz faßte sich zuerst, er ging ihr entgegen. „Treten Sie ein, meine Gnädige, wir sind keine Gespenster, wofür wir uns wohl gegenseitig gehalten. Dieser Ort ist so öde und wird so selten besucht, daß jede Erscheinung hier den Reiz des Wunderbaren hat.“

„Doppelt muß ich dann um Vergebung bitten, meine Herren,“ entgegnete die Fremde mit höflichem, aber kühlen Gruß.

„Es ist ihre Stimme,“ sagte Gregor leise für sich, indeß sie fortfuhr: „Ich wußte nicht, daß der neue Besitzer des Hauses es schon bezogen hat, und glaubte ein Recht zu haben, es noch einmal zu sehen, bevor ich es auf immer verliere; so trat ich, da die Pforte offen stand, nichts ahnend, hinein — noch einmal, Vergebung, meine Herren.“

Darüber hatte auch Gregor wieder Bewegung und Sicherheit gewonnen, er strich sein braunes, lockiges Haar von der Stirn zurück. „So bitte ich Sie nicht zu gehen, Fräulein Sterneck, nicht so!“ sagte er zu ihr tretend. „Lassen Sie mich nicht glauben, daß Sie mir zürnten, weil ich das Gut gekauft.“

„Sie —“ entgegnete das Fräulein auffahrend — „Sie — Gregor Wilde?“ Aber gewaltsam unterdrückte sie ihre Erregung. „Wie sollt' ich Ihnen zürnen, mein Herr? Ich kam nur um dies eine Gemach zu sehen,“ und sie überflog mit einem hastigen, scharfen Blick ihres dunklen Auges Schränke und Tapeten, die Kupferstiche an der Wand, den Teppich am Boden — „nun danke ich Ihnen, ich vergesse es nicht mehr.“ Und sie legte, als empfände sie von dieser

ungewohnten Anstrengung der Sehkraft einen heftigen Schmerz in den Augen, die feine, längliche Hand wie zum Schutz darauf und stand so vor ihnen.

In ihrer schlanken Gestalt, dem starren Adel ihrer Formen und der Jungfräulichkeit ihrer Erscheinung hatte sie etwas von einer Statue, auch die Züge ihres Gesichts erschienen bei aller Regelmäßigkeit doch hart und kalt, nicht mehr in der ersten Frische der Jugend, wie leblos und unbeseelt. Endlich nahm sie die Hand von den Augen und wollte das Zimmer verlassen. Es war nur die Pflicht der Höflichkeit, daß Vinzenz für den Freund und sich die Erlaubniß erbat, sie durch die Haide begleiten zu dürfen. Tiefer in den Wald hinein dunkelte es schon unter den Tannen, und der Abendwind jagte trübe, dunstige Wolken vor die untergehende Sonne, so daß sie nur in matten, blaßrothen Streifen hindurchschimmerte, als spiegele sich farbige Glut im Wasser.

Das Fräulein nahm mit leichtem Dank Vinzenz's Anerbieten an und während Gregor in heftiger Verstimmung die Laden der Fenster zuschlug und die Thür verschloß, schritten sie beide ihm voran langsam auf dem engen Pfade hin. Er warf nur selten, ihnen folgend, ein kurzes, scharfes Wort in das gleichgültige Gespräch, welches Vinzenz und das Fräulein über die Stadt und ihre Bewohner begonnen. Adelheid Sterneck besaß ein großes, unabhängiges Vermögen; sie wollte einige Zeit lang in der Stadt verweilen, in deren Umgebung das Stammschloß ihres Großvaters lag, das sie sich zum bleibenden Aufenthalt ausersehen und jetzt für diesen

Zweck ausbauen ließ. In wenig Stunden konnte sie es von der Stadt her erreichen und täglich die Fortschritte des Baues beobachten. „Sechs Jahre seit dem Tode meiner Eltern," sagte sie einmal, „habe ich in fremden Häusern, zwar unter Verwandten, aber mir doch innerlich fremden Menschen gelebt und fast vergessen, was eine Heimath, ein Eigenthum, ein selbstständiges Besitzen und Gebrauchen seiner Zeit ist. Wie sehne ich mich danach! Lächeln Sie nur über mich, den Männern wird dies Alles gleichsam als ein angelerntes, natürliches Recht mitgegeben, wir Frauen besitzen es nur durch Eroberung."

Der Sicherheit ihres Auftretens, ihrer ruhigen bestimmten Sprache merkte man einen langen Verkehr mit der Gesellschaft, wägenden Verstand, eine heitere, selbstbewußte Freiheit an — Saiten des Charakters, die harmonisch an Vinzenz's Seele klangen, und es schlug sein Herz höher, er wußte selbst nicht recht warum, als sie im Lauf des Gesprächs bei der Nennung seines Namens freudig erstaunte und bemerkte, wie angenehm es ihr sei, ihn heute schon kennen gelernt zu haben; in der Hauptstadt habe man ihr allseitig Herrn Vinzenz für den kenntnißreichsten und zuverlässigsten Mann empfohlen, bei dem sie wegen ihres Baues und der Fabriken auf ihrem Gute sich Raths erholen könne. Für Gregor aber gab es nichts Häßlicheres, als ein verständiges Mädchen; wenn sie von Wirthschaft und Häuslichkeit sprechen, sagte er oft, werden sie alt, ohne daß sie es wissen. Er begriff und bewunderte das Weib nur in Liebesleidenschaft oder als Künstlerin, voll phantastischer Launen. Darum

erschien ihm Adelheid so durchaus ärmlich und kleinlich in Aeußerungen und Ansichten, daß er die Aufregung, in die ihn ihr plötzlicher Anblick gestürzt und die ihn noch beängstigte, sich nicht anders zu erklären vermochte, als durch die Erinnerung an die Vergangenheit. Sie hatte nichts von der idealen Schönheit ihrer Mutter geerbt, nur den herrischen Trotz im Gesicht bewahrt, der ihm schon an dem Kinde aufgefallen. Doch zog sie ihn an; wenn das niedrige, dichte Tannengebüsch ihr graues Seidenkleid mit seinen Nadeln und Zweigen festhielt, bog er die Aeste sorgsam auseinander; als ihre Spitzenmantille einmal bei ihrem hastigen Gange ihr von den Schultern glitt, legte er sie wieder darum und seine Hand zitterte einen Augenblick auf ihrem wunderbar weißen, schön gewölbten Nacken. Viel Dank und Worte hatte und wollte Adelheid nicht für ihn haben, zwischen ihnen beiden mußte die Kluft so weit und tief bleiben, als sie eben war, jeder Versuch, eine Brücke der Freundschaft oder nur der Annäherung darüber zu schlagen, hätte diesen stolzen Charakteren wie eine Entwürdigung geschienen. So im Gehen kam ihm die Sage von Aktäon in den Sinn, den Diana tödten ließ, weil er sie fast wider seinen Willen im Bade belauscht, und er glaubte, er selbst wäre jetzt dieser Aktäon, an dem eine andere Diana sich rächen werde. „Mag sie doch," dachte er dann wieder und erhob trotzig den Kopf.

Darüber erreichten sie die Landstraße, wo der Wagen des Fräuleins hielt. Adelheid nahm Abschied von ihren Begleitern, ein leises Lächeln beseelte und verschönte einen Augenblick ihr Gesicht. „Das war ein wunderliches Zusammen-

treffen, meine Herren," sagte sie, „aber ich hoffe, Sie lassen es nicht ohne ein Wiedersehen vorübergehen und betrachten mich fortan als Ihre gute Nachbarin." Damit reichte sie Vinzenz in vertrauender Herzlichkeit die Hand, grüßte Gregor — nun saß sie im Wagen. Wie sie noch einmal herauswinkte, traf sie Gregor's funkelnder Blick; war's nur vom Widerschein des Abendroths, daß auch ihr Antlitz dunkler erglühte? Sie ließ den Schleier des Hutes herunterfallen.

„Eine sehr vernünftige Dame," brach Gregor unter dem Fortrollen des Wagens aus. „Hüte Dich, Vinzenz, oder in zwei Jahren wetteifert sie mit Dir um die Preismedaille auf Industrie-Ausstellungen."

„Mißfällt Dir das Fräulein so sehr?" fragte Vinzenz langsam zurück.

„Mißfällt? Nicht doch, wenn Du damit ein Gefühl des Herzens bezeichnen willst, an eine Empfindung denkst. Ihr ganzes Wesen ist dem meinen so durchaus entgegengesetzt, bei einer Frau so steif und gekünstelt — wäre die tolle Geschichte nicht zwischen uns, könnte mir ein Stein am Wege nicht gleichgültiger sein, als sie. Du aber stehst, wie geblendet, als hättest Du noch nie ein Mädchen getroffen, das aus dem Abendroth der Jugend mit Anstand in die Morgenröthe der Weisheit tritt."

„Ist sie so alt? Sieh', darauf habe ich das Fräulein gar nicht angesehen, Du fandest freilich bei Deinem Schweigen eher Gelegenheit, Betrachtungen über sie anzustellen. Ich habe nur ein Wort, das den Eindruck bezeichnete, den sie mir gemacht: wohlthuend."

„Nun ja, etwa wie die scheidende Sonne dort oben auch.“

„So gewiß nicht. Es ist ein sanfter Zauber in den Worten des Fräuleins, kein schwermüthiger. Wenn Du uns nicht so bald verlassen wolltest, würdest Du ihn schon erproben.“

„Verlassen?“ Ich denke nicht mehr daran, mein Haus am Waldmoor ist mir viel zu lieb. Morgen schon send' ich die Arbeiter hinaus, seine Wiederherstellung zu beginnen. Oho, sie soll nicht glauben, ihr Anblick könnte mich aus meinem Eigenthum vertreiben.“

Vinzenz wollte lächeln, doch das Auge des Freundes, das finster, beobachtend in seinen Zügen las, drängte den Scherz von seinen Lippen. Darum reichte er ihm nur die Rechte und dieser stumme Handdruck schien besser als jede Betheuerung ihre Freundschaft unverbrüchlich zu besiegeln.

———

II.

Nun vergingen ihnen allen die nächsten Wochen in angestrengter Arbeit, in rastloser Thätigkeit. Wenn Gregor von einem Gedanken ergriffen war, beherrschte ihn dieser gleichsam ausschließlich, dann gab es nur ein Ziel für ihn in der Welt, ein Bestreben: diesen Gedanken auszuführen; die Hartnäckigkeit und der Trotz seines Wesens fügten sich dann willig dem Zuge seines Herzens und stärkten und erhöhten ihn, wenn er nachzulassen drohte. Jetzt fand ihn jeder Morgen draußen am Moor bei seinem Hause, wo ihm Zimmerleute und Maurer viel zu langsam die Balken setzten und die Steintrümmer wieder aufrichteten. Selbst da mit Hand anzulegen, mit kräftigem Arm Axt und Hammer zu gebrauchen, war ihm eine Nothwendigkeit, ihn befreite die Arbeit wenigstens auf Stunden von der Unruhe und dem vorwärts verlangenden Drang seines Herzens. Oft wünschte er, daß es nie Abend und an einem einzigen Tage sein Haus vollendet würde. Denn wie die Tage kamen und gingen, keiner den Bau beendigte und nur

immer neue Schäden an dem alten Gebäude sich herausstellten, verdroß ihn diese Zögerung, endlich ward sie ihm eine Last. In der Zeit, die er nutzlos an diesem Steinhaufen verlor, was hätte er Alles vollführen, erleben, genießen können, warf er sich oft vor und zornig über sich selbst ließ er den Hammer, den er noch eben geschwungen, sinken und eilte weit fort, waldeinwärts, bis nicht der leiseste Klang von dem Lärm des Bauplatzes mehr zu ihm drang.

Dort, im einsamen Umherirren suchte er Herr seines zwiespältigen Willens zu werden, der ihn auf dieser Scholle festhielt und doch zugleich von ihr fortdrängte. Wäre er wie früher für sich allein, nur auf sich angewiesen, nur von seiner Laune abhängig gewesen, längst hätte er Alles unvollendet zurückgelassen, aber da war der Freund, dem er zu bleiben versprochen, das Fräulein, dem er nicht weichen wollte. Wie gering mußte der eine seine Beständigkeit schätzen, die andere ihn wohl gar für furchtsam halten, wenn er ginge! Die Menschen, sagte er sich, selbst die uns liebsten und theuersten, was thun sie anders, als uns zu hindern, unsre Neigungen zu durchkreuzen? Freundschaft, Liebe, Ruhm — es gibt kaum etwas, das besser klänge auf Erden, und wir Thoren merken nicht, daß gerade darin die schlimmste Sklaverei für uns liegt; den Freund, von dem wir uns trennen, die Geliebte, die wir fliehen, um frei zu werden, unsere besten Gedanken verfolgen sie doch, hängen sich an ihre Fersen, unaufhörlich, immerdar!

Traf er in solchen Stimmungen des Abends mit Vinzenz zusammen, suchte er in stürmischer Betheuerung und Zärtlichkeit zu sühnen, was er im Geiste gegen die Freundschaft

verbrochen, und Vinzenz schon von den Jugendjahren her an Gregor's wechselvolle Natur gewöhnt, ertrug mit derselben sich gleichbleibenden Treue und Anhänglichkeit das Auflodern wie die Kälte des Freundes. War's Zufall oder vermieden sie es mit Absicht: des Fräuleins ward nur selten, wie im Vorbeigehen, in ihren Gesprächen gedacht. Gregor brachte den Tag meist fern von der Stadt, in seinem Hause, auf weiten Fußwanderungen zu, die ihn an sein amerikanisches Waldleben erinnerten, seinem Sinn und Treiben zusagten und ihn auch beschäftigten, seit er aus Jodocus Sammlungen wieder Vergnügen an Pflanzen und Mineralien geschöpft; so war er kaum zwei- oder dreimal flüchtig mit Adelheid Sterneck zusammengetroffen, bei Festen, in großer Gesellschaft. Wohl hatte er bemerkt, daß sie Vinzenz mit entgegenkommendem Lächeln empfing, ihn mit ihrem dunklen Auge überwachte, wenn er mit andern Frauen sprach; Viele sagten ihm, wie eifrig und unermüdlich der junge Fabrikherr für das Fräulein auf ihrem Gute walte und ordne und daß der Ausgang des Sommers ein neues Schloß und ein neues Ehepaar sehen werde: doch konnte er sich nicht überreden, daß Adelheid den Freund liebe, selbst nur mit jener kühlen Zärtlichkeit, welche die Gewohnheit des Beisammenseins erzeugt — so oft er sie noch darauf angeschaut, sprach es immer in ihm: es kann nicht sein. Als sie beide einmal, er und Vinzenz, von einem Feste heimkehrten, und Vinzenz die Anmuth, den Verstand, die herzgewinnende Milde des Fräuleins rühmte, schien es ihm eine Pflicht der Freundschaft, offen seine Meinung über Adelheid zu äußern, den Freund vor einem Mädchen zu warnen, die ihn vielleicht

nur mit Hoffnungen wiege, weil sie seiner bedürfe, aber die Worte blieben ihm auf den Lippen gefangen. Und so ist es auch das Beste, dachte er einige Augenblicke später, was willst Du Dich noch tiefer in diese Dinge verstricken?

Es war für ihn eine Gunst des Schicksals, daß ihm Vinzenz noch nicht das Geheimniß seiner Liebe gestanden, so durften auch seine Zweifel und Sorgen lautlos in seiner Brust bleiben, er hatte keinen Grund, sie zu entdecken. Aber er glaubte fest an Adelheids Verstellung, und der Grund, auf dem sich ihre strenge, keusche Gestalt erhob, ward für ihn, je mehr er nachsann, desto dunkler, den dämonischen Zug und Trotz des Kindes konnte keine Zeit ganz ausgelöscht haben, und die Ruhe und Sanftmuth, die sie jetzt verklärte, nur eine vorgenommene Maske sein. Alle, die sie hier umgaben und bewunderten, kannten sie nicht, hatten nie ihre Seele so unverhüllt in ihrem Gesichte leuchten gesehen, wie er — darum vermied er sie, darum mußte sie ihn hassen. Und es war der Anfang ihrer Rache, daß ihr Bild ihn fortan begleitete und in der stillsten Einsamkeit neben ihm und um ihn ihr Schatten ging. Diese Kräfte, die geheimnißvoll kommen und wirken, sind stärker als unser Wille, unscheinbar und unmerklich in ihrem Anfange, erfüllen sie doch für uns zuletzt den unendlichen Raum, sie schleichen durch unsre geheimsten Gedanken und lenken sie oft, ohne daß wir es ahnen, oft trotz unseres Sträubens zu dem Ziele, zu dem sie uns verdammt. Diesem Zwange erlag auch Gregor; je weiter er in der Wirklichkeit Adelheid von sich zurückdrängte, desto näher und doch immer ungreifbar war sie ihm in der Einbildung, in seiner Seele.

Da vereinigte ein heitrer Sommernachmittag sie alle zu einem Spazierritt durch die Haide, die von der Stadt sich wie in Absätzen, von Wiesen und Feldern unterbrochen, bis zu dem Gute des Fräuleins ausdehnte. Zufällig war Gregor an diesem Tage, mit seinem Herbarium beschäftigt, oben in seinem Zimmer im Hause des Freundes geblieben, und als ihn dieser bat, die Fahrt mitzumachen, hatte er in fröhlichster Laune, von Duft und Sonnenschein hinausgelockt, leicht eingewilligt. Kaum konnte ein kühnerer Reiter als er, ein prächtigeres Roß als sein Schimmel von zartem Silbergrau gefunden werden; so zu Pferde mit seinem stolzen, gebräunten Gesicht, die Haare leicht gelockt um die Stirn, in sicherster Haltung war er männlich schön, untadelhaft, eine ritterliche Erscheinung. Alle Damen der Gesellschaft waren auch heute einstimmig in diesem Lobe, nur Adelheid schwieg wie immer, wenn die Rede sich auf Gregor wandte. Ihr erregte sein erster Anblick stets eine sonderbare Beängstigung, einen Krampf des Herzens, ein Erglühen und Erbleichen, das sie nur mühsam verbarg, noch mühsamer bewältigte. Heute schien er ihr nun gar zum bittersten Verdruß gekommen zu sein; als sie ihn neben Vinzenz bemerkte, hatte sie erblassend und doch ergrimmt auf den goldenen Knopf ihrer Reitgerte gebissen und war lange schweigend, die Augenlider tief gesenkt, wie sie es immer that, wenn sie erregt war, lose den Zügel gefaßt, dahingeritten. Draußen im Walde lös'te sich die Gesellschaft in einzelne Gruppen auf, zwanglos suchte Jeder, die seiner Neigung die liebsten waren. So entschwand auch Gregor Adelheids Blicken; bald blieben sie und Vinzenz, dem der Platz an ihrer Seite schon von Niemand

mehr bestritten wurde, allein, die Letzten im Zuge. Adelheid athmete freier, doch blieb eine Wolke, wie ein verhüllender Schleier auf ihrem Gesichte und zum erstenmal, seit sie ihn kannte, überhörte sie die Worte des Freundes. Wie sie so in Gedanken verloren hinritt, schlug, ehe Vinzenz es hindern konnte, ein tief herabhängender Zweig ihr hart in das Gesicht, daß ihr ein halb erstickter Schrei entfuhr.

„Ist Ihnen etwas geschehen?" fragte ihr Begleiter besorgt.

Nichts — wollte sie antworten, aber die Lüge kam nicht bis zu ihren Lippen, sie wagte nicht ihn anzusehen, sie schwieg.

„Gewiß," fuhr er darum fort, „Sie sind verstimmt und nicht um ein Kleines."

„Das Wetter, könnt' ich sagen, Herr Vinzenz, die warme Luft ist mir nicht zuträglich, allein das Uebel liegt tiefer, es ist eine Seelenangst, von der ich nicht frei werde," antwortete sie abgebrochen.

So gut kannte sie Vinzenz doch schon, daß er weiter keinen Versuch wagte, in ihr Inneres zu dringen, und es überraschte ihn sonderbar, als sie nach kurzer Weile, wo sie des Pfades nicht achtend in den ödesten Theil der Haide gekommen waren, sich zu ihm wandte, ruhig und wie abgeschlossen mit sich und ihrer Erregung. „Sie sind mein treuster, mein einziger Freund, Herr Vinzenz," sagte sie und schaute ihn innig und dankbar an; „ich erröthe nicht darüber, daß ich es Ihnen gestehe, ich vertraue Ihnen ganz: noch heute will ich diese Gegend verlassen."

„Adelheid!“ rief Vinzenz erschreckt und faßte hastig nach ihren Zügeln, als wolle er sie so festhalten. Er hatte sie noch nie mit diesem Namen genannt, und sie fühlte, daß er ihr bei seiner schweigsamen Natur damit ein fast unbewußtes Liebesgeständniß thue; unter dem Schleier, den der Wind ihr jetzt wie zum Schutz über das Gesicht legte, glühte ein leichter, sie wunderbar verschönernder Schimmer auf Stirn und Wangen.

„Hören Sie mich,“ bat sie darum leidenschaftlicher, als sie sonst zu sprechen pflegte, „rathen Sie mir, mein Freund — denn mit einem Wort, ich oder Herr Wilde, einer muß von dieser Stätte weichen. Anfangs hoffte ich meine Abneigung gegen ihn zu bezwingen, hoffte auch, er werde bald wieder von hinnen gehen — umsonst; seine Gegenwart ist wie eine Flamme, die mein Leben verzehrt. Es gibt Blicke, die verwirren, entsetzen, tödten können, so ist der seine. Schelten Sie mich immerhin eine Thörin, ein phantastisches Mädchen, das am lichten Tage Gespenster sieht, ich kann nicht für mein Wesen.“

Lange schon hatte Vinzenz den Zügel ihres Pferdes fallen lassen, er starrte sie wie betäubt an. „Es ist klar,“ sagte er nun, „ich habe Sie verloren, Sie wollen es nur selbst noch nicht wissen, daß Sie ihn lieben.“

„Lieben?“ Ich hasse ihn, seit ich ihn erblickt; wie mein Vater und meine Mutter ihn haßten, weil er uns die Liebe des Großvaters geraubt. Er mag an all' diesen Zwistigkeiten unschuldig gewesen sein, aber keine bessere Ueberzeugung kann dies lang genährte, mit mir groß gewordene Gefühl

des Hasses ersticken, immer kommt es in Ahnungen, Träumen, in dem Schrecken, den sein Anblick mir erregt, wieder herauf. Ich war des Glückes so voll, als ich endlich selbstständig, aus dem Kreise gewinnsüchtiger Verwandten, hierher eilte in mein freies Besitzthum, zu genießen, was wir noch von der Jugend blieb. Ach, wie bin ich betrogen worden! Hätte ich Ihre Freundschaft nicht gefunden, ich würde das unseligste Geschöpf sein. Ahnungslos, ich wußte nicht, an wen mein Notar jenes Haus des Großvaters verkauft, trat ich dort ein, um ihn zu finden, meinen Todfeind! Fortan sind mir die Stunden in Angst und Sorge verflossen, ich kam zu keinem Entschluß — bis heute! Und nun bin ich entschieden: ich will reisen, ihn fliehen — wo er ist, werd' ich nie eine ruhige Stätte finden."

„Doch, Adelheid," entgegnete ihr da sanft und fest der Freund, „diese Stätte der Ruhe, darf ich sie Ihnen bieten und bereiten? In meinem Hause, an meiner Hand — denn ich liebe Sie, Adelheid, und brauche nicht viel Betheuerungen, damit auch Sie mir glauben, Sie wissen, daß meine Neigung Ihnen gehört, Ihnen allein. Freilich, Sie bedürfen Niemandes in der Sicherheit Ihres Wesens, das Schreckbild, das Sie jetzt ängstigt, wird bald vor Ihrem klaren Blick entschwinden, wenn nicht — und diese Furcht verzeihen Sie dem Liebenden — eine tiefe und leidenschaftliche Neigung zu Gregor Ihnen selbst noch unerklärlich sich in dies Gewand des Schreckens hüllt."

„Nimmermehr!" rief sie aus, mit funkelndem Auge, das Gesicht ihm frei entgegen gewandt. „Darin verken-

nen Sie mich, Vinzenz! Und doch, daß Sie mir das sagen mußten!“

Und wie tief beschämt und im Herzen getroffen, senkte sie das eben noch so stolz erhobene Haupt.

„Sie lieben mich nicht? Sie verschmähen mich?“

Langsam sah sie auf; ihre strengen Züge hatten, von zarter Scham überflogen, fast ihre erste Jugendfrische, eine zarte Mädchenhaftigkeit wieder gewonnen, die sogar ihre Stimme weicher und melodischer machte. „Nein, Sie haben sich keine Undankbare verpflichtet, Herr Vinzenz,“ sagte sie, „keine, die nicht stolz oder froh über Ihre Liebe wäre, Niemand steht meinem Herzen näher als Sie, aber diesen Tag lassen Sie noch mein sein, ganz mein — ich hatte ihn in Freiheit begonnen und bin nun ringsum von Gefangenschaft bedroht, heute fordern Sie keine Antwort von mir, mein Freund, heute nicht.“

Es zitterte etwas in ihren Worten; so zieht oft am stillen Mittagshimmel im Hochsommer ein ferner Donner leise verhallend durch die unbeweglichen Wolken.

Sie waren aber gerade zu den beiden Rothtannen gekommen, an denen vorbei der Seitenweg, dem sie bis jetzt gefolgt, in die große Straße einbog, welche den Wald durchschnitt und auf der in fröhlichen Reden unter Scherz und Lachen die übrige Gesellschaft dahinritt und sie mit wehenden Tüchern empfing. Darüber entfernte sich Vinzenz absichtlich von dem Fräulein; so viel, was er noch auf dem Herzen hatte, durfte er in der Nähe der Andern nicht laut werden lassen, und die Erinnerung an die verflossenen Augenblicke

war ihm noch zu theuer und heilig, um sie durch ein gleichgültiges Gespräch zu entweihen. Am liebsten hätte er sich dem Freunde angeschlossen, der ritt indessen in der keckſten Laune, courbettirend, um Alles unbekümmert, neben der schönsten Dame der Gesellschaft und schien weder Adelheids Verschwinden, noch Wiederkommen bemerkt zu haben; von ihm wenigstens konnte Vinzenz überzeugt sein, daß er nicht liebe.

Im gemüthlichen Schritt erreichten sie bald darauf den Rand der Haide, ein schmaler Streifen unbebauten Landes trennte sie nur noch von der stattlichen Lindenallee, die zu Adelheids Schlosse führte. Der Wind trug ihnen den Duft der blühenden Linden, den hellen Klang der Schloßuhr hinüber, die eben die fünfte Stunde ausschlug. Alle trieben wie in gleichem Gefühl, das ersehnte Haus zu erreichen, ihre Pferde an und flogen im Galopp über die sandige Ebene; durch die tiefen, kühlen Schatten der Allee. Dabei geschah es, daß Gregor und Adelheid bald die Andern hinter sich zurückließen und zuerst den Hof des Schlosses erreichten. Er war still und leer, die Dienerschaft hatte das frühe Eintreffen der Herrin nicht erwartet und nur ein Knabe lief bei ihrem Nahen von seinem Spiel am Brunnen ihr entgegen. Ihm warf Gregor den Zaum seines Rosses zu und hob das Fräulein von ihrem Zelter. „Wahrlich,“ sagte er mit leichter Artigkeit, „Sie sind die Königin in Allem, Fräulein Sterneck, so schön wie muthig.“ Sie war bleich geworden, als er sie berührte, indeß eine tiefe Glut ihn überwallte. Nun standen sie lautlos neben einander, noch hielt er ihre kalte Hand in der seinigen — in der Allee wurden die Reiter sichtbar, die schäumenden Roſſ

die wehenden Schleier der Damen, mitten in dem aufwirbelnden Staub, aus dem Schlosse eilte eifrig der alte Kastellan mit den Dienern herbei. Aber wie festgewurzelt blieb er vor den Beiden stehen, fuhr mit der Hand über die kahle Stirn, über die Augen und stürzte dann auf Gregor zu: „Gelobt sei Gott, das ist Herr Gregor!"

Dieser Ruf, diese Erkennung entsetzten Adelheid, Zorn und Wuth zitterten in ihrem Antlitz, daß es dem einer Furie glich — ein Zug, nun war sie frei von Gregor's Arm, und während dieser den weinenden Alten, den treuen Diener von Herrn Jodocus, an's Herz drückte, ging sie mit einem matten Lächeln zu ihren Gästen und sie in das Schloß einladend, mit jener Mischung von Anmuth und Würde, die ihr ein Eigenthümliches war, nahm sie Vinzenz's Arm. Obgleich sie ihm bei dem Gang die steinerne Treppe hinauf und durch die Zimmerreihe bis zu dem reichgeschmückten Saal, dessen Fenster einen lieblichen Anblick über den Park gewährten, weder in Wort, noch Blick eine Antwort auf seine Frage im Walde gab, schien doch ihm wie den Andern dieser Beweis ihrer Gunst entscheidend und die munteren Damen der Gesellschaft erwarteten schon, daß noch vor Abend das Fräulein ihre Verlobung mit Herrn Vinzenz erklären würde.

Auch Gregor, der sich endlich aus den Armen und dem Gespräch des Kastellans losgerissen, wurde halblaut um seine Meinung in dieser wichtigsten Angelegenheit befragt und hatte Mühe, sich durch einen Scherz der Neugierigen zu erwehren, die ihn als Jugendfreund des Fabrikherrn in das Geheimniß eingeweiht glaubten. Die Erwartung eines Ereignisses lag

über Allen und brachte eine Unruhe und Beklommenheit in Adelheid's kleines Fest, die, so drückend sie war, doch auch ihre eigene Befangenheit zu verbergen diente.

Erst als man den neuen Anbau des Schlosses, die wohlgepflegten Parkanlagen besichtigt hatte und die Einen von dem Hügel, im Schirm breitästiger Buchen, die Aussicht in das Land hinaus genossen, die Andern am Teich entlang gingen oder auf den Rasenflecken den Federball warfen, besänftigte sich diese heimliche Erregung und die Freude kehrte zurück. Adelheid war unter den Spielenden, nicht die keckste und harmloseste, das lag ihr fern, aber doch ohne jemals den harten Zwang zu verrathen, den sie sich anthat. Allmällig zog das Beispiel der jugendlichen Wirthin fast alle ihre Gäste heran, so daß Vinzenz und Gregor oben auf dem Hügel endlich allein geblieben waren.

Der Anblick der reichen, im sommerlichen Schmuck lächelnden Landschaft mit ihren feinen Conturen, dem goldblauen Duft, der all' ihre Formen in Baum und Strauch, in der sanften Wellenlinie eines entfernteren Höhenzuges verschmolz und verklärte, spiegelte sich in Vinzenz's ruhigem, heiterblickenden Gesicht wieder. Ihn hatte das Verstummen und die schweigende Freundlichkeit Adelheids mit den schönsten Hoffnungen erfüllt; nichts konnte ihren Bund hindern, eine seltnere Uebereinstimmung in Jahren, Gesinnung und Lebensstellung nicht schöner gedacht werden; er fühlte es an sich, daß ihnen die Zärtlichkeit dauernder und sanfter ersetzen werde, was ihnen beiden an leidenschaftlicher Liebe gebrach; denn alle Leidenschaft lebt nur im Kampfe um ein Ziel und stirbt, wenn

sie es erreicht hat. Die Freude stimmte ihn mittheilsam und es drängte ihn auch, die Meinung des Freundes über die Geliebte zn erfahren und vielleicht den ersten Schritt zu einer gegenseitigen Versöhnung anzubahnen.

Gregor's Auge folgte finster einem Habicht, der jenseit des Parks über dem offenen Feld einen Zug flüchtiger Tauben jagte und jetzt die eine mit seinen Fängen ergriff, als Vinzenz zu ihm sagte: „Seit wir das Schloß betreten haben, bist Du verstimmt, Gregor, und ich denke, ich trage die größte Schuld davon."

„Du? Nicht doch! Wie kämest Du dazu? Jakob hat mir mit seinen alten Geschichten die Lust verdorben, man soll nicht an jedem Tage der Todten gedenken."

„Damit entgehst Du mir nicht, und kurz — Du hast Recht mir zu zürnen, daß ich Dir so lange meine Liebe zu Fräulein Sterneck verschwiegen."

Und eben so hastig, wie der Freund gesprochen, kehrte sich Gregor ganz zu ihm hin und faßte seine beiden Hände. „Und ich sage Dir, Vinzenz — traue ihr nicht! Es liegt ein Abgrund hinter ihrer Resignation. Aber dies Gespräch sei hiermit auch für uns aus. Du kannst in mir keinen Vertrauten Deiner Liebe finden, einen Warner verlangst Du nicht. Ich habe nicht einmal Gründe für mein böses Wort, behalte oder vergiß es, wie Du willst."

Vinzenz schüttelte den Kopf. „Wie wunderlich! Wenn man Dich und sie hört, sollte man an das Mährchen von angebornem Hasse glauben; kaum habt ihr euch gesehen und schon seid ihr einander auf den Tod erzürnt."

„Haßt sie mich auch?“ fragte Gregor kurz und scharf. „Urtheile dann, ob ich so Unrecht mit meiner Abneigung habe.“

„Wer wird einem blinden Zuge so leicht nachgeben,“ wandte Vinzenz ein, „ihn nicht zu begründen oder zu bewältigen suchen.“

„Nur wer immer rechnet,“ entgegnete Gregor gereizt, „kann nach dem Grunde des Hasses oder der Liebe fragen. Sie sind da, genügt das nicht für ihre Wahrheit und Wirklichkeit? Sei Du glücklich, laß mir meinen Groll.“ Und um jedes weitere Reden darüber abzuschneiden, eilte er den Hügel hinab zu den Spielenden, um den Ball noch eben geschickt aufzufangen, den Adelheid in die Luft geschlagen.

Ein unbehagliches Gefühl regte sich in ihm, die Liebe des Freundes verletzte und kränkte ihn, auch deshalb vielleicht, weil plötzlich, er wußte nicht, wie es gekommen, eine gewisse Mißgunst über Vinzenz's Glück seine Stimmung noch mehr verbitterte. Es war nicht Habsucht oder Neid über die Güter, die Vinzenz durch diese Heirath zufielen, eher beleidigte Selbstliebe, daß er, der doch in männlicher Schönheit, an Willenskraft und Geist den Freund so sehr überragte, nicht einen Blick des Fräuleins auf sich habe lenken können. Vergebens sagte er sich: sie seien einander widerwärtig und verhaßt, wie Alles so hätte kommen müssen, daß nur Thoren Dinge beklagten, die sie selbst nicht anders gewollt. Der Wurm in seinem Herzen nagte weiter. In diesem Grübeln tauchte wieder die alte Frage auf: liebt sie ihn? und wieder sagte es laut in ihm: Nein! Was trieb sie aber zu dieser Verbindung? Warum blieb sie nicht unabhängig, sie — die das Glück

der Freiheit nicht genug zu preisen wußte? Das Gespräch, zu dem ihn Jakob heimlich gebeten, hoffte er, werde alle diese Geheimnisse enthüllen und seinem stürmisch bewegten Herzen Ruhe geben. Wenn Adelheids Heuchelei entlarvt und ihre Ehe mit Vinzenz unmöglich geworden, hatte er seinem Haß und seiner Freundschaft genug gethan; dann stand ihm wieder die weite Welt offen.

Mit Sonnenuntergang brach die Gesellschaft auf; das Fräulein schützte Ermüdung vor und wollte die Nacht im Schlosse zubringen. Bis an den Ausgang der Lindenallee ritt Gregor mit den Andern, dort nahm er Abschied von ihnen, um noch, wie er sagte, einen Streifzug nach seinem Hause zu machen, während die Uebrigen diesmal nicht durch die Haide, sondern auf dem kürzeren Weg der Fahrstraße nach der Stadt zurückkehrten. Das schroffe Wesen und die harten Worte Gregors hatten Vinzenz verletzt und es war ihm schon erwünscht, diesen Abend nicht mit ihm zusammen zu sein und die Nacht ihren Streit besänftigen zu lassen. Unweit des schmalen Grabens, welcher die ersten Bäume der Haide von dem Blachfeld trennte, stand die Hütte eines Waldwächters, zu der Gregor sein Pferd lenkte, dort abstieg und es dem Wächter bis zu seiner Rückkehr in Obhut gab. Eine kurze Weile ging er noch bei sich selbst überlegend, in drängenden Gedanken, unter den Tannen hinüber und herüber, darauf wandte er sich rasch zum Schloß.

Silbergrau lag die Dämmerung über dem Park, tief im Westen verlöschten auch die letzten röthlichen Lichter in den Wolken, auf den Kronen der Bäume; zwischen Himmel und

Erde wurde es ganz still. Nichts störte Gregor und Jakob auf der einsamen, umbuschten Stelle am Gitterthor, wo sie jetzt im leisen Gespräche standen. Die Leidensgeschichte des armen Jodocus rollte sich noch einmal vor Gregor auf; der Haß des Alten gegen die Tochter erschien ihm heute gerechtfertigter, als er erfuhr, wie arg sie ihn getäuscht, wie sie mit dem Manne entflohen, den er für seinen treusten Freund gehalten.

„Und seht, Herr Gregor," fuhr Jakob fort, „nicht einmal im Tode haben sie ihn in Ruhe gelassen. Meine Zunge haben sie gebunden und ihr Verbrechen schreit noch ungerächt zum Himmel. Doch nun seid Ihr gekommen, nun ist's aus mit meinem Schweigen. Ich muß reden, sonst erstickt mich die Schuld, wie sie's mit ihnen gethan hat. Schaut um Euch, Herr Gregor, das Alles ist Euer! Euch hat Herr Jodocus sein Gut vermacht durch ein richtiges, ordentliches Testament und seine schlechte Tochter enterbt. Er hat mir Alles vertraut, aber der Tod kam zu schnell über ihn und er konnte mir nicht mehr sagen, wo er das Dokument verborgen. Und als nun die Gerichte kamen, war kein Testament zu finden, nirgends, in keinem Schrank, nicht hinter den Büchern. So wurde die schöne, reiche Erbschaft, Euer Eigenthum, seinen Feinden zugesprochen, ich selbst mußte ihnen die Thüre seines Hauses dort drüben öffnen. Da weiß nun Gott allein, wie es zugegangen, als sie beide allein in ihrem Zimmer waren, Herr und Frau Sterneck, da fanden sie gleich das Testament und der Herr, der heftig und trotzig war, verbrannte es an den Wachskerzen, die ich ihnen oben auf den Tisch gestellt, und war so wüthend, daß er die Hand sich fast an den bren-

nenden Pergament absengte, das er nicht loslassen wollte, bis es ganz zu Asche geworden. Darüber kam ich, nichts Böses denkend, wieder herein und merkte gleich an ihren entstellten Gesichtern was vorgegangen. Der Herr faßte mich aber zornig an der Brust und verlangte einen hochheiligen Eid von mir, daß ich nichts verrathen sollte von dem, was ich nun einmal gesehen. Und wie er drohte und die Frau bat und mir hier im Schlosse eine gute Stelle und ihre Gunst versprach und sie sagten, daß Ihr längst in Amerika läget, ließ ich mich bethören und schwur. Aber vor Eurem Blick kann ich den erzwungenen Eid nicht mehr halten, da Ihr lebt, wie könnte ich Euch betrügen!"

„Mein — mein!" sagte Gregor wie aus einem Traum auffahrend und noch halb in ihm befangen.

„Euer vor Gott!" bekräftigte der Alte feierlich, „Und Ihr werdet auch Zeugnisse finden, die Menschen von Euerm Recht zu überzeugen. Die Beiden, die Euch Euer Gut zu entreißen dachten, sind nicht froh darüber geworden, Gott hat sie bald nachher sterben lassen."

„Und das Fräulein?" fragte Gregor. „Wußte sie darum?"

„Im Hause war sie damals nicht," antwortete Jakob noch leiser, „aber sie hat etwas Heimliches, wie ihre Mutter."

Indem fuhr langsam ein Wagen an dem Gitter, hinter dem sie standen, vorbei und hielt an dem Thor.

„Was ist das?" murmelte Jakob, „das sind unsere Pferde, sollte das Fräulein noch in der Nacht von hinnen reisen?"

Da fuhr ein gewaltsamer, schneller Entschluß durch Gregor's Seele. „Ich will sie noch heut' sehen, mit ihr reden — jetzt gleich!"

Und ehe ihn der Alte besänftigen oder zurückhalten konnte, riß er sich los und eilte auf dem Pfade fort, den ein schwacher Lichtschimmer des aufgehenden Mondes vor ihm erhellte. Bald erreichte er, aus dem Dickicht der Gebüsche sich windend, einen breiten Gang, an dessen Ende die Terrasse des Schlosses in dunklen Umrissen anfing. Vor und hinter ihm tiefe Schatten, tiefes Schweigen, nur der Kies knirschte zuweilen unter seinem Tritt. Athemlos hielt er endlich am Fuß der Terasse an, er setzte sich auf die unterste Stufe, überwältigt von seinem Lauf und Klopfen seines Herzens. In diesem Augenblick der Ruhe wandten sich seine geschäftigen Gedanken. Wenn sie unschuldig an dem Verbrechen ihrer Eltern wäre, es nie erfahren hätte? Was that sie Dir, daß Du ihre glückliche Unwissenheit zerstören, ihr das Andenken ihrer Mutter beflecken willst? Bist Du so arm, daß Du den Verlust von Gütern nicht leicht entbehren könntest, die Du bisher nicht besessen, noch begehrt? Allein lauter sprach die Stimme seines Hasses, er sprang auf, es war etwas in ihm wie der Gedanke eines Mordes — und die Stufen herab schritt Adelheid, die Kapuze ihres schwarzen Mantels, der sie ganz umhüllte, über den Kopf gezogen, leise vorüber gleitend, beinahe wie ein Schatten. Halbwegs aber trat er ihr schon entgegen und faßte sie hart am Kleid. „Vergebung, Fräulein Sterneck, aber ich habe mit Ihnen zu reden."

Die Kapuze verbarg ihm ihr Gesicht, daß er die Wandlung ihrer Züge nicht bemerken konnte; und ihre Stimme zitterte kaum, als sie ihm erwiederte: „Ich wüßte nicht, was

Herr Gregor Wilde mit mir zu verhandeln hätte, immer hätte er indeß eine bessere Stunde dazu wählen können."

„Nein, jetzt ist die rechte Stunde, Fräulein Sterneck, morgen wären Sie nicht mehr in diesem Schlosse gewesen, Ihr Wagen hält am Thore, Sie wollten diese Unterredung fliehen, die Sie fürchten."

Er fühlte, wie sie zusammenschauerte; diese Demüthigung des stolzen Mädchens war ihm ein wollüstiges Vergnügen, allein er selbst erschrak, als sie zornig die Kapuze zurückwarf und ihn von sich stieß. „Gehen Sie doch, was hab' ich mit Ihnen zu theilen? Ihr Anblick ist mir verhaßt, wie Ihre Rede. Ja, ich wollte gehen, um Sie nicht beständig auf meinem Wege zu finden, ich fürchtete Sie, wie man seinen Todfeind fürchtet — bis diesen Augenblick, jetzt sind Sie mir mit Ihrem Ueberfall verächtlich geworden."

„Verächtlich!" Als ob ihn der Schlag einer Peitsche getroffen, zitterte er vor Zorn und Grimm. Solch' Wort wagen Sie zu mir, auf meinem Boden, der mir gehört, nicht Ihnen?"

„Nicht mir? Soll ein Abenteurer wie Sie, weil er mir die Liebe meines Großvaters entrissen, mir auch mein Erbe entreißen dürfen?"

„Ihr Erbe?" lachte Gregor auf. „Die Gewaltthat Ihres Vaters."

Mit einem jähen Schrei brach sie zusammen und sank auf die Stufen nieder, mit der Stirn gegen das eiserne Geländer der Terrasse schlagend, daß die alte Narbe blutend wieder aufsprang. Ein Entsetzen kam über Gregor, er wollte sie

unterstützen, hinauftragen — und blickte doch nur unverwandt in das blutige Antlitz der Besinnungslosen, darüber die Blutstropfen langsam rieselten. Der Mond stand im vollen Licht über den Wipfeln der Bäume, seine gelblichen Schimmer glitten über sie hin, über ihre aufgegangenen, flatternden, braunen Flechten. Eingehüllt in dem schwarzen, faltigen Mantel, nur das Gesicht unbedeckt, das in dieser Beleuchtung noch blasser aussah, mit den schmerzlich verzogenen Lippen, war sie einer Gestorbenen ähnlich.

Im Schlosse erschienen Lichter an den Fenstern, wurde es laut — und wie von einem unheimlichen Banne befreit stürzte Gregor zu ihr hin, sein Herz schlug mächtig und ängstlich zugleich, als drohe es mit dem nächsten Schlage wie eine Glocke im Feuer zu zerspringen. So blieb er über sie hingelehnt, berauscht vor dieser schmerzentstellten, hingesunkenen Gestalt, die ihm nie so schön und begehrenswerth erschienen — ein-, zweimal drückte er seinen Mund auf ihre Stirne, ihre geschlossenen Augen. Ein Ach! entrang sich ihrer Brust, ihre Hand fuhr in die Luft nach einer Stütze, an die Stäbe des Geländers, nun richtete sie sich halb auf, unter ihren sich öffnenden Wimpern irrte verstohlen ein scheuer Blick zu ihm hinüber und während vom Schlosse her die Dienerschaft nahte, Gregor sprachlos, betäubt, vom Bewußtsein seiner Schuld fortgetrieben die Treppe hinunter und durch den Park zum Ausgang floh, saß sie still da, das blutende Haupt an das Geländer gedrückt und ihr Auge schien ihn noch immer in dem Schatten zu suchen.

III.

Betäubt, Kopf und Herz von widerstreitenden Gedanken und Gefühlen zerrissen, war Gregor vom Schlosse nach seinem Hause zurückgeeilt; wie er den Weg gefunden, wie er ihn durchstürmt, wußte er nicht. Im Osten dämmerte schon in blaßgelben Streifen die Morgenfrühe des nächsten Tages, als er den Rand des Waldmoors erreichte. Er warf sich in dem hohen, thaufeuchten Grase nieder, unbekümmert um Alles, er suchte nur Kühlung für seine heiße Stirn, die verzehrende Gluth in ihm. Dort weckten ihn die Arbeiter, die bald nach Sonnenaufgang bei dem Bau ankamen, aus seinen wirren Träumen. In drei Tagen sollte der Bau fertig sein, die Gerüste wurden schon abgebrochen. Eine Weile schaute Gregor theilnahmslos dem geschäftigen Treiben zu; es freute ihn nicht mehr, daß sein Wunsch sich endlich erfülle, sondern es war ihm, als hänge sich damit eine neue, ihn ganz niederdrückende Last an ihn. Wenn er dann eifrig half, Balken und Stangen zusammentragen, wollte er in dieser hastigen

Thätigkeit nur das Geschehene vergessen und sich in der Wirklichkeit wieder zurecht finden.

Freilich, das war nicht abzuweisen und zu verlöschen, daß diese so lang gefürchtete und gemiedene Adelheid jetzt schicksalsvoll in sein Leben eingetreten sei, durch seine Schuld. Ob sich die Erzählung Jakob's bestätigte oder nicht, er würde sich immer für beeinträchtigt in seinem Recht, sie sich in ihrer Mädchenwürde für beleidigt halten. Und nicht dies allein; im Grund seiner Seele regte sich ein anderes, heftigeres Gefühl für Adelheid, eine Empfindung, die, so unklar und zwiespältig in Furcht und Haß und Neigung sie war, ihn dennoch drängend zu ihr trieb. Für so viel Irrungen, die er nicht geschaffen, die aber doch sein wildes, jähzorniges Wesen zu diesem Knoten verschlungen, gab es eine Lösung? Mußte nicht eine jede durch eine große Selbstaufopferung von ihrer oder seiner Seite errungen werden? Und in diesem Sinnen und Grübeln erkannte er zuletzt, daß er sie nicht mehr aufgeben könne, daß er sie liebe — er drückte verzweifelnd die Hände an die Schläfen, der Gedanke wich nicht von ihm. Was der Wurm in der Frucht, die er still und geräuschlos arbeitend ganz aushöhlt, das ist im Herzen ein leidenschaftlicher Gedanke. Ihn zu ersticken, hatte Gregor nicht genug Kühle und Kälte des Verstandes und war seiner selbst nicht sicher genug. So wuchs die Leidenschaft durch Alles, was er sich sagte und vorstellte, sie zu besänftigen: durch die Abneigung des Fräuleins gegen ihn, durch die Liebe des Freundes zu ihr. Warum sollte er nicht alle diese Hindernisse überwinden? Wie unbedeutend erschien Vinzenz

in seiner stillen, gemessenen Weise ihm gegenüber; das Auge jeder Frau mußte sich für ihn entscheiden und wenn Adelheid ihn bisher vermieden, war es geschehen, weil er sie zu tief verletzt und absichtlich nie um ihre Gunst geworben hatte. Ihr ganzer Haß stammte vielleicht nur aus beleidigter Eigenliebe. Und dann, raubte er Vinzenz so viel, so Unersetzliches? Adelheid liebte ihn nicht, was verlangte er thöricht nach ihr? Nach wenig Tagen würde der kühle, verständige Fabrikherr sich mit ihm versöhnt und eine neue Braut gefunden haben. Mit der Selbstsucht und dem ausschließlichen Hochmuth der Leidenschaft glaubte sich Gregor allein in der Welt und Alles nur für ihn bereitet, da war es ihm lieb, in Verhältnissen zu stehen, die er brechen, Pflichten zu haben, die er verletzen konnte, um seine Kraft und seinen Sieg an ihnen zu beweisen.

Trotz ihres Zwistes am gestrigen Tage erwartete er, während des Morgens den Freund zu sich kommen zu sehen, den sein Ausbleiben in der Nacht sicherlich geängstigt hätte. Im gegenseitigen Sichaussprechen wollte er ihm dann Alles entdecken, was im Schlosse geschehen, und ihn durch diese Erzählung unmerklich, gleichsam von selbst, zu dem Entschluß leiten, Adelheid zu entsagen. Aber Vinzenz kam nicht und ärgerlich, in getäuschter Hoffnung, ritt Gregor am Nachmittage nach der Stadt hinüber. Drüben erfuhr er, daß in der Frühe ein Diener des Fräuleins gekommen, daß Vinzenz kaum den Brief zu Ende gelesen, den er ihm gebracht, und spornstreichs nach dem Schlosse gefahren sei. Also wußte er das unheilvolle Begebniß, aus ihrem Munde dazu — Gregor

wandte sein Pferd, er wollte ihm entgegen, — hielt wieder an, stieg ab und ging schweigend nach seinem Zimmer hinauf, voll von stürmischer, gewaltsam unterdrückter Bewegung, nur zuweilen schlug er mit der Reitpeitsche zornig auf die Treppenstufen.

Oben, in seinem Gemache stand das Fenster noch offen, die Pflanzen lagen noch in ihren Papierhüllen auf Tisch und Stühlen umher, ein und ein anderes Buch aufgeschlagen daneben — so, wie er gestern Alles verlassen, als ihn Vinzenz abrief. Er zog den Vorhang des Fensters in die Höhe, er konnte von hier aus eine kleine Strecke der Landstraße übersehen, die zu ihrem Schlosse führte, auf welcher er zurückkommen mußte. Dichter Staub wogte darüber, blitzend und spielend im Sonnenschein, langsam rollten schwerbeladene Frachtwagen einher; von dem, dessen Ankunft er herbeisehnte und fürchtete, keine Spur. Je länger er so unruhig wartend stand, desto bittere Empfindungen quälten ihn, desto wilder und zorniger ward sein Gesicht. Als er vom Fenster trat und vom Boden auf sein Blick zufällig in den Spiegel irrte, erschrack er vor sich selbst, so entstellt sah er aus, mit funkelndem Auge, mit wild zerzaustem Haar. Es stürmte in ihm; sollte er sich so betrügen lassen, von ihr um sein Besitzthum, von ihm um seine Liebe? War er nicht Manns genug, beides zu gewinnen, wenn es sein mußte, mit Gewalt? Ja, mit Gewalt, denn dahin hatten ihn schon diese dunkelglänzenden Augen, die seit der vergangenen Mitternacht unlässig in sein Herz schauten, von Entschluß zu Entschluß getrieben. Stunde um Stunde verrann ihm ohne Beschäf-

tigung, in solch' dumpfem Brüten. Endlich, das war Vinzenz's Wagen. Ein Blick hinüber — Adelheid saß darin, neben dem Freunde, nun war Alles aus für ihn, krampfhaft griff er nach der Reitgerte, als wäre sie eine Waffe.

Wie er sich faßte? Genug, als Vinzenz einige Minuten später zu ihm hinaufkam, fand er Gregor aufrecht, am Tische lehnend, Blumen und Bücher weit verstreut am Boden. Daß sie nicht mehr die Alten waren, stand in den Zügen eines Jeden geschrieben. Eine schwere, finstere Falte lief über Vinzenz's Stirn, doch bot er über die ganze Breite des Tisches dem Freunde die Hand zum Gruß, Gregor erwiederte ihn schweigend, so kühl, als solle es der letzte sein.

So blieben sie noch einen kurzen Augenblick sich gegenüber, bis Vinzenz sagte: „Ich war im Schlosse bei Fräulein Sterneck, wir sind verlobt."

„Wohl!" antwortete Gregor, sich zur Ruhe zwingend und fuhr doch gleich nachher hastig auf: „Und doch wußtest Du, daß ich sie liebte!"

Mehr noch im Ton seiner Stimme, als in seinem Gesicht, bebte ein so wilder Schmerz, so viel Zorn und Vorwurf, daß Vinzenz weicher und versöhnlicher gestimmt, ihm antwortete: „Nicht von Dir; ich schloß es nur aus dem, was Du gegen sie gewagt, so handelt nur Einer, den die Leidenschaft beherrscht."

„Willst Du mich meistern?"

„Nicht doch; aber ein Mädchen, das jetzt meinem Schutze sich anvertraut, vor Deiner Liebe wie Deinem Hasse vertheidigen. Laß mich noch reden, Gregor. Hat sie Dich je gekränkt, daß

Du ihr so entgegentreten durftest: hat das Wort eines alten Thoren mehr Gewicht als Zeit und Recht? Laß mich und Adelheid glauben, daß Du Jakob's Beschuldigung nur zum bereiten Vorwand für Deine Leidenschaft benutztest. So allein kann sie Deinen Ueberfall verzeihen, vielleicht vergessen; mit dem, der ihre Ehre antastet, kann sie keine Gemeinschaft haben."

„Auch gut", sagte Gegor bitter und kam einige Schritte vor. „Ende der Liebe und der Freundschaft! Ich bin Dir und ihr lästig, ich soll gehen. Aber daß ich ein Thor wäre! Bleiben will ich trotz alledem und mein Recht fordern von Himmel und Erde!"

„Ein Recht, woran Du selber nicht glaubst! Uns willst Du büßen lassen, was Deine Heftigkeit verschuldet: diesen unglückseligen Zwist, die Trennung unserer Jugendfreundschaft. Hast Du das Geständniß geachtet, das ich Dir that? Im Gegentheil, es hat nur Deine Leidenschaft noch heftiger entzündet, während der wackere Mann in solchem Kampf der Pflichten sich selber opfert, und der gesittete schweigend das Unvermeidliche erträgt."

„Noch Lehren?" spottete Gregor. „Wahrlich, dem Glücklichen steht es schön, weise zu sein." Wieder übermannte ihn die Heftigkeit, einmal zuckte es in seinem Arm, er hob die Reitgerte und schleuderte sie eben so rasch zu Boden. „Es ist aus mit uns. Ich werde sie Dir nicht lassen, feige und ohne Kampf, nimmermehr! Und damit zum Letztenmal: lebe wohl!"

Vinzenz versuchte ihn nur noch durch einen sanften

Blick seines Auges zurückzurufen — umsonst, in Gregor's Antlitz flammte die Wuth, wie er hoch aufgerichtet, seinen Hut zerknitternd, das Gemach verließ. Draußen, im Hofe, hörte ihn Vinzenz stürmisch nach seinem Pferde rufen und sah ihn im Galopp davonsprengen.

Einige Tage blieb Gregor wie verschollen, Niemand hatte in ihm Walde, in der Stadt oder in der Umgegend gesehen, dann vernahm Vinzenz von dem Löwenwirth, daß er wieder in seinem Hause am Moor wohne und schalte, fast noch wunderlicher als Herr Jodocus. Die oberen Räume des Gebäudes ständen leer und kahl, ohne Geräthe und Schmuck, die Wände ohne Tapeten, nur in allen hinge eine Glaskrone und des Abends ließe er die Wachskerzen darin anstecken und die Fenster öffnen, daß der Lichterglanz weit in die Haide hineinschimmere. Bald aber mußte ihm diese Einsamkeit lästig werden, er fing an, Gesellschaften um sich zu versammeln und Feste über Feste zu feiern. Da ging es hoch und lustig her, in Weingelagen, Spiel und Tanz. Nicht lange, und er war unter den jungen Leuten der gefeiertste Mann, ihr Vorbild in der ganzen Gegend. In Allem hatte er die Weise und den äußeren Adel eines großen Herrn, keiner empfing seine Gäste mit feinerer Höflichkeit, keiner war mehr jedem Scherz und jeder Laune geneigt. Denen, die ihn leise warnten, bei seiner Freigebigkeit doch auch der eigenen Zukunft zu gedenken, erwiderte er lachend: so viel hätte ihm das Schicksal gegeben, sich und seinen Freunden mühelos das Dasein zu verschönen. Weder von Adelheid noch von Vinzenz fiel in diesen heiteren Zusammenkünften jemals ein Wort.

Die neugierigen Fragen, die ihn anfangs bestürmten, warum er sich von ihnen entfernt, hatte Gregor kalt und streng abgewiesen; dies war, wie es schien, die einzig verwundbare Stelle an ihm, die seitdem Niemand zu berühren wagte.

Ohne manchen, tiefen Schmerz ertrug auch Vinzenz die Trennung von dem alten Freunde nicht, so oft er sich auch selbst sagen mochte, daß sie in dieser Verwickelung der Verhältnisse eine Nothwendigkeit gewesen und sich weniger herb und schneidend vollzogen habe, als er gefürchtet. Das Gleichmaaß seines Wesens und seines Lebens erhob ihn allmählich wieder über die erste trübe Stimmung; die gewohnte Thätigkeit, der Reiz und Genuß, den er in Adelheid's Huld und Umgang fand, ersetzten ihm den Verlust des Freundes, den er sich übrigens nicht auf die Dauer entfremdet glaubte. — Nicht so leicht ging ihr indeß das Gedächtniß jener Nacht vorüber. Ihre frühere, so ernste und doch so liebliche Ruhe hatte sie ganz verloren; in fieberhafter Aengstlichkeit wähnte sie überall Gregor zu sehen und das schreckliche Wort wieder zu hören, das er gegen ihren Vater ausgestoßen. Wenn Vinzenz bei ihr saß, bezwang sie diese Furcht und war auch vielleicht in Wahrheit freier und muthiger um die Seele, allein ihr Auge strahlte nicht mehr im alten, ungetrübten Glanz, ein Nebel lag darüber und es durfte dann nur ein fremder Schritt, ein ungewöhnliches Geräusch an ihr Ohr schlagen, um sie aufgelöst, laut schluchzend in seine Arme zu treiben. Nicht eher werde er sie wieder lächeln sehen, sagte sie ihm oft, als bis sie weit von hinnen wären, beide allein, in glücklicheren Ländern und nicht verfolgt von dem fürchter-

lichen Schatten. Es war erklärlich, daß Vinzenz in dieser krankhaften Aufregung der Freundin Alles that, ihre Verbindung zu beschleunigen, Alles ordnete, um fern von diesen Stätten, auf denen ein Fluch zu ruhen schien, eine geraume Zeit mit ihr auf Reisen hinzubringen, und ebenso lag es in Adelheid's verschlossener Natur, daß sie diese Vorbereitungen ohne den lauten, stürmischen Jubel eines jugendfrischen Herzens begrüßte und den Tag ihrer Trauung mehr mit gehaltenem Ernste, als in Freude herannahen sah. Doch entzückte sie ihn immer mehr, je näher er sie kennen und den reichen Schatz von Milde und Lieblichkeit höher schätzen lernte, den sie in fester, fast rauher Schale verschloß. Sein liebendes Auge bemerkte den Schatten nicht, der bei alledem um sie war, den heimlichen Abgrund in ihrer Seele, der etwas Finsteres und Entsetzliches, ihr selbst vielleicht noch unbewußt, verhüllte. Und als sie ihm so einst, auf der Terrasse ihres Schlosses, im rothglühenden Sonnenuntergang, den Kopf an seine Schulter gelehnt, sagte: „ich habe nur den einen großen Wunsch, daß mein Herz so still wäre, wie die Landschaft umher, und die Abenddämmerung so viele Tage währte, als sie jetzt Secunden zählt!" klangen ihm daraus nur die Tiefe und Schönheit ihres Gefühles, nicht die Saiten eines zerrissenen Gemüthes entgegen, das sich nach Ruhe im All sehnt. —

Gregor hatte nichts gethan, sich ihr wieder zu nähern. Ob er sie noch liebte, ob nicht — sie wagte es nicht zu entscheiden, und auch das verbarg ihr Vinzenz sorgfältig, daß Gregor hier und dort bei Anwälten umherfragte, was er,

auf die Erzählung Jakob's hin, gegen das Fräulein unternehmen könne. Vinzenz hielt das Ganze für einen Fiebertraum des Alten und hatte nie mit seiner Verlobten darüber gesprochen, um sie nicht durch seine Fragen noch mehr zu ängstigen. Um so unangenehmer überraschte ihn jetzt die Nachricht, die ihm aus der Hauptstadt ward, daß Gregor in der That einen Prozeß gegen das Fräulein begonnen und ein berühmter Advokat mit der Ausarbeitung der Klage beschäftigt sei. Ein tiefer Widerwille, in den sich unwillkürlich eine gewisse Verachtung einmischte, ergriff ihn wider diesen Mann, den er Freund genannt und der nun so rücksichtslos, so aller Ehrlichkeit und edlen Gesinnung bar, in blinder Leidenschaft ein fremdes Glück und seine eigenen, besten Erinnerungen zertrat. Sie zu betrüben, sollte ihm indeß nicht gelingen, beschloß Vinzenz bei sich, und sein Wille bezwang alle Hindernisse, die ihre Heirath noch verzögert hatten, und er wußte auch Adelheid für diese Beschleunigung zu gewinnen.

So still auch diese Hochzeit gefeiert werden sollte, konnte sie doch nicht so geheim gehalten werden, daß Gregor nicht durch das Gerücht Kunde von ihr erfahren hätte. Diese Nachricht machte ihn noch finsterer und verschlossener, als er es allmählig mitten unter seinen Festen geworden. Nun sah Jeder, wie er in dem wilden Rausch der Fröhlichkeit nur seine tiefgewurzelte Leidenschaft hatte niederhalten wollen, die jetzt, in dem Augenblicke, wo sie ganz hoffnungslos wurde, gewaltsam hervorbrach. Vor dieser heftigen, eigenthümlichen Natur wichen die Genossen seiner Gelage scheu zurück, er selbst hatte wohl nie die Kluft vergessen, die sie immer von

seiner Innerlichkeit getrennt, und es war ihm recht, sich in der Einsamkeit seinem finstern Sinn überlassen, Thaten der Rache und Verzweiflung bedenken zu können. Denn die Schande, die seine Klage, ob er sie gewann oder verlor, in jedem Falle, über Adelheid's Eltern und vielleicht sie selbst verbreiten mußte, genügte seinem Hasse nicht. Alles, was ihm je Böses widerfahren, kam in seiner Erinnerung wieder herauf, die Unbill des Geschickes, der Verrath und die Treulosigkeit der Menschen, und verbitterte sein Gemüth. Er war der Ausgestoßene, der Betrogene, in dieser Welt der Falschheit der einzig Wahre und wenn er seine Hand gegen die Andere erhob, geschah es nur in gerechter Vertheidigung.

Diese Gedanken beschäftigten ihn auch heute, als er in später Stunde auf der Straße am Schlosse entlang wanderte. Er war den Tag über im heißen Spätsommer in Wald und Feld umhergeirrt und hatte absichtslos, ohne es zu merken, diesen Weg zur Heimkehr eingeschlagen, den er seit jener Nacht nicht zum zweitenmale betreten. — So kam er dem Schlosse immer näher, jetzt hielt er vor der steinernen Mauer des Parkes an. Wie er durch die Gitterthür blickte, meinte er drinnen unter den Bäumen Adelheid an Vinzenz's Arm auf und nieder wandeln, ihr faltiges, blaues Kleid im Abendwind flattern zu sehen. Schärfer hineinschauend erkannte er dann wohl, daß ihn seine Einbildung getäuscht oder besser, sein eifersüchtiges Herz — aber der Pfeil blieb doch darin und wühlte weiter.

Unweit des Schlosses stieg die Straße ein weing an und führte um den Fuß eines Hügels, der sie und den Gar-

ten überragte. Ihn wanderte Gregor hinauf. Die Sonne war längst untergegangen und an dem mattblauen Himmel, der sich an seinen Enden immer dunkler färbte, stand still der Mond, in gelblich blassem Lichte. Ein feiner Nebel wallte hinauf und hinab zwischen den Wolken und dem Boden. Hier ballte er sich fester um die Baumwipfel und die vorspringenden Spitzen des Schloßdaches zusammen, dort zerfloß er leichter und luftiger wie aufgelöst in tausend Fädchen. Ueber Gregor war tiefste Stille; die Birkenzweige, an deren Stamm er sich lehnte, hingen so schwer und müde herab, wie die Wolken; unter ihm, aus den Blüthengebüschen des Gartens klang zuweilen der Lockruf eines Vogels, wie lang anhaltendes Schluchzen. Die drinnen waren eben so ruhig, warum floh ihn der Friede? Unverwandt schaute er hinab; es war ihm, als müsse sich auf dieser Stelle, in dieser Stunde die Irrung und der Kampf seines Herzens lösen, schmerzlich und traurig, aber doch endigen. Und das war ihm genug, wie auch der Ausgang fiel, er befreite ihn wenigstens von dieser ewigen, verzehrenden Aufregung. — Da öffnete sich das Gartenthor, eine Gestalt huschte heraus. „Er!" sagte Gregor zu sich, ohne Laut; hastig griff er nach seiner Brusttasche, er berührte den Stahlgriff seines Dolches, etwas wie Lächeln und Schmerzzucken zugleich flog um seine Lippen, im wilden Lauf stürzte er den Hügel hinab, gerade als die verhüllte Gestalt daran vorübereilen wollte. Er faßte sie am Mantel, der bei dieser heftigen Berührung von ihren Schultern glitt, es war Adelheid. Umsonst ließ er sie los, erwartete umsonst einen Schrei des Schreckens, einen Aus-

bruch ihres Zornes. Ein eigenes Feuer brannte düster in ihren großen, verweinten Augen.

„Da sind Sie", sagte sie mit traurigem, doch entschlossenem Tone. „Sie kommen mir auf halbem Wege entgegen. Wie Sie mir, so wollte ich heut' zu Ihnen, wir haben die Rollen getauscht."

Nun maßen sie sich gegenseitig mit stolzen Blicken. — „Kommen Sie", winkte sie ihm dann, noch hatte sie nichts von ihrer herrischen Weise verloren. Sie wandte sich nach dem Schloß zurück, er folgte ihr, um eines Schrittes Weite nur von ihr entfernt, stumm, fast geräuschlos — wie vorübergleitende Schatten. Unter einer Fichte, deren Zweige noch mehr Dunkel um sie bereiteten, am Eingang des Gartens, blieb Adelheid stehen, er ihr gegenüber.

„Wir haben einander so wehe gethan" – sprach sie flüsternd — „daß es keine Versöhnung für uns gibt, auch nicht in dieser letzten Stunde."

„Nein", erwiderte er hart und trotzig. „Keine Versöhnung!"

Sie biß auf ihre Lippe und neigte den Kopf. „Ich wußte es, und ich komme auch nur, Ihnen ein Geständniß zu thun."

„Mir?"

„Und Sie werden mich hören", sagte sie stolz. „Vinzenz hat mir vergebens verbergen wollen, was Sie gegen mich unternommen: diese entsetzliche Klage. Seit wenig Stunden erst weiß ich es. Ihn habe ich noch mehr schätzen, Sie noch tiefer darüber hassen gelernt. Nicht meinem Namen, auch dem

seinen wollten Sie damit eine unverlöschliche Makel anheften und im Keime ein Glück zerstören, der Menschen, die Sie — genug! Aber Sie irrten, wenn Sie glaubten, ich könnte seine Gattin werden, des edelsten und wackersten Mannes, mit dieser Schmach — ich, die Tochter eines Verbrechers! Denn wohlan, Sie werden Ihre Beschuldigung nie beweisen, aber Sie sind in Ihrem Recht! Auf ihrem Sterbebette hat mir meine Mutter das schreckliche Geheimniß vertraut. O mein Gott, wäre ich lieber als das Kind der ärmsten Bettlerin geboren und verschmachtet; statt dieses unselige Geheimniß beständig mit mir herumzutragen!"

Ueber ihre Worte war er noch bleicher und entsetzter geworden, als sie. „Adelheid!" rief er angstvoll und hob die gefalteten Hände zu ihr empor, „was haben Sie gethan?"

„Meine Pflicht. „Sie haben mein Leben zerschlagen, aber es war Ihr Recht. Jeder an seinem Platz."

Ueberwältigt stürzte er vor ihr auf die Knie, er ergriff den Saum ihres Gewandes, da er sich scheute, ihre Hand zu berühren, er kam sich jetzt als der Schuldigste und Sündhaftigste Aller vor. Und sie wich nicht, sie duldete seine Berührung, nur die Augen schloß sie, wie um ihn nicht zu sehen.

„Und Vinzenz?" fragte er tonlos.

„Er wird Sie hassen, wie ich, mich vergessen lernen und dann vielleicht uns Beide beklagen."

„Nimmermehr! Er müßte der elendeste der Menschen sein! Sie aufgeben!?"



„Er wird es doch müssen, Sie sollen ganz befriedigt werden, Gregor!"

Diese Stimme zerschnitt mit ihrem schwermüthigen Klange sein Herz; ihr Gesicht, ihre Haltung hatte in dem leis von Mondstrahlen durchzogenen Nebelduft etwas Geisterhaftes, das sein Blut erstarren machte. „Nein, nein!" rief er einmal über das andere. „Das nicht, Adelheid! Sie tragen Schreckliches im Sinn!"

„Im Tode wird Alles still, das Geschick wie das eigene Herz, lassen Sie es gut sein."

„Und Sie dürfen nicht von hinnen, denn ich liebe Sie unsäglich, und nun soll Niemand kommen und Sie mir entreißen!"

In ihrem Antlitz leuchtete es wie Verklärung, einen flüchtigen Augenblick, als er sie so wild und stürmisch umfaßte. „Und eben darum ist's aus, Sie oder ich! — Ach, Gregor!" Aber ehe das verhängnißvolle Wort ihr entschlüpfte, fand sie sich wieder in ihrer Würde, ihrem Stolz, als die Verlobte eines Andern.

Und nun sanken auch die sie eng umschließenden Arme Gregor's langsam an ihrem Leibe herab, es flog und irrte Alles im Schimmer und Nebel vor ihm durcheinander. — Streifte ihre Lippe ganz leise sein Haar, wehte ihr Hauch mit dem seinen zusammen? Große Thränen schwammen in seinen Augen, als er die geliebte Gestalt in den Schatten suchte. Es war vorbei. Wie er sich seiner wieder bewußt wurde, lag seine Rechte an dem Griff des Dolches. In seiner Seele schien eine Stimme vernehmlich zu sprechen: es mußte

so kommen, büße nun dein Wesen. Eher du, als sie. Mächtig dröhnend schlug da eilender Hufschlag an sein Ohr, ein Reiter jagte vorüber, das Mondlicht beschien ihn ganz. „Das war Vinzenz", sagte er sich still, „nun wird Alles gut werden." Auf dem Steinpflaster des nahegelegenen Schloßhofes stampfte das Roß; er wagte kaum zu athmen, wie festgenagelt hing sein Auge an den Fenstern der Zimmer, worin sie wohnte. Plötzlich war strahlendes Licht an dem einen, täuschte ihn der Schein oder war es Wirklichkeit: hielt er sie nicht umschlungen? Nun senkte er die dunkeln, buschichen Wimpern tief hernieder und ging langsam den Pfad, den er mit ihr gekommen, zum Hügel zurück. Dort, unter den Birken, setzte er sich nieder, tiefer schienen sich ihre Zweige auf ihn zu senken und breitere Schatten über den Mond zu ziehen.

Es war kaum eine Viertelstunde später, gerade vor Mitternacht, als Vinzenz mit Adelheid und einigen Dienern, ihn suchend, aus dem Garten traten. Da lag noch der schwarze Mantel, den sie am Tannenstrauch verloren, auf der Erde, Vinzenz hob ihn auf und eilte wie von des Geschickes unsichtbarer Hand geleitet Allen voran, den Hügel aufwärts. Er war oben, vor dem schlummernden Freunde — er zuckte nur ganz leise bei dem Anblick, der sich ihm darbot, denn dicht hinter sich fühlte er schon Adelheid's brennenden Athem und durch den dunkelrothen Rauch, der von den Fackeln der Diener aufstieg, drangen scharfe, grelle Lichter über die Scene hin, er breitete den Mantel der Geliebten, wie zum Schutz, weit über den Jugendfreund aus und wie sie näher trat, zog

er sie sanft zurück: „Laß ihn nur so, bedeckt vom Mantel der Liebe." Ohne Laut, ohne Thränen sank sie an sein Herz und in dem feierlichen Schweigen der Nacht, das jetzt, ernst an die flüchtige Stunde und die dauernde Ewigkeit gemahnend, die eintönigen Schläge der Schloßuhr unterbrochen, fanden sie ihren Frieden, wie er auf anderm Wege den seinigen gefunden.







